This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

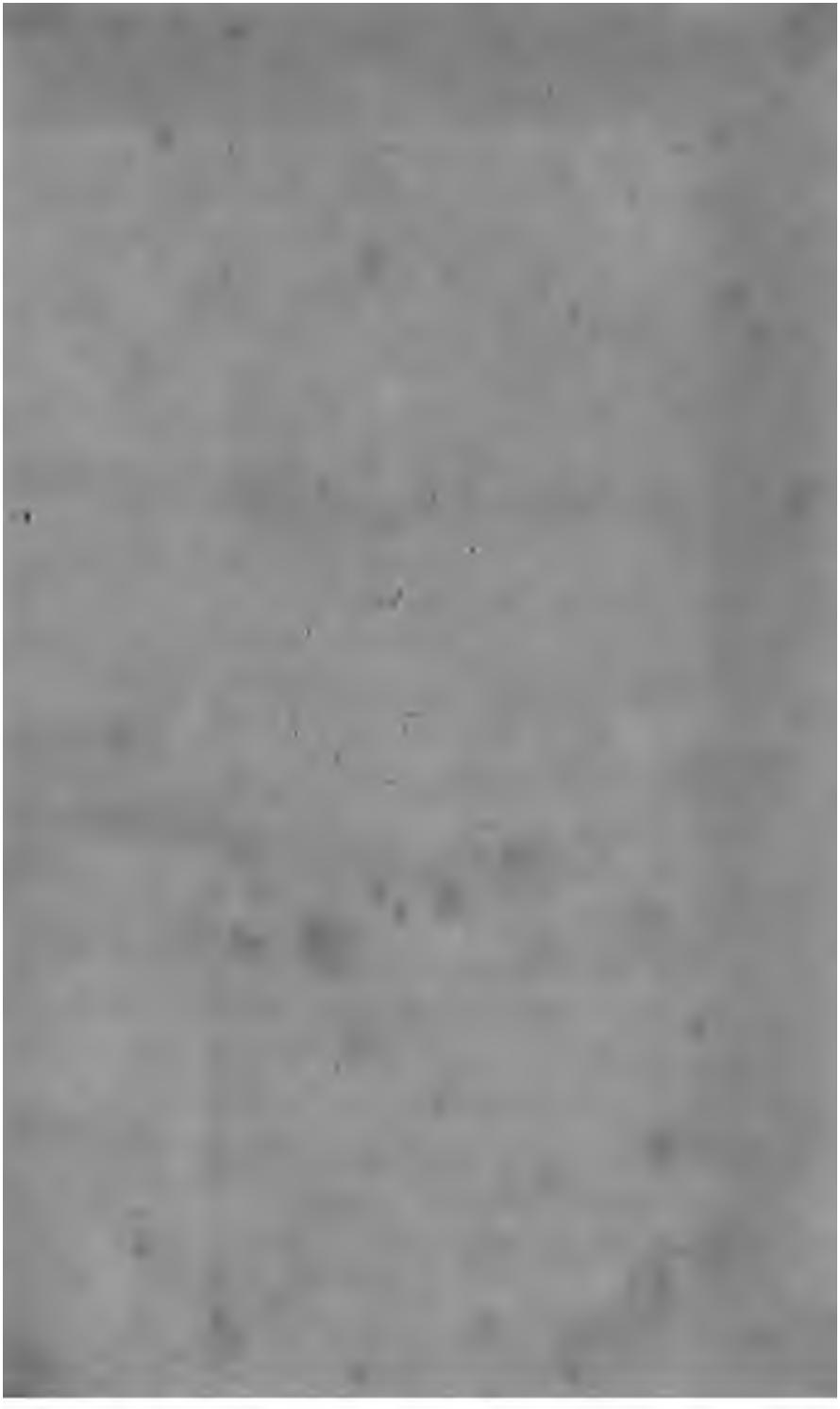
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

=22127



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Aus meinem Leben.

Friedrich Carl Ferdinand

Freiherr von Müffling

sonst Weiß genannt.

Zwei Theile in einem Bande.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn.

(Zimmerstraße No. 84. 85.)

Vorwort des Herausgebers.

Nachfolgende Memoiren fanden sich unter den Papieren meines verstorbenen Vaters mit der Bestimmung vor, sie sogleich nach seinem Tode zu veröffentlichen.

Die Zeit, in welche das bewegte Leben des Verfassers fiel, die Beziehungen, in denen er zu so manchen hervorragenden Persönlichkeiten gestanden, würden allein schon hinreichen, diesen Aufzeichnungen ein allgemeines Interesse zu erwecken; erhöht aber wird dieses noch durch die persönliche Begabung des Verewigten, dessen klare unbefangene Auffassung der Verhältnisse und

Begebenheiten, so wie seine seltene, ich darf sagen: allgemein bekannte Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit ihn vorzugsweise befähigten, Beiträge zur Geschichte zu liefern.

Erfurt, im Januar 1851.

Eduard Freiherr von Müffling,
Geheimer Regierungs-Rath a. D.

Vorwort.

Wenn es der Zweck eines Vorwortes ist, die Leser auf einen Standpunkt zu führen, den der Verfasser für sie als den geeignetsten zum Verständniß seines Werks ausersehen hat, so steht das nachfolgende Schreiben des Verfassers an die Herausgeber dieser Blätter hier vollständig an seinem Platz.

An meine Kinder!

Die Memoiren, welche ich hinterlasse, sind für Euch, meine lieben Kinder, bestimmt, um in meinen und Euren Nachkommen als ein Erinnerungs-Buch an einen Vorfahren fortzuerben, der bestimmt war, in einer großartigen Zeit merkwürdiger Weltbegebenheiten durch seine Dienst-Stellungen den ungewöhnlichen Ereignissen näher zu stehen.

Wenn diese Memoiren ein nicht zu veröffentlichendes Familien-Eigenthum sind, so blieb mir die Verpflichtung, über manche Begebenheiten, von denen ich Augenzeuge war und welche ein allgemeines europäisches Interesse haben, Aufklärungen oder Berichtigungen zu hinterlassen.

Zu diesem Zweck habe ich unter dem Titel: „Aus meinem Leben“ vier Abschnitte ausgezogen, welche so wie ich sie Euch übergebe, zum Druck bestimmt sind.

Eine Beurtheilung der Menschen und Darstellung ihrer Verhältnisse war dabei unvermeidlich.

Ich nehme die Beruhigung in das Grab, daß meine Leser erkennen werden, wie ich in beiden Beziehungen danach gestrebt habe, nicht über das hinauszugehen, was der Weltgeschichte angehört, und somit mir keinen Eingriff in die Rechte und Pflichten eines Biographen erlaubt habe.

Die Memoiren, welche meine Erziehungs- und Lebensgeschichte, so wie die rein preußischen Zustände, denen ich nahe stand, umfassen, sollen meinen Nachkommen belehrend sein, wie die von der Meeres-Fläche bedeckten Klippen zwar nicht zu umschiffen, wie aber die Stöße, welche sie unvermeidlich veranlassen, durch Ruhe und Mäßigung zu tragen sind. Meine Nachkommen werden aus meinen Memoiren ebenso wie die Leser „meiner vier Abschnitte“ entnehmen, daß ich während meines langen

Lebens von dem reinen Streben geleitet worden bin, das Rechte zu thun und Gutes zu bewirken, ſie werden vielleicht Spuren davon finden, daß mir die Genugthuung geworden iſt, bei vielen ehrenhaften Zeitgenoſſen dieſe Anerkennung hervortreten zu ſehen, allein es iſt fern von mir, zu verſchweigen, wie ich in reiferen Jahren ſelbſt erkannt habe, wie viel mehr ich hätte leiſten können, wenn meine eignen Fehler mich nicht daran verhindert hätten!

Ein geiſtreicher Schriftſteller hat die Frage aufgeworfen:

> ob es für das allgemeine Wohl vortheilhafter ſei, dunkle Zu-, Auf- und Ausgangs-Räume durch ein feſtſtehendes Licht zu erleuchten, oder jeden auf ſeine mit ſich herumzutragende Handlaterne zu verweiſen?

Alle diejenigen, welche einen hohen Werth darauf legen, ihren Beſchlüſſen jederzeit eine eigene ſpezielle Anſchauung vorausgehen zu laſſen, werden ſich für die Handlaterne erklären, und alle diejenigen, welche ihr Handeln ausſchließlich auf die vorgefundenen Umſtände, mit Ausſchluß der Vergangenheit und Zukunft, zu gründen beabſichtigen, werden ſich ihnen anſchließen. Dagegen werden alle, die ihr Ziel ohne Zeitverluſt zu erreichen trachten, eine allgemeine und gleichzeitige Beleuchtung ihrer ganzen Bi ben, und alle diejenigen, welche daran

Erſter Abſchnitt.

Einleitung. — Die Jahre 1805—1806. — Der Feldzug von 1813.

Einleitung.

Von der Zeit ab, als ich meine Lectüre ſelbſt zu wählen und zu beurtheilen hatte, neigte ich mich mit beſonderer Vorliebe zu den franzöſiſchen Memoiren hin, oder richtiger geſagt, ich fand keine Art der Darſtellung ſo geeignet, um einen Abſchnitt der Geſchichte klar vor die Augen der Leſer zu führen, als das Memoire.

Es hat ſeine großen Schwierigkeiten, die Pflichten eines Geſchichtsſchreibers zu übernehmen, ſelbſt dann, wenn ſie lediglich auf den gleichmäßigen Fortgang und die gleichmäßige Behandlung der Erzählung beſchränkt werden.

Die Geſchichte ſelbſt hat keinen Anſpruch auf eine ſolche Behandlung. Sie iſt oft während langer Zeiträume unerträglich langweilig, während ein ganz kurzer Abſchnitt von wenigen Jahren Jahrhunderte aufwiegt, ſowohl zur Belehrung der Nachkommen als zur Stärkung des Geiſtes, der in der Geſchichte die würdigſte Vorbereitung zur Entwickelung eigener Kräfte findet.

Es iſt mir immer ſo vorgekommen, als ob es eine zu hoch getriebene Forderung an den menſchlichen Geiſt ſei, daß ein Einzelner, der eine merkwürdige Zeit erlebt hat, ihre Geſchichte ſchreibe. Je höher er geſtellt war, je

Drei Jahre lang bis 1805 war ich als Gehülfe des Herrn von Zach (Direktor der Seeberger Sternwarte) bei der Thüring'schen Gradmessung angestellt, dirigirte die Thüring'sche Messung, und bereiste die mitteldeutschen Länder.

Ich war der Brigade des Generalstabes unter dem Obersten von Scharnhorst zugetheilt, der meinen guten Willen und meine Thätigkeit freundlich aufmunterte. Scharnhorst hatte vorzüglich die Napoleon'sche Art der Kriegführung und die Mittel, um ihm zu widerstehen, zum Gegenstand seines eifrigen Studiums gemacht, und strebte darnach, junge Männer für den vorauszusehenden Krieg mit diesem gefährlichen Gegner vorzubereiten.

Die Mühe, die er sich mit mir gab, blieb nicht ohne Früchte, und als im Jahre 1805 die Armee mobil wurde, hielten mich meine Kameraden so wie die höheren Offiziere des Generalstabes für einen thätigen, unverdrossenen und seinem Geschäft gewachsenen Offizier.

Ich war dreißig Jahr alt, Quartier-Meister-Lieutenant, gesund, kräftig und in meinem Innern glücklich und zufrieden.

Eine edle Frau war mir geworden und drei hoffnungsvolle Kinder verschönerten unsre, der Häuslichkeit gewidmeten Tage.

Das Jahr 1805.

Der Generalstab bestand in seiner neuen Organisation seit drei Jahren.

Der General-Quartier-Meister (General-Lieutenant von Geusau) bestand eigentlich nur dem Namen nach, denn als Vorsteher des Krieges-Departements und Chef des Ingenieur-Corps war er ein überbeschäftigter Mann, der nicht Zeit hatte, sich um den Generalstab zu bekümmern.

Man wußte auch im Voraus, daß er einen Krieg nicht mitmachen werde.

Unter ihm ſtanden 3 General-Quartier-Meiſter-Lieutenants, wovon jeder eine Brigade, beſtehend aus Stabs-Offizieren, Capitains und Lieutenants-Adjoints unter ſich hatte.

Der älteſte von ihnen, Oberſt von Phull, hatte ſeine Erziehung in dem damals ſo berühmten Würtembergiſchen Militair-Inſtitut erhalten, und ſtand in dem Ruf eines großen Gelehrten. Er war kalt, verſchloſſen, verdrießlich von Natur, immer bitter, ſarkaſtiſch und ein großer Egoiſt.

Das Soldatenleben und die Kameradſchaft war ihm völlig fremd.

Er verſtand nicht mit Menſchen umzugehen, ſtieß alles von ſich zurück und lebte iſolirt. Er hat vielen Menſchen imponirt, wenigen Vertrauen, keinem Liebe einzuflößen gewußt.

Der älteſte nach ihm war der Oberſt von Maſſenbach, in demſelben Inſtitut als Oberſt von Phull erzogen, aber ein vollſtändiger Gegenſatz von dieſem. Ein Feuerkopf, reich an Ideen mit einer ihn aufreibenden, aber nie practiſchen Thätigkeit. Daneben heftig, unſtet, ein Rechthaber, und von der beſonderen Leidenſchaft geplagt, alles um ſich her zu regieren. Wo er Unterwürfigkeit fand, zeigte er Gemüthlichkeit, Widerſtand konnte er durchaus nicht vertragen. Er ſchätzte die Kunſt der Rede ſehr hoch, er war auch dazu begünſtigt durch eine ſonore Stimme und ein ſchönes belebtes Auge mit einer hohen offnen Stirn, allein der Eindruck blieb aus, weil die Kunſt dem Zuhörer ſogleich fühlbar wurde und die Rührung, die er andern aufzudringen trachtete, ihn ſtets zuerſt ergriff.

Der dritte General-Quartier-Meiſter-Lieutenant war Oberſt von Scharnhorſt, ein vollſtändig wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, der aus dem hanöverſchen Dienſt, in welchem er die Feldzüge von 1793—1794 als Offizier des Generalſtabes mitgemacht hatte, als Major in unſere Armee übergegangen war. — Er hatte in allen Waffen gedient und hatte als Lehrer und Schriftſteller ein unermüdliches Streben nach Klarheit ausgebildet.

Maſſenbach war damals bereits ſein Quartier-Meiſter geweſen. Der Fürſt hatte viel perſönlichen Ehrgeiz, liebte den Kriegsruhm, hatte ſich als tapferer Offizier bewährt, war viel mehr Taktiker als Stratege, jedoch durch ſeine Kurzſichtigkeit von früher her verhindert, größere Truppenbewegungen auf den Exerzierplätzen zu überſehen. Im Jahre 1805 war ſeine Felddienſtfähigkeit mehr als zweifelhaft.

Er litt am Podagra und hatte gerade, als ihm das Commando angetragen wurde, einen heftigen Anfall, den er durch tägliche Einreibungen mit Opodeldok abzuwehren trachtete.

In den Morgenſtunden roch ſein ganzes Quartier nach ſeiner Krankheit, die er jedoch ſorgfältig, obwohl vergebens, zu verbergen ſtrebte.

Hätte er ſeinen körperlichen Zuſtand, und die Anſprüche, zu welchen ein ſo bedeutendes Commando berechtigte, klar überſehen, ſo mußte er bereits 1805 das Commando ablehnen. Durch dieſen Schritt hätte er für ſich ſelbſt und für die Armee das ſchwere Unglück abgewendet, was ein Jahr ſpäter eintrat.

Das Verhältniß zwiſchen dem Fürſten und Maſſenbach war ganz eigenthümlicher Art. Maſſenbach imponirte und beherrſchte den Fürſten in allen militairiſchen Ideen, jedoch nicht ohne Widerſtand, der ſich indeß darauf beſchränkte, den Anſchein der Selbſtſtändigkeit zu wahren.

Damit war aber Maſſenbach nicht zufrieden, er verlangte eine augenfälligere Unterwerfung und ſuchte jede Gelegenheit auf, ſeinen Gegner durch Empfindlichkeiten zu ermüden, wohl wiſſend, daß der gutmüthige Fürſt bei ſolchen Neckereien am Ende immer wieder die Hand zur Verſöhnung bot. In Erfurt war ich Zeuge eines ſolchen Maſſenbach'ſchen Unterwerfungs-Verſuchs, der eine komiſche Scene veranlaßte, welche beluſtigend geweſen ſein würde, wenn ſie nicht auf längere Zeit geſtörte Verhältniſſe herbeigeführt hätte.

Massenbach hatte für die militairische Gesellschaft in Berlin eine Lobrede des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, den Sieger bei Crefeld, Minden ꝛc. geschrieben.

Der Fürst hatte davon gehört, und wünschte sie zu lesen. Massenbach erbot sich zu einer Vorlesung, schlug die gefährliche Stunde gleich nach der Mittagstafel vor, und die Majors von Pirch, von Röder (Adjutanten des Fürsten) und ich, wurden dazu geladen.

Massenbach vertraute mir an: daß er diese Gelegenheit benutzen werde, um etwas ganz besonderes für das Wohl der Armee und den Fürsten zu bewirken.

Die Acten des 7jährigen Krieges waren nach dem Tode des Herzogs Ferdinand in das Archiv nach Berlin gekommen, und aus diesen hatte man ersehen, was damals noch wenig oder gar nicht bekannt war, daß ein Braunschweigischer Secretair Westphal, der den Herzog als solcher in diesen Feldzügen begleitete, zugleich als sein vertrauter Stratege gebraucht worden war. Westphal wohnte während des Krieges Zimmer an Zimmer mit dem Herzog, und hatte seine militairische Correspondenz zu führen, wodurch er von allen Ereignissen und allen Verhältnissen der Armee eben so genau unterrichtet war, als der Herzog selbst.

Wenn die alliirte Armee in Folge des vorgestreckten Ziels oder in Folge der Märsche des Gegners genöthigt war, eine Bewegung zu machen, so schrieb der Herzog das Motiv dazu auf einen gebrochenen Bogen, gab ihn in das Nebenzimmer und Westphal hatte daneben zu schreiben, was nach seiner Ansicht die alliirte Armee zu thun habe.

Aus dieser Correspondenz ergiebt sich nicht allein, daß Westphal ein für diesen Zweig ganz ungewöhnlich begabter Mann gewesen sein muß, sondern auch, daß der Herzog in der Regel seine Anträge genehmigte, und daß daher dieser bedeu-

tende Mann einen großen Einfluß auf den glücklichen Ausgang der Feldzüge des Herzogs Ferdinand gehabt hat.

Maſſenbach beabſichtigte für den uns bevorſtehenden Feldzug, der Weſtphal des Fürſten von Hohenlohe zu ſein, und er ſah die Vorleſung ſeiner Lobrede als eine günſtige Gelegenheit an, dem Fürſten begreiflich zu machen, daß durch dieſe großartige Organiſation der Kriegesruhm des Herzogs Ferdinand viel tiefer begründet ſei, als durch alle ſeine gewonnenen Schlachten.

Meine Zweifel, daß es gelingen werde, den Fürſten in dieſe — ihm bis jetzt ganz fremde — Richtung zu bringen, blieben unbeachtet, und die zu dieſem Zweck umgearbeitete Lobrede wurde mit gehörigem Pathos vorgeleſen.

Maſſenbach ſaß dem Fürſten gegenüber, die Lichter ſtanden zwiſchen beiden, ich aber konnte den Ausdruck der beiderſeitigen Geſichtszüge beobachten.

Die Lobrede war an ſich nicht kurz, jedoch durch die etwas breiten Zuſätze der Verhältniſſe des Herzogs zu ſeinem Secretair bedeutend verlängert und wie wir uns nicht bergen konnten, etwas ermüdend geworden.

Dem Fürſten fielen allmählig die Augen zu. Maſſenbach konnte es nicht ſehen. Die zum Schlaf unbequeme Stellung brachte einige ſchnarchende Töne hervor, Maſſenbach las mit ſolchem Feuer, daß er nichts hörte.

Als er an die Stelle kam, auf deren Effect er am meiſten gerechnet hatte, ſtanden bereits dicke Schweißtropfen auf ſeiner hohen Stirn; ſeine Stimme wurde bewegt, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, und mit dem Preiſen des unvergänglichen Ruhmes ſeines Helden war der große Augenblick eingetreten, in welchem ſein feuchtes Auge — Beifall ſtrahlende Blicke des Fürſten ſuchend — nach einer Seitenbewegung des Kopfes, um die Lichter herum ſehend, gewahrte, daß ſein Haupt-Zuhörer ſich in tiefem Schlafe befand.

Als der Fürst durch die plötzlich eingetretene Stille erwachte, hatte Massenbach bereits mit wüthenden Blicken und einigen schweren Seufzern seine dickleibige Rede zusammen gepackt und verließ unter einigen unangenehmen Reden das Zimmer.

Der Fürst, zuerst verlegen, dann aber empfindlich, befragte uns: ob wir gewacht hätten? und als die Adjutanten erwiederten, der Respect gebe große Kräfte, beschwerte er sich über die Insolenz, eine so langweilige Abhandlung gleich nach Tisch vorzulesen.

Massenbach konnte diese, seine Eitelkeit so schwer verletzende Scene gar nicht vergessen, und bewirkte durch sein Benehmen, daß die Verstimmung zwischen ihm und dem Fürsten zur öffentlichen Kenntniß kam. — Als er jedoch nach Berlin berufen wurde, um dort einem Kriegsrath in Gegenwart des Königs beizuwohnen, bedurften beide einander, Massenbach um seine Stimme dadurch zu verstärken, daß er sagen konnte, sein Feldherr sehe die Sachen ganz so wie er an, der Fürst aber bedurfte seiner, um der Welt glauben zu machen, daß er seinen General-Quartier-Meister mit Instructionen zu diesem Kriegsrath abgesendet habe.

Uebrigens wollte Massenbach seine Stellung als General-Quartier-Meister des Fürsten nicht aufgeben. Er wußte sehr wohl, daß er mit keinem andern General en Chef so gut als mit diesem fertig werden konnte und versuchte es deshalb in Berlin durchzusetzen, daß der Fürst zum Generalissimus ernannt werde, was jedoch nicht gelang, da man seine Schwäche und Eitelkeit dort zu genau kannte.

In Folge dieses Kriegsraths wurde ein kleines Corps unter dem General von Blücher in Bayreuth zusammen gezogen, (dem ich als Quartier-Meister-Lieutenant zugetheilt war) um von dort aus den Folgen der Schlacht von Austerlitz; der

Besetzung des Fürstenthums Ansbach durch das Corps des Marschall Bernadotte, in der größten Nähe zuzusehen.

Hier stand ich zuerst unter den Befehlen des Mannes, dem 8 Jahre später das Glück wurde, Europa so bedeutende Dienste zu leisten, ich lernte alle seine guten Eigenschaften kennen, den ächten Soldaten als würdiges Vorbild in ihm schätzen. Ich sah die französische Armee in Ansbach, die Leichtigkeit der Bewegung ihrer Infanterie und erkannte, daß ohne bedeutende Veränderungen in der unsrigen wir in einem Kriege unterliegen müßten.

Alle Infanterie-Offiziere zu Fuß mit dem Torniſter auf dem Rücken, bis auf den Bataillons-Commandeur und Adjutanten, während unsre Bataillons 50 Luxus-Pferde bedurften! General Rüchel war mein Gönner; ich sendete ihm ein Memoire über diesen Gegenstand. Er antwortete mir: Mein Freund! Ein preußischer Edelmann geht nicht zu Fuß!

Das Corps von Blücher wurde nach der Besitznahme von Hanover zurückgezogen, ich mußte bis kurz vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1806 bei dem General-Major Graf Tauentzien in Bayreuth bleiben, der die Fränkische Brigade commandirte. Ich benutzte meine Zeit, um ein Tableau der französischen Armee zusammen zu stellen, aus welchem die Ordre de Bataille aller Corps nach ihren Regiments-Nummern hervorging. Dies war uns nothwendig, unentbehrlich, aber nicht daran gedacht, es für die Commandirenden zu beschaffen.

Der Herzog von Braunschweig hatte davon gehört, und dies mag die Veranlassung gewesen sein, daß er mich zu seiner Person nach Halle, seinem Haupt-Quartier, berief.

Hier traf ich den Herzog als Generalissimus der Armee, ungewiß über die politischen Verhältnisse Preußens zu Frankreich und England, ungewiß über die Stärke und Stellung der französischen Armee-Corps in Deutschland, ohne einen festen Plan und Verabredung über das, was geschehen sollte. Der

Herzog war aber weit davon entfernt, die Verantwortung eines Handelns nach Umständen auf sich zu nehmen, vielmehr hatte er sich vorbehalten, dem Könige einen Plan zur Genehmigung vorzulegen.

Der Herzog von Braunschweig hatte mit 72 Jahren zwar noch eine merkwürdige körperliche Rüstigkeit und Frische des Geistes, indeß er war mißtrauisch und übermäßig vorsichtig geworden, ihm mangelte die Einfachheit in der Behandlung der Geschäfte, und die Begebenheiten waren ihm dergestalt über den Kopf gewachsen, daß, weit davon entfernt sie zu leiten, er von ihnen beherrscht wurde.

Er hatte das Commando angenommen, um dem Kriege auszuweichen, ich darf das mit einer solchen Bestimmtheit sagen, weil ich es aus seinem Munde mehr als einmal gehört habe, wenn die ihm zunächst Untergebenen ihm das Commando erschwerten, oder hinter seinem Rücken Dinge ausführten, mit denen er in keiner Art einverstanden war. Wenn ich denn im Vortrag bei geschlossener Thüre die Mittel angab, den Gehorsam zu erzwingen und zu erhalten, so stieg sein Unwille bis zu dem Grade, daß er die Characteristik dieser nächsten Umgebungen in die einfachsten, aber bittersten Worte kleidete.

Er nannte dann den Fürsten von Hohenlohe einen schwachen und eitlen Mann, der sich von Massenbach regieren ließ, den General von Rüchel einen Fanfaron, den Feldmarschall Möllendorf einen abgestumpften Greis, den General von Kalkreuth einen listigen Ränkeschneider und die Generale en second ordre talentlose Routiniers, worauf er dann jederzeit schloß:

> Und mit solchen Leuten soll man den Krieg führen, den Krieg gegen Napoleon, nein, der größte Dienst, den ich dem Könige leisten kann, ist, wenn es mir gelingt, ihm den Frieden zu erhalten.

Der General-Quartier-Meister-Lieutenant von Phull war in die Suite des Königs gebracht worden, weil der Herzog ihn

haßte; man hatte ihm Scharnhorſt als General-Quartier-Meiſter überwieſen, den er zwar ſchätzte, mit dem er aber ſich über militairiſche Gegenſtände zu berathen, eine beſondere Scheu hatte.

Lucheſini und Haugwitz waren des Herzogs Hoffnungsſterne, weil dieſe ihn glauben machten, der Krieg könne noch vermieden werden. Noch klingt es in meinen Ohren, wie Lucheſini nach ſeiner Ankunft aus Paris im Königlichen Haupt-Quartier Naumburg, auf des Herzogs Frage über Napoleons Abſichten ihm erwiederte: Monseigneur — il ne fera jamais l'agresseur jamais jamais.

Eine innere Zufriedenheit überzog bei dieſen Worten das Geſicht des Herzogs.

Er machte den beiden Miniſtern Lucheſini und Haugwitz förmlich die Cour, weil er ſie als die Partei des Friedens betrachtete.

Scharnhorſt kam einen Monat ſpäter als ich im Haupt-Quartier an, da er noch in Königlichen Aufträgen reiſte. Ich wollte nun zu der Diviſion des Herzogs von Weimar abgehen, zu der ich nach meiner Anſtellung gehörte, Scharnhorſt hielt mich zurück. Er hatte das natürliche Mißtrauen des Herzogs zu überwinden, was mir nicht im Wege ſtand. Aber ich war der Subaltern, der nur ſprechen durfte, wenn er gefragt wurde. — Scharnhorſt hatte in ſeinen Vorträgen etwas methodiſches, was dem Herzog nicht angenehm war, denn er wußte, wenn er anderer Meinung war, nicht anders als durch eine feierliche Gegenrede aus der Sache zu kommen.

Wenn Scharnhorſt Vorſchläge im Geiſt der neuern Kriegführung machte, ſo ſtutzte der Herzog, ſah mich mit ſeinen großen Augen an, als ob ich reden ſollte. Wenn ich ſchwieg, ſo wußte er mich in das Geſpräch zu ziehen, und wenn ich es verſuchte, die practiſchen Ideen des geiſtreichen Scharnhorſt in ein noch glänzenderes Licht zu ſtellen, ſo war er verſtimmt.

Eines Morgens, als ich Scharnhorst zum Vortrag abholte, sagte er mir: ich kann mit diesem wunderbaren, aus Vorurtheilen zusammengesetzten Mann nicht fertig werden. Ich kann das Vertrauen, was er zu Ihnen hat, nicht auf's Spiel setzen, stimmen Sie mir bei den wichtigen Fragen über die Entscheidungen des Krieges nicht bei, damit unser Feldherr nicht glaubt, wir wären in einer fortwährenden Verabredung, um ihn zu beherrschen.

Der Herzog liebte es, sich durch Conferenzen von 8 bis 10 Personen über die strategischen Verhältnisse aufzuklären und lud dazu auch den General von Phull ein.

Wir hatten bereits einige Stunden gesessen, und es war viel Unnützes und Uncorrectes gesagt worden, als der Herzog im Nebenzimmer eine Meldung abzunehmen hatte.

Phull sprang in dieser Zwischenzeit mit Heftigkeit auf und rief:

was soll aus einem so verwünschten Meinungs-Picknick herauskommen?

Bei der berühmten Conferenz in Erfurt am 5ten October, wo alle commandirende Generale, General-Quartier-Meister-Lieutenants, so wie Major von Rauch und ich zugegen waren, verlas Massenbach ein langes Memoire, um zu beweisen, daß die Armee links über Hof und Bayreuth abmarschiren und sich dort mit Oestreich in Verbindung setzen müsse.

In der ganzen Idee war kein gesunder Menschenverstand; Sachsen von dem Erzgebirge, dem Thüringer Wald bis zum Harz, umzogen, bildet ein tête de pont für die Elbe von Dresden bis Magdeburg. Wir standen in diesem tête de pont; wir hatten beschlossen, die Feindseligkeiten nicht anzufangen, und Massenbach wollte uns aus dem tête de pont heraus, durch ein Nadelöhr nach Franken führen. Zu welchem Zweck?

Es war nicht schwer vorauszusehen, daß Napoleon uns ruhig nach Nürnberg ziehen lassen und von Westen her unge-

hindert in Sachſen eindringen würde. Was dann? Ueber Hals und Kopf zurück um den Paß bei Hof und die Uebergänge über die Elbe nicht zu verlieren?

Der ganze Vorſchlag war keiner Antwort werth.

Indeß der Herzog ließ ſich mit Maſſenbach ein, und da dieſer ihm ſehr lebhaft antwortete, ſo fragte der Herzog Scharnhorſt: Herr Obriſt, was ſagen Sie dazu?

Scharnhorſt hatte bis dahin alles aufgeboten, um die Armee in Bewegung und Thätigkeit zu ſetzen, die Eröffnung der Feindſeligkeiten durch Napoleon nicht abzuwarten, ſondern ſeine von der böhmiſchen Grenze bis nach Frankfurt zur Vereinigung marſchirende Armee zu durchbrechen, und zu einer Rückwärts-Concentrirung zu nöthigen, war aber immer auf dieſe Conferenz vertröſtet worden. Er erhob ſich nun und erklärte:

> ich kann zwar dem Vorſchlag des Oberſten von Maſſenbach nicht beitreten, indeß darauf kömmt es hier nicht an, denn ob man im Kriege immer das Beſte thut, iſt die Frage. Das Beſte iſt aber gewiß, daß man *etwas* thut, und in Ermangelung eines beſſern mag dies geſchehen.

Das war dem Herzog ein völlig unerwartetes Beitreten zu dem Maſſenbach'ſchen Vorſchlag. Er wollte die Armee nicht in Bewegung ſetzen, weil er hoffte, daß dadurch der Friede noch erhalten werden könnte.

Der Herzog fragte nun den Feldmarſchall Möllendorf, die Generale Graf Kalkreuth, Fürſt Hohenlohe, Rüchel, Zaſtrow, was zu thun ſei, und alle fanden, daß ſie zu wenig vom Feinde wüßten, um ein Urtheil abgeben zu können.

„Wie das erfahren?“

Durch Detaſchements, welche man von Eiſenach bis Saalfeld über den Thüringer Wald ſendet.

Das war dem Herzog ganz recht, er hatte seine Unter-Feldherrn auf andere Ideen gebracht und konnte sie nun zu näheren Erklärungen auffordern.

Der Fürst Hohenlohe dictirte eine bogenlange Disposition für sein Corps, wie es sich durch den Thüringer Wald echelloniren sollte, damit endlich ein paar Escadrons bis an die Grenze von Coburg und Hildburghausen gegen Franken rücken könnten.

Der Fürst schenkte uns kein Bataillon, keine halbe Batterie, und der Zweck der Conferenz war in die Kunst, eine Disposition zu dictiren übergegangen.

Der General von Rüchel, der hierauf für sein kleineres Corps eine Disposition dictirte, ging noch weiter, gab ermüdende Details, welche gar nicht hierher gehörten und brachte seine Spitze, eine Escadron, glücklich nach Meiningen, wo die Welt mit Brettern vernagelt war, da das daran grenzende Gebiet des Königs von Baiern, der als Mitglied des neu gestifteten Rheinbundes zu Napoleons Allirten gehörte, als feindlich anzusehen war.

Scharnhorst dankte dem Himmel, daß die Conferenz gegen Mitternacht zu Ende ging, da kein Resultat von einer solchen Versammlung zu erwarten stand.

Wer bei dieser Conferenz zugegen war, konnte sich über den Ausgang dieses Krieges nicht täuschen.

Das waren also die Feldherren, welche den jugendlichen Napoleon mit seinen an Schlachten gewöhnten und kriegslustigen Marschällen bekämpfen sollten?

Die einzeln geschlagenen Schlachten von Jena und Auerstädt, der Rückzug und die Capitulation von Prenzlau und Lübeck, alles das ist bereits so bekannt, daß ich es hier übergehen kann.

Mir war das herzzerreißende einseitige Wiedersehen des Herzogs auf seinem Bett in Braunschweig mit der blutigen

hindert in Sachſen eindringen würde. Was dann? Ueber Hals und Kopf zurück um den Paß bei Hof und die Uebergänge über die Elbe nicht zu verlieren?

Der ganze Vorſchlag war keiner Antwort werth.

Indeß der Herzog ließ ſich mit Maſſenbach ein, und da dieſer ihm ſehr lebhaft antwortete, ſo fragte der Herzog Scharnhorſt: Herr Obriſt, was ſagen Sie dazu?

Scharnhorſt hatte bis dahin alles aufgeboten, um die Armee in Bewegung und Thätigkeit zu ſetzen, die Eröffnung der Feindſeligkeiten durch Napoleon nicht abzuwarten, ſondern ſeine von der böhmiſchen Grenze bis nach Frankfurt zur Vereinigung marſchirende Armee zu durchbrechen, und zu einer Rückwärts-Concentrirung zu nöthigen, war aber immer auf dieſe Conferenz vertröſtet worden. Er erhob ſich nun und erklärte:

> ich kann zwar dem Vorſchlag des Oberſten von Maſſenbach nicht beitreten, indeß darauf kömmt es hier nicht an, denn ob man im Kriege immer das Beſte thut, iſt die Frage. Das Beſte iſt aber gewiß, daß man etwas thut, und in Ermangelung eines beſſern mag dies geſchehen.

Das war dem Herzog ein völlig unerwartetes Beitreten zu dem Maſſenbach'ſchen Vorſchlag. Er wollte die Armee nicht in Bewegung ſetzen, weil er hoffte, daß dadurch der Friede noch erhalten werden könnte.

Der Herzog fragte nun den Feldmarſchall Möllendorf, die Generale Graf Kalkreuth, Fürſt Hohenlohe, Rüchel, Zaſtrow, was zu thun ſei, und alle fanden, daß ſie zu wenig vom Feinde wüßten, um ein Urtheil abgeben zu können.

„Wie das erfahren?“

Durch Detaſchements, welche man von Eiſenach bis Saalfeld über den Thüringer Wald ſendet.

Das war dem Herzog ganz recht, er hatte seine Unter-Feldherrn auf andere Ideen gebracht und konnte sie nun zu näheren Erklärungen auffordern.

Der Fürst Hohenlohe dictirte eine bogenlange Disposition für sein Corps, wie es sich durch den Thüringer Wald echelloniren sollte, damit endlich ein paar Escadrons bis an die Grenze von Coburg und Hildburghausen gegen Franken rücken könnten.

Der Fürst schenkte uns kein Bataillon, keine halbe Batterie, und der Zweck der Conferenz war in die Kunst, eine Disposition zu dictiren übergegangen.

Der General von Rüchel, der hierauf für sein kleineres Corps eine Disposition dictirte, ging noch weiter, gab ermüdende Details, welche gar nicht hierher gehörten und brachte seine Spitze, eine Escadron, glücklich nach Meiningen, wo die Welt mit Brettern vernagelt war, da das daran grenzende Gebiet des Königs von Baiern, der als Mitglied des neu gestifteten Rheinbundes zu Napoleons Alliirten gehörte, als feindlich anzusehen war.

Scharnhorst dankte dem Himmel, daß die Conferenz gegen Mitternacht zu Ende ging, da kein Resultat von einer solchen Versammlung zu erwarten stand.

Wer bei dieser Conferenz zugegen war, konnte sich über den Ausgang dieses Krieges nicht täuschen.

Das waren also die Feldherren, welche den jugendlichen Napoleon mit seinen an Schlachten gewöhnten und kriegslustigen Marschällen bekämpfen sollten?

Die einzeln geschlagenen Schlachten von Jena und Auerstädt, der Rückzug und die Capitulation von Prenzlau und Lübeck, alles das ist bereits so bekannt, daß ich es hier übergehen kann.

Mir war das herzzerreißende einseitige Wiedersehen des Herzogs auf seinem Bett in Braunschweig mit der blutigen

Gelegenheit zur Verbreitung von Ansichten, welche mit dem Zweck in naher Verbindung standen.

Meine Rolle bei diesem Treiben war, alles zu vermeiden, was das fürstliche Ehepaar compromittiren konnte, und wenn ein Opfer gebracht werden mußte, mich selbst dazu zu bieten. Indeß ich verschmähte keine Vorsicht, und begleitete jährlich den Herzog auf seiner Badereise nach Teplitz, wo sich entfernt von der lästigen französischen Beaufsichtigung und entfernt von der französischen Polizei in Erfurt manches viel freier und sicherer betreiben ließ, als in Weimar.

So gelang es denn, daß bis zur Zeit des Verbrennens der englischen Colonial-Waaren, Weimar der Central-Punkt der deutschen Freiheit im wahren Sinne des Worts war. — Von Weimar aus wurden die Schwachen ermuthigt, der Haß gegen den Tyrannen genährt, und manches ohne Aufsehen vorbereitet, was 1813 beim Ausbruch des Krieges sich als ächt deutsches Element zeigte.

Wenige aber zuverlässige verschwiegene und einflußreiche Freunde von allen Theilen in Deutschland waren von dem Zweck unterrichtet.

Der Herzog hatte das große Talent unter einem jovialen oft an das Frivole streifenden Aeußern, zu verbergen, was in ihm vorging und was er bezweckte, so, daß die Franzosen ihn für unschädlich hielten.

Bei der Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit Napoleon, im Spätjahr 1808 in Erfurt, hatten alle, die nicht dem neuen französischen System angehörten, schwere Demüthigungen zu erfahren.

Napoleon hatte sichtlich das Streben, den Kaiser durch persönliche Aufmerksamkeit für seine Zwecke zu gewinnen, auf der andern Seite aber ihn an das durch den Frieden von Tilsit entstandene neue Verhältniß zu gewöhnen.

Er betrachtete ſich als den Wirth, den Kaiſer als Gaſt und machte die Honneurs mit beſonderer Sorgfalt.

Der Kaiſer fand in einem für ihn eingerichteten Hauſe alle Bequemlichkeiten. Napoleon hielt täglich Tafel, und verſäumte nie in Escarpins, den Hut unter dem Arm den Kaiſer auf dem Perron ſeiner Treppe zu empfangen.

Seine nächſten Umgebungen, der Prince de Neufchatel, der Grand-Marechal Duroc, der Grand-Ecuyer Caulaincourt, die zahlreichen Adjutanten, die zu dieſer Zuſammenkunft befohlenen Marſchälle, Soult, Lannes, Oudinot ꝛc., der Prince Talleyrand, Duc de Baſſans ꝛc. fetirten den Kaiſer und den Großfürſten Conſtantin, verſteht ſich in der Haltung vornehmer Leute.

Ein Theil der franzöſiſchen Armee kam während des Congreſſes regimenterweiſe aus Preußen zurück und war nicht abſichtlos, über Erfurt dirigirt, wo Napoleon ſie vor den Thoren von Erfurt beſichtigte. Es waren Truppen, welche Napoleon ſeit dem Frieden von Tilſit nicht geſehen hatte.

Der Kaiſer wurde von Napoleon zu einer ſolchen Parade abgeholt; der ihn zu ſeiner Rechten reiten ließ. Auf dem Felde angekommen, gab Napoleon ſeinem Schimmel die Sporen und jagte auf den rechten Flügel die Fronte herunter, ohne ſich um den Kaiſer zu bekümmern, der auf einem Napoleoniſchen Pferde wie ein Adjutant nachjagen mußte. Hierauf ſetzte ſich das Regiment in geſchloſſene Colonne und Napoleon rief dem Obriſten zu: les braves en avant. — Eine Zahl von Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen trat vor, und bildeten einen großen Halbkreis.

Napoleon ſtieg vom Pferde, alles folgte, er lud den Kaiſer und Großfürſten Conſtantin ein, zu ſeiner Rechten zu treten, links von ihm ſtand der Prince de Neufchatel, die Schreibtafel in der Hand.

Der noch offene Halbkreis ſchloß ſich durch die anweſenden Fürſten und ihre Suiten.

Der Commandeur des Regiments rief nach der Reihe jeden der Vorgetretenen einzeln nach seinem Namen auf und stellte ihn Napoleon vor, der dann fragte: wo und in welcher Art er sich ausgezeichnet habe.

Das Regiment hatte bei Friedland zur Entscheidung der Schlacht beigetragen und alle zu vertheilende Belohnungen waren für diese Schlacht. Die Leute erzählten nun ihr Benehmen während der Schlacht. Der eine hatte mit eigner Hand so viel Russen getödtet, so viel zu Gefangene gemacht, der andre hatte eine Fahne, der dritte hatte Kanonen erobert, ein vierter hatte ein russisches Bataillon in's Wasser gejagt, wo es ertrank — Napoleon hörte alles aufmerksam an, und bestimmte dann, was der Prince de Neufchatel aufschrieb, Avancement oder legion d'honneur; bei jedem neu Vortretenden that er immer wieder dieselben Fragen, so daß sich den Anwesenden der Eindruck aufdrang, es sei seine Absicht, dem Kaiser Alexander eine Verlegenheit oder eine Marter zu bereiten. Alle Augen richteten sich unwillkürlich auf den Kaiser, der in der ruhigsten Haltung neben ihm stand, bis der letzte der zu Belohnenden seine Heldenthaten in ein glänzendes Licht gestellt hatte. Der Großfürst Constantin hatte sich aus dem Kreise entfernt und besichtigte eine aufgefahrene Batterie.

Daß die Russen und Deutschen Napoleons Benehmen roh und empörend fanden, bedarf wohl kaum der Erwähnung; allein zur Ehre der Franzosen muß ich bemerken, daß in vielen Gesichtern der Umgebung Napoleons Mißbilligung zu lesen war.

Gleich in den ersten Tagen hatte Napoleon dem Herzog von Weimar gesagt: Ich höre, daß Sie gute Jagden haben, geben Sie uns ein Treibjagen.

Der Herzog verbeugte sich und bat um die Bestimmung des Tages. Napoleon erwiderte: ich muß mir erst meine Gewehre von Paris kommen lassen; Duroc wird Ihnen anzeigen, wenn sie eingetroffen sind, und dann verabreden wir das Weitere.

Der Herzog wußte, daß ich meine Berliner Bekanntſchaft mit Duroc in Erfurt erneuert hatte und übertrug mir dieſe Verabredung.

Duroc ſchlug mir vor, den erſten Tag Hirſchjagd, Diner in Weimar, nach der Tafel ein kurzes Concert, dann Theater und Ball. Am folgenden Tage wollte Napoleon dem Kaiſer das Schlachtfeld von Jena zeigen, dann ein Dejeûner unter dem Zelt, hierauf eine Haſenjagd und nach derſelben Rückreiſe nach Erfurt.

Dieſes Verlangen erſchien ausführbar und Duroc behielt ſich die Details bis nach einer von ihm einzuholenden Inſtruction des Kaiſers vor. Dieſe ging nun dahin: daß mir nicht allein eine namentliche Liſte für die Ceremonien-Tafel übergeben wurde, ſondern zugleich eine Zeichnung für die Form des Eßtiſches (halbrund und nur auf der äußeren Seite des Bogens beſetzt) ſondern zugleich mit den Namen beſchrieben, wie alles ſitzen ſollte.

Dieſe alle Begriffe überſteigende Arroganz erſchien mir doch allzu ſtark, um ſie ſo ganz geduldig hinnehmen zu können. Ich fragte daher Duroc: ob es denn die Abſicht ſeines Herrn ſei, daß er zu dieſer Tafel einladen ſolle? „Nein! der Herzog ſei ja der Wirth, und bei unſrer Beſprechung handle es ſich nur um die Beobachtung der Etiquette.“ — Nun machte ich bemerklich, daß ſich in dieſer Liſte Verſtöße gegen die Etiquette fänden, zu welcher der Herzog in ſeiner Reſidenz verpflichtet ſei, denn nach dieſer Zeichnung z. B. wäre die Prinzeſſin Caroline von Weimar zwiſchen ihre Frau Mutter und den Kaiſer Alexander geſetzt und da gehöre ſie nicht hin. Duroc behauptete, eine unvermählte Tochter gehöre ſtets neben ihre Mutter, ich dagegen: nach unſern deutſchen und europäiſchen Etiquetten habe eine Prinzeſſin, welche bereits einen eigenen Hofſtaat habe, auch ihren eigenen Rang und Platz. Ferner ſei die Herzogin von Würtemberg, eine Verwandte des Kaiſers Alexander,

zum Besuch bei der Frau Herzogin, wohne im Schloß und gehöre an die Tafel, so wie der Herzog von Oldenburg, als naher Verwandter des Kaisers von Rußland.

Duroc holte sogleich eine Entscheidung von Napoleon und brachte eine neue Zeichnung, nach welcher er seinen Platz nun rechts der Herzogin, den des Kaisers Alexander links der Herzogin zwischen Mutter und Tochter vorgeschrieben hatte, auch war der Herzog von Oldenburg auf dem linken Flügel aufgenommen. Dies sei nun unabänderlich, denn die Herzogin von Würtemberg habe nicht den Rang, um an der Tafel mitzuspeisen. Uebrigens sei es die Absicht seines Kaiserlichen Herrn der Frau Herzogin, die er hoch schätze, etwas Angenehmes zu erzeigen, und er habe daher befohlen, seine französischen Schauspieler in Weimar spielen zu lassen.

Ich nahm dies als eine besondere Höflichkeit an und erkundigte mich wegen Vorbereitung der Dekorationen nach dem Stück. Duroc erwiederte: Talma ist bereits unterrichtet.

Der Herzog wollte sich dieses willkürliche Ausschließen der Herzogin von Würtemberg nicht gefallen lassen, es wurde mit dem Kaiser Alexander darüber gesprochen, der jedoch zum Frieden rieth. Die Herzogin mußte sich für diesen Tag krank melden. Von Talma erfuhr ich, daß Napoleon für Weimar „la mort de Cesar" bestellt habe.

Ich wollte meinen Ohren nicht trauen und fragte ein zweites Mal. Das Stück durfte in Frankreich seit Napoleons Erhebung nicht mehr gegeben werden.

Napoleons Bewunderer haben es großartig gefunden, daß er es in Weimar geben ließ!

Daß er es vor Deutschen geben ließ, welche er sämmtlich für Schlafmützen hielt und von denen er zu sagen pflegte: „sie sind zufrieden, wenn sie ihre Kohlerndte im Keller haben," darin habe ich nichts Großes, sondern nur etwas Beleidigendes, Brutales, finden können.

Auch war wohl im ganzen Repertoire der französischen Tragödie kein Stück ungeeigneter, als gerade dies, um es zu Ehren einer Dame geben zu lassen.

Duroc hatte mich nach der Polizei in Weimar gefragt. Ich hatte ihm geantwortet: wir hätten eine Polizei um die Schornsteine fegen, die Straßen reinigen zu lassen, aber von einer haute police wüßten wir nichts. Ich nahm daher seinen Vorschlag, eine Brigade französischer Gensd'armen nach Weimar zu senden, gern an, denn es wäre sehr gewagt gewesen, dem Herzog von Weimar die Verantwortlichkeit für die Sicherheit eines Eroberers zuzuschieben, der die friedlichen Deutschen in so tiefes Unglück gebracht hatte.

Unter den vielen Neugierigen, welche zu dieser Jagd nach Weimar strömten, hatten sich zwei Preußen befunden, welche auf guten Pferden in Mäntel gehüllt (unter denen sie Musquetons verborgen hatten) Napoleon am Webicht (einem kleinen Hölzchen bei Weimar) erwarteten, um seinem Leben ein Ende zu machen. Er kam in einem offenen Wagen an, aber wer saß neben ihm? — der Prinz Wilhelm von Preußen. Die Verschworenen waren darüber einig, ihre Musquetons abzufeuern, wenn auch ein Vertrauter aus seinem Gefolge neben ihm durch eine der vielen streuenden Kugeln als unschuldiges Opfer fallen sollte.

Als sie den Bruder ihres Königs an Napoleons Seite erblickten, versagte ihnen ihr Arm den Dienst.

Die Frage: ob der Plan gut angelegt war, ob die That als eine unmoralische verwerfliche Handlung in der Vaterlandsliebe eine Beschönigung oder Entschuldigung finden konnte, mag hier ganz unbeachtet bleiben, so viel ist gewiß, daß Napoleon durch einen Zufall einer großen Gefahr entging.

Der Prinz von Neufchatel als grand veneur hatte mich zuvor über die Art des Treibens sehr genau befragt und darauf bestanden, daß für die Schützen beim Feldtreiben tiefe

Der Commandeur des Regiments rief nach der Reihe jeden der Vorgetretenen einzeln nach ſeinem Namen auf und ſtellte ihn Napoleon vor, der dann fragte: wo und in welcher Art er ſich ausgezeichnet habe.

Das Regiment hatte bei Friedland zur Entſcheidung der Schlacht beigetragen und alle zu vertheilende Belohnungen waren für dieſe Schlacht. Die Leute erzählten nun ihr Benehmen während der Schlacht. Der eine hatte mit eigner Hand ſo viel Ruſſen getödtet, ſo viel zu Gefangene gemacht, der andre hatte eine Fahne, der dritte hatte Kanonen erobert, ein vierter hatte ein ruſſiſches Bataillon in's Waſſer gejagt, wo es ertrank — Napoleon hörte alles aufmerkſam an, und beſtimmte dann, was der Prince de Neufchatel aufſchrieb, Avancement oder legion d'honneur; bei jedem neu Vortretenden that er immer wieder dieſelben Fragen, ſo daß ſich den Anweſenden der Eindruck aufdrang, es ſei ſeine Abſicht, dem Kaiſer Alexander eine Verlegenheit oder eine Marter zu bereiten. Alle Augen richteten ſich unwillkürlich auf den Kaiſer, der in der ruhigſten Haltung neben ihm ſtand, bis der letzte der zu Belohnenden ſeine Heldenthaten in ein glänzendes Licht geſtellt hatte. Der Großfürſt Conſtantin hatte ſich aus dem Kreiſe entfernt und beſichtigte eine aufgefahrene Batterie.

Daß die Ruſſen und Deutſchen Napoleons Benehmen roh und empörend fanden, bedarf wohl kaum der Erwähnung; allein zur Ehre der Franzoſen muß ich bemerken, daß in vielen Geſichtern der Umgebung Napoleons Mißbilligung zu leſen war.

Gleich in den erſten Tagen hatte Napoleon dem Herzog von Weimar geſagt: Ich höre, daß Sie gute Jagden haben, geben Sie uns ein Treibjagen.

Der Herzog verbeugte ſich und bat um die Beſtimmung des Tages. Napoleon erwiderte: ich muß mir erſt meine Gewehre von Paris kommen laſſen; Duroc wird Ihnen anzeigen, wenn ſie eingetroffen ſind, und dann verabreden wir das Weitere.

Der Herzog wußte, daß ich meine Berliner Bekanntſchaft mit Duroc in Erfurt erneuert hatte und übertrug mir dieſe Verabredung.

Duroc ſchlug mir vor, den erſten Tag Hirſchjagd, Diner in Weimar, nach der Tafel ein kurzes Concert, dann Theater und Ball. Am folgenden Tage wollte Napoleon dem Kaiſer das Schlachtfeld von Jena zeigen, dann ein Dejeüner unter dem Zelt, hierauf eine Haſenjagd und nach derſelben Rückreiſe nach Erfurt.

Dieſes Verlangen erſchien ausführbar und Duroc behielt ſich die Details bis nach einer von ihm einzuholenden Inſtruction des Kaiſers vor. Dieſe ging nun dahin: daß mir nicht allein eine namentliche Liſte für die Ceremonien-Tafel übergeben wurde, ſondern zugleich eine Zeichnung für die Form des Eßtiſches (halbrund und nur auf der äußeren Seite des Bogens beſetzt) ſondern zugleich mit den Namen beſchrieben, wie alles ſitzen ſollte.

Dieſe alle Begriffe überſteigende Arroganz erſchien mir doch allzu ſtark, um ſie ſo ganz geduldig hinnehmen zu können. Ich fragte daher Duroc: ob es denn die Abſicht ſeines Herrn ſei, daß er zu dieſer Tafel einladen ſolle? „Nein! der Herzog ſei ja der Wirth, und bei unſrer Beſprechung handle es ſich nur um die Beobachtung der Etiquette.“ — Nun machte ich bemerklich, daß ſich in dieſer Liſte Verſtöße gegen die Etiquette fänden, zu welcher der Herzog in ſeiner Reſidenz verpflichtet ſei, denn nach dieſer Zeichnung z. B. wäre die Prinzeſſin Caroline von Weimar zwiſchen ihre Frau Mutter und den Kaiſer Alexander geſetzt und da gehöre ſie nicht hin. Duroc behauptete, eine unvermählte Tochter gehöre ſtets neben ihre Mutter, ich dagegen: nach unſern deutſchen und europäiſchen Etiquetten habe eine Prinzeſſin, welche bereits einen eigenen Hofſtaat habe, auch ihren eigenen Rang und Platz. Ferner ſei die Herzogin von Würtemberg, eine Verwandte des Kaiſers Alexander,

zum Beſuch bei der Frau Herzogin, wohne im Schloß und gehöre an die Tafel, ſo wie der Herzog von Oldenburg, als naher Verwandter des Kaiſers von Rußland.

Duroc holte ſogleich eine Entſcheidung von Napoleon und brachte eine neue Zeichnung, nach welcher er ſeinen Platz nun rechts der Herzogin, den des Kaiſers Alexander links der Herzogin zwiſchen Mutter und Tochter vorgeſchrieben hatte, auch war der Herzog von Oldenburg auf dem linken Flügel aufgenommen. Dies ſei nun unabänderlich, denn die Herzogin von Würtemberg habe nicht den Rang, um an der Tafel mitzuſpeiſen. Uebrigens ſei es die Abſicht ſeines Kaiſerlichen Herrn der Frau Herzogin, die er hoch ſchätze, etwas Angenehmes zu erzeigen, und er habe daher befohlen, ſeine franzöſiſchen Schauſpieler in Weimar ſpielen zu laſſen.

Ich nahm dies als eine beſondere Höflichkeit an und erkundigte mich wegen Vorbereitung der Dekorationen nach dem Stück. Duroc erwiederte: Talma iſt bereits unterrichtet.

Der Herzog wollte ſich dieſes willkürliche Ausſchließen der Herzogin von Würtemberg nicht gefallen laſſen, es wurde mit dem Kaiſer Alexander darüber geſprochen, der jedoch zum Frieden rieth. Die Herzogin mußte ſich für dieſen Tag krank melden. Von Talma erfuhr ich, daß Napoleon für Weimar „la mort de Cesar" beſtellt habe.

Ich wollte meinen Ohren nicht trauen und fragte ein zweites Mal. Das Stück durfte in Frankreich ſeit Napoleons Erhebung nicht mehr gegeben werden.

Napoleons Bewunderer haben es großartig gefunden, daß er es in Weimar geben ließ!

Daß er es vor Deutſchen geben ließ, welche er ſämmtlich für Schlafmützen hielt und von denen er zu ſagen pflegte: „ſie ſind zufrieden, wenn ſie ihre Kohlerndte im Keller haben," darin habe ich nichts Großes, ſondern nur etwas Beleidigendes, Brutales, finden können.

Auch war wohl im ganzen Repertoire der französischen Tragödie kein Stück ungeeigneter, als gerade dies, um es zu Ehren einer Dame geben zu lassen.

Duroc hatte mich nach der Polizei in Weimar gefragt. Ich hatte ihm geantwortet: wir hätten eine Polizei um die Schornsteine fegen, die Straßen reinigen zu lassen, aber von einer haute police wüßten wir nichts. Ich nahm daher seinen Vorschlag, eine Brigade französischer Gensd'armen nach Weimar zu senden, gern an, denn es wäre sehr gewagt gewesen, dem Herzog von Weimar die Verantwortlichkeit für die Sicherheit eines Eroberers zuzuschieben, der die friedlichen Deutschen in so tiefes Unglück gebracht hatte.

Unter den vielen Neugierigen, welche zu dieser Jagd nach Weimar strömten, hatten sich zwei Preußen befunden, welche auf guten Pferden in Mäntel gehüllt (unter denen sie Musquetons verborgen hatten) Napoleon am Webicht (einem kleinen Hölzchen bei Weimar) erwarteten, um seinem Leben ein Ende zu machen. Er kam in einem offenen Wagen an, aber wer saß neben ihm? — der Prinz Wilhelm von Preußen. Die Verschworenen waren darüber einig, ihre Musquetons abzufeuern, wenn auch ein Vertrauter aus seinem Gefolge neben ihm durch eine der vielen streuenden Kugeln als unschuldiges Opfer fallen sollte.

Als sie den Bruder ihres Königs an Napoleons Seite erblickten, versagte ihnen ihr Arm den Dienst.

Die Frage: ob der Plan gut angelegt war, ob die That als eine unmoralische verwerfliche Handlung in der Vaterlandsliebe eine Beschönigung oder Entschuldigung finden konnte, mag hier ganz unbeachtet bleiben, so viel ist gewiß, daß Napoleon durch einen Zufall einer großen Gefahr entging.

Der Prinz von Neufchatel als grand veneur hatte mich zuvor über die Art des Treibens sehr genau befragt und darauf bestanden, daß für die Schützen beim Feldtreiben eine

belohnt hatte, den er alſo ſchonen mußte, wenn er ihm in Beziehung auf die weiteren Operationen widerſprach.

Kutoſof ſah den ruſſiſchen Krieg als beendet an, wollte die Grenze von Polen nicht überſchreiten, das Großherzogthum Warſchau als Kriegs-Entſchädigung Rußland einverleiben und allen übrigen europäiſchen Nationen überlaſſen, ſich eben ſo wie Rußland von Napoleon zu befreien.

Wenn der Feldmarſchall Kutoſof in Folge der York'ſchen Convention Preußen nicht als ein erobertes Land behandeln, noch als ein ganz fremdes ignoriren konnte, ſo waren ihm doch die Abſichten des Kaiſers Alexander, hinſichtlich der politiſchen Wiederherſtellung ſeines Freundes, des Königs von Preußen, völlig fremd; von einem Uebergang über die Elbe wollte er eben ſo wenig etwas hören, und alle Bemühungen Scharnhorſt's, ihn in eine günſtigere Stimmung für Preußen zu bringen, waren fruchtlos. Die ganze Friedens-Parthei in der ruſſiſchen Armee ſchloß ſich dem Feldmarſchall an und der Kaiſer hatte einen ſchweren Stand. Bei meiner Ankunft in Altenburg fand ich Scharnhorſt tief gebeugt, denn er konnte die Folgen dieſes Widerſtandes nicht überſehen. Unerwartet trat der Tod des alten ſtarren Feldmarſchalls Kutoſof am 28ſten April ein, und der Kaiſer gewann dadurch die Mittel, ſeine eigene Politik zu verfolgen.

Die Nachrichten, welche ich Scharnhorſt über die Stärke der franzöſiſchen Armee mitbrachte, ſtimmten nicht mit den ſeinigen. Er hatte ſie um 40 bis 50,000 Mann geringer angeſchlagen, als ſie war, indeß kam es darauf nicht ſo viel an. Napoleon mußte mit einer neuen in der Eile zuſammen gebrachten Armee fechten, wir hatten größtentheils ältere Soldaten, es kam daher darauf an, unſere Gegner zu verſuchen, und dabei nicht in die Uebermacht zu fallen. Wir verabredeten, über die wahrſcheinliche Uebermacht zu ſchweigen und ſetzten unſer Vertrauen in eine kräftige Offenſive, bevor Napoleon

sich mit dem Vice-König von Italien vereinigt und seine Kräfte aus der Tiefe entwickelt haben konnte. Bei der Schlacht von Lützen hatten wir zu beklagen, daß der Marsch zur Schlacht nicht einen Tag früher Statt fand, so wie daß der General von Miloradowitsch nicht heran gezogen wurde, Maaßregeln, welche durch einen schwerfälligen Geschäftsgang nicht zur Ausführung kamen. Ueber die Schlacht selbst verweise ich auf die offiziellen Relationen und die von mir herausgegebenen Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten ꝛc. 1825.

In der Schlacht war ich gerade versendet, als Scharnhorst verwundet und zurückgebracht wurde. Ich sah ihn am Abend nach der Schlacht zum letzten Mal; er hielt seine Wunde für unbedeutend und hoffte bald wieder bei der Armee zu sein. Man sagte, daß er in Prag an den Folgen einer unrichtigen Behandlung verstarb.

General von Gneisenau übernahm seine Geschäfte.

Gneisenau, dem die charactervolle Vertheidigung von Colberg mit Recht einen schönen Namen erworben hatte, war ein würdiger Vertreter des ausgezeichneten Scharnhorst, der ihn besonders hoch schätzte, obgleich sie in sich zwei ganz verschiedene Naturen waren. Beide hielten immer fest an ihrem Zweck, aber in den Mitteln, um ihn durchzuführen, waren sie verschieden. Scharnhorst prüfte bedächtig Schritt für Schritt, untersuchte alle Details und wollte dem Zufall nur so viel überlassen, als er ihm nicht entziehen konnte. Gneisenau ging leicht darüber hin, im Vertrauen auf seine Geistesgegenwart, auf sein Genie. Das im Voraus abwägen aller Fälle, wovon (wie er bemerkte) doch immer nur ein einziger, und zwar nie vollständig, so wie er ersonnen worden war, eintreten konnte, machte ihm Langeweile, bewußt, er werde sich zu helfen wissen, wenn der Augenblick dazu eintrete, setzte er dieselbe Gabe bei allen andern voraus [illegible] flog mit seinem

lebhaften Geiſt um ſo williger Raum und Zeit, als er für alles, was gewagt, aber auf Muth gegründet war, eine beſondere Neigung hatte. — Es war ihm nicht fremd, daß der Muth keine Alltagsgabe iſt, allein er wähnte, daß der Muth eine Eigenſchaft ſei, welche gegeben werden könne, und daß der Muthige — Muthige zu erſchaffen vermöge. — Hier verfiel er nun oft in eine Folgenreihe von Täuſchungen. Er nahm hervorgerufene Aufwallungen für Muth, er legte einem ſolchen Muth die Ausdauer bei, welche nur dem Beſonnenen, aus dem eigenen Innern ſich entwickelnden Muth angehört, er fühlte ſich begabt, edle Aufwallungen hervorzurufen, große Ideen zu erſchaffen, Begeiſterung zu wecken, er glaubte Alltags-Menſchen in Muthige umwandeln zu können.

Eine ſolche Richtung des Geiſtes, ſelbſt mit der vollſtändigſten Erkenntniß der Täuſchung hat etwas beneidenswerthes, aber es giebt nichts gefährlicheres für einen Feldherrn, als der Glaube, daß er ſeine eigene Kraft auf Andere übertragen könne und daß dieſe dann mit ſeinem Muth, mit ſeiner Ausdauer löſen würden, was er ihnen auftrage.

Gneiſenau war dadurch in den Fehler verfallen, jederzeit die eigenen Kräfte zu hoch und die ſeines Gegners zu gering anzuſchlagen. Alles Wagen hatte einen zu großen Reiz für ihn, der ſelbſt dann nicht geſchwächt wurde, wenn das Wagen überflüſſig war. Wo ſich der Zweck auf zwei verſchiedenen Wegen erreichen ließ, neigte er ſich jederzeit für den gewagteſten. In allen Beziehungen ein ritterlicher Mann, ein edler Menſch, höchſt gerecht, war er unfähig, einen ſelbſt begangenen Fehler auf andere zu wälzen, und immer bereit, fremdes Verdienſt anzuerkennen, obgleich es ihm ſchwer wurde, vorgefaßte Meinungen aufzugeben, eine Schwierigkeit, mit welcher die ſtarken, charactervollen Menſchen aller Zeiten zu kämpfen gehabt haben.

Gneisenau wünschte alle Geschäfte nach den von Scharnhorst getroffenen Einrichtungen fortzusetzen, aber der vorsichtige Scharnhorst hatte viele Gegenstände in seinem Kopf behalten, und nicht in den Acten niedergelegt.

Als wir auf unserm Rückzug die Elbe überschritten hatten, wurde ich nach Bautzen vorausgesendet, um über mancherlei Gegenstände mündliche Auskunft von ihm einzuholen. Als ich dort ankam, war er am Morgen nach Prag abgereist.

In Bautzen war man damit beschäftigt, eine feste Stellung für die große Armee auszuwählen, da es beschlossen war, eine zweite Schlacht bei Bautzen anzunehmen. Hierbei trat die Verschiedenheit der Grundsätze zwischen der russischen und preußischen Armee zum ersten Mal klar hervor. Die Russen suchten ihr Heil im Gefecht gegen Napoleon nicht allein im Massen-System, sondern auch im Zusammenklumpen ihrer Corps und Armeen in Massen.

Sie hatten bei Borodino zehn Treffen hoch gestanden, und betrachteten den nicht unrühmlichen Ausgang dieses Gefechts als eine Folge dieser Aufstellung.

Von preußischer Seite hielt man eine solche Aufstellung unter allen Umständen für fehlerhaft, vorzüglich aber Napoleon gegenüber, der als Artillerie-Offizier mit seinen großen Batterien einen solchen Fehler gehörig zu bestrafen wußte.

Wir Preußen bedurften eines solchen Mittels auch durchaus nicht, da unsere gesammte Infanterie im Tirailliren und Scheibenschießen wohl geübt war, während bei den russischen Armeen nur die Jäger-Regimenter tiraillirten, die übrige Infanterie aber das Einzel-Gefecht gar nicht kannte. Dagegen legten wir Preußen Werth darauf, in allen Stellungen ein Hinderniß vor die Fronte zu nehmen, welches der Gegner nicht ohne sich zu brechen, überschreiten konnte und wodurch wir Gelegenheit fanden, unsern Gegner anzufallen, wenn er am wenigsten widerstandsfähig war.

unterrichten. — Ich fand Barcley auf dem Windmühlenberg, wo eine ſtarke Batterie eben ihr Feuer eröffnete. Ich machte Barcley mit der Unterredung in Klein-Burſchwitz bekannt, ſo wie, daß der Kaiſer, da er 15,000 Combattanten habe, auf die Erfüllung ſeiner ihm geſtellten Aufgabe rechne; Barcley ſchwieg.

Als Ney in dichten Maſſen zwiſchen Gegenſtänden vorrückte, welche ich auf dem Terrain überſehen und auf meiner Aufnahme mit dem Zirkel abmeſſen konnte, ſchlug ich die Kräfte welche ſich vor Barcley zeigten zu 40,000 Mann an. — Bei Gottamelde ſtand der ruſſiſche General Czaplitz im Kanonenfeuer, allein wir konnten nicht ſehen, was er vor ſich hatte. Barcley lud mich ein, mit ihm in das Haus des Windmüllers zu kommen, und riegelte mit großer Förmlichkeit die Thüre zu, obgleich die Ney'ſchen Kanonen-Kugeln das Häuschen bereits durchſichtig machten. „Sie glauben, daß ich 15,000 Mann habe, und der Kaiſer glaubt es ebenfalls. — Der Augenblick iſt zu wichtig, um länger zu ſchweigen. Ich habe 5000 Mann und Sie mögen ſelbſt urtheilen, ob ich mich gegen die 40,000 Mann halten kann, welche hier vor mir im Vorrücken begriffen ſind.

„Ich fordre Sie auf, ſich auf's Schleunigſte zum General Blücher zu begeben, ihm zu melden, was Sie geſehen haben, und mir Verſtärkungen zuzuführen."

Man wird mir die Schilderung meines Erſtaunens erlaſſen! Abgeſehen von der Unwahrheit, die der Generaliſſimus ſeinem Kaiſer geſagt hatte, als er das Corps von Barcley dreimal ſo ſtark angab, als es war, ſo hatte er dadurch die Schlacht leichtſinnig auf das Spiel geſetzt, denn als Ney die Spree überſchritten hatte, war bei der Ausdehnung des Schlachtfeldes keine Abhülfe des Uebelſtandes mehr möglich. Die Verſtärkungen, welche man Barcley ſenden konnte, mußten jedenfalls zu ſpät ankommen, denn ſie konnten nur von York oder

Kleist entnommen werden, welche hinter dem Centro der Armee bei Litten standen.

Ich sah nach der Uhr, in 25 Minuten mußte Ney im Besitz des Windmühlenberges sein. Ich jagte auf die Kreckwitzer Höhen zurück, berichtete Facta und zeigte die gefährliche Lage, in der wir uns befanden, an. Meine Absicht, dem commandirenden General und Gneisenau dies ganz allein mitzutheilen, konnte nicht erreicht werden, weil es Sitte geworden war, auf offnem Felde auch alles offen in Gegenwart aller Offiziere des Haupt-Quartiers zu verhandeln. Eine böse Sitte*).

*) So viele Mühe ich mir auch späterhin gegeben habe, diese Gewohnheit abzustellen, so habe ich es doch nie durchsetzen können, weil Blücher und Gneisenau einen zu großen Werth darauf legten, ihre Umgebungen durch gute Einfälle in eine Heiterkeit zu versetzen, welche nach Gneisenau's Ansicht sich weiter verbreiten müßte, wenn die Offiziere während des Gefechts nach allen Richtungen versendet würden. — Die Verschiedenheit unserer Ansichten beruhte darauf, daß ich behauptete: ein General müsse keine Schwarzseher, die andere besorgt oder verdrießlich machen, in seinem Gefolge haben. Gneisenau dagegen fand es sicherer, die Trübsals-Spritzen (wie Blücher sie zu nennen pflegte), zu bessern und wollte die Talente unsers Feldherrn auch auf diesen Zweig benutzt wissen.

Dem war ich nicht entgegen, indeß das konnte geschehen, ohne daß die Umgebungen, bis auf die Ordonnanz-Offiziere, nöthig hatten, sich neugierig an den Commandirenden zu drängen, wenn Offiziere mit Meldungen ankamen.

Uebrigens hatte Blücher eine besondere Gabe, übertriebene Darstellungen durch ein **bon mot** in das richtige Gleis zurückzuweisen. Da sie zur Characteristik des gefeierten Mannes gehörte, so gebe ich ein Paar solcher Fälle.

Im Bivouak bei Bautzen hatte ein Regiments-Commandeur dem Commandirenden auf die rührendste Art vorgestellt, daß sein Regiment seit zwei Tagen nichts zu leben habe, und dieser ihn auf seine Ankunft im Bivouak vertröstet, wo sämmtliche Commandeure vor die Mitte bestellt waren. Dort angekommen, gab er die Mittel an, welche er angewendet habe, um sich von der Richtigkeit der Angabe zu überzeugen: Ich ritt hinter der Fronte. — Sie sehen, ich reite ein gutes Pferd, aber ich fand dort gesetzte Haufen von einem solchen Umfang und einer solchen Höhe, daß das beste Pferd nicht ohne zu stolpern durchkommen konnte. Hiernach ist jede weitere Untersuchung überflüssig. Sie sehen, daß ich gründlich prüfe.

Während meiner Abwesenheit bei Barcley waren die Truppen in die von mir angegebenen Positionen der Kreckwitzer Höhen eingerückt, der General Gneisenau hatte sie stark, ja unüberwindlich gefunden, sich selbst dabei etwas exaltirt und als Blücher den Bataillons anfeuernde Reden hielt, die Kreckwitzer Höhen als die preußischen Termopylen bezeichnet. — Dies alles war so eben geschehen, ich hörte auf meinem Wege das Hurrahrufen mir entgegen schallen.

Ich, von diesen Vorgängen nichts wissend, komme mit Nachrichten an, welche die reiflichste Erwägung verlangten, — mein schaumbedecktes Pferd ist für die Neugierigen des Hauptquartiers ein Signal, sich an die Beschützer der öffentlichen Verhandlungen ganz nahe anzudrängen, und unter diesen Umständen blieb nur übrig, im Lapydar-Styl zu sagen: General Barcley kann den Windmühlenberg von Gleime nicht halten, er verlangt eine Verstärkung, welche ihn weder erreichen noch in unserer Stellung entbehrt werden kann, er wird daher auf den Vogelsberg hinter Baruth zurückgehen; damit der Feind

---

mir nichts weiß machen lasse, und daher ein Recht habe, mir ungründliche Anzeigen zu verbitten. — Alles lachte oder lächelte, und es kam keine Klage wieder.

Bei Heynau war dem Brigade-Commandeur des rechten Flügels gemeldet: daß eine feindliche Colonne um seinen rechten Flügel herum gegangen sei, und sich, Napoleon an der Spitze, bereits völlig in unserm Rücken befinde. —

Der Brigade-Commandeur sendete seinen Adjutanten in's Centrum an den Commandirenden. Der Adjutant stattete seine Meldung im tragischen Ton vor den versammelten Offizieren des Hauptquartiers ab.

General Blücher fragte: in wessen Rücken? in dem Ihres Commandeurs oder in dem meinigen?

Der Adjutant erwiederte im Tone des Bedauerns: in Ew. Excellenz Rücken.

Nun so sagen Sie Ihrem Commandeur, daß ich mich außerordentlich über diese Nachricht freue, denn dann ist der Kerl auf dem rechten Wege, mir eine besondere Ehre zu erzeigen, zu welcher er nur von hinten kommen kann.

Der Adjutant ritt unter allgemeinem Gelächter zurück.

nicht vor uns Weiſſenburg erreicht; wir aber verlieren dadurch unſre Deckung der rechten Seite und müſſen ſchleunig Maaßregeln ergreifen.

Gneiſenau erwiederte mir, ich ſetze zu wenig Vertrauen in die Tapferkeit der ruſſiſchen Truppen; ich erklärte, in einer Viertelſtunde iſt der Windmühlenberg in den Händen des Marſchalls Ney, denn vor der großen Verſammlung von Offizieren, wollte ich weder von den 40,000 Mann, die ich geſehen hatte, noch von den 5000 Mann reden, aus denen Barcley beſtand.

Gneiſenau fand meine Anträge nicht beachtenswerth und Blücher hielt der Verſammlung eine neue anfeuernde Rede, welche mit großem Beifall aufgenommen wurde, und womit meine vorgeſchlagenen Maaßregeln bei Seite geſchoben waren.

Als es mir gelang, Gneiſenau ſpäter unter vier Augen unſer Verhältniß klar auseinander zu ſetzen, verfiel er in ein düſteres Schweigen und übernahm die Rolle eines Ungläubigen.

Barcley ſtiebte auseinander, wie ich es vorher geſehen hatte, ich wollte Preititz beſetzt haben, es wurde für überflüſſig gehalten. Ich jagte nach Preititz und wurde bereits am Eingang mit feindlichen Flintenſchüſſen empfangen. Nun blieb nichts übrig, als die Reſerve (4 Bataillons Garden) mit der Wiedereroberung des Dorfes Preititz zu beauftragen.

In unſerer Fronte rückte Napoleon unter einer lebhaften Kanonade vor. Die uns zugegebene ruſſiſche Artillerie, 24 Zwölfpfünder, hatte ſich auf zu große Entfernungen eingelaſſen und ihre Munition verſchoſſen, es fuhr daher eine Batterie nach der andern ab. — In unſrer rechten Flanke rückte Ney mit einer großen Entwickelungs-Fronte gegen die unbeſetzten Höhen vor, von deren Vertheidigung auch gar nicht die Rede ſein konnte, da wir über die Reſerve disponirt hatten.

Unſre linke Flanke ſollte durch York und Kleiſt gedeckt werden. Die Souveraine hatten Kl[illegible] dey's Vorſchlag

zu seiner Hülfe gegen Baruth abgesendet. York konnte nicht hindern, daß der Feind eine Batterie bei Basantwitz auffuhr, wodurch wir auf den Kreckwitzer Höhen in ein dreifach sich kreuzendes Kanonenfeuer kamen. Daß Ney sich mit dem Kanonenfeuer begnügte, und nicht mit seiner ganzen Infanterie in einer Front von 3000 Schritt zwischen Pliskowitz und Klein-Bautzen auf die Höhen rückte, welche gar nicht vertheidigt werden konnten, und wodurch wir von allem Rückzug abgeschnitten wurden, mußte als eine besondere Höflichkeit angesehen werden.

Blücher hielt mit Gneisenau und den Offizieren des Hauptquartiers da, wo das Kanonenfeuer am wirksamsten war, und übersah ruhig, was wir nicht hindern konnten, daß wir allmählich umringt wurden.

Niemand war darüber in Zweifel, daß wenn wir stehen blieben, wir uns bis zum letzten Mann vertheidigen oder das Gewehr strecken mußten, wenn der Feind uns nicht angriff, da ein Durchschlagen nicht möglich war.

General Blücher und Gneisenau konnten, nach der Art, wie sie sich ausgesprochen hatten, einen Rückzug nicht anordnen, sie konnten höchstens darin willigen. Als Ney nach langem Zaudern endlich anfing, die Höhen zu ersteigen, zog ich meine Uhr aus der Tasche und sagte dem General Blücher, neben welchem Gneisenau hielt:

> Wir haben noch eine Viertelstunde Zeit, innerhalb welcher es möglich ist, daß wir uns aus der Schlinge ziehen. Später sind wir umringt. Benutzen wir diese Zeit nicht, so werden die Poltrons sich ergeben und die Tapfern fechtend sterben, aber leider ohne den geringsten Nutzen für das Vaterland.

Tiefes Schweigen. Gneisenau kämpfte einen schweren Kampf. Endlich nahm er das Wort: Der Oberst-Lieutenant Müffling hat Recht, und bei den jetzigen veränderten Umständen wird

alles Blutvergießen nicht allein überflüssig, sondern die Erhaltung der Kräfte für eine bessere Gelegenheit eine Pflicht. — Blücher willigte in den Rückzug, und wir entkamen noch so eben über Groß-Burschwitz.

Gern lege ich hier das Bekenntniß ab, daß während meines ganzen Lebens mir nichts schwerer geworden ist, als diese wenigen Worte auszusprechen.

Einen Muthigen zu muthig finden, hat an sich schon etwas Bedenkliches, um wie viel mehr, wenn der Muth zum Beschluß übergegangen ist und ein begeisterndes Hurrah hervorgerufen hat.

Obgleich ich in den gehaltenen Reden und der Erklärung, daß die Kreckwitzer Höhen Preußens Termopylen sein sollten, ein unüberlegtes Vorgreifen in die Begebenheiten und insofern einen unerlaubten Mißbrauch der Gewalt erkannte, so bedurfte es dennoch in meinem Innern einer völligen Ergebung meines Willens unter das stärker mahnende Pflichtgefühl.

Gneisenau's Benehmen verdient das höchste Lob. Er war sich bewußt, daß er eine Uebereilung begangen hatte, die er nicht anders gut machen konnte, als durch eine ihn compromittirende Inconsequenz. —

Er brachte seiner Eitelkeit willig dies Opfer.

Uebrigens muß man jetzt, wo alle Motive des Handelns, sowohl von Seiten Napoleons als des Marschalls Ney bekannt sind, anerkennen, daß die falschen Maaßregeln auf den Höhen von Kreckwitz uns im höchsten Grade begünstigt haben.

Verließ der General Blücher die Kreckwitzer Höhen, als Ney mit der Tête von 40,000 Mann Preititz genommen hatte, so drängte Ney auf Weißenberg, was er unter allen Umständen vor uns erreicht hätte.

Das Festhalten dieser Höhen nöthigte Napoleon, seine Reserve dagegen zu führen, und als Ney den Befehl erhielt, dazu mitzuwirken, ließ er Preititz Preititz sein und rückte mit Allem, was er hatte, zwischen Malschwitz und Preititz auf die Kreck-

zu seiner Hülfe gegen Baruth abgesendet. York konnte nicht hindern, daß der Feind eine Batterie bei Basantwitz auffuhr, wodurch wir auf den Kreckwitzer Höhen in ein dreifach sich kreuzendes Kanonenfeuer kamen. Daß Ney sich mit dem Kanonenfeuer begnügte, und nicht mit seiner ganzen Infanterie in einer Front von 3000 Schritt zwischen Pliskowitz und Klein-Bautzen auf die Höhen rückte, welche gar nicht vertheidigt werden konnten, und wodurch wir von allem Rückzug abgeschnitten wurden, mußte als eine besondere Höflichkeit angesehen werden.

Blücher hielt mit Gneisenau und den Offizieren des Hauptquartiers da, wo das Kanonenfeuer am wirksamsten war, und übersah ruhig, was wir nicht hindern konnten, daß wir allmählich umringt wurden.

Niemand war darüber in Zweifel, daß wenn wir stehen blieben, wir uns bis zum letzten Mann vertheidigen oder das Gewehr strecken mußten, wenn der Feind uns nicht angriff, da ein Durchschlagen nicht möglich war.

General Blücher und Gneisenau konnten, nach der Art, wie sie sich ausgesprochen hatten, einen Rückzug nicht anordnen, sie konnten höchstens darin willigen. Als Ney nach langem Zaudern endlich anfing, die Höhen zu ersteigen, zog ich meine Uhr aus der Tasche und sagte dem General Blücher, neben welchem Gneisenau hielt:

> Wir haben noch eine Viertelstunde Zeit, innerhalb welcher es möglich ist, daß wir uns aus der Schlinge ziehen. Später sind wir umringt. Benutzen wir diese Zeit nicht, so werden die Poltrons sich ergeben und die Tapfern fechtend sterben, aber leider ohne den geringsten Nutzen für das Vaterland.

Tiefes Schweigen. Gneisenau kämpfte einen schweren Kampf. Endlich nahm er das Wort: Der Oberst-Lieutenant Müffling hat Recht, und bei den jetzigen veränderten Umständen

alles Blutvergießen nicht allein überflüſſig, ſondern die Erhaltung der Kräfte für eine beſſere Gelegenheit eine Pflicht. — Blücher willigte in den Rückzug, und wir entkamen noch ſo eben über Groß-Burſchwitz.

Gern lege ich hier das Bekenntniß ab, daß während meines ganzen Lebens mir nichts ſchwerer geworden iſt, als dieſe wenigen Worte auszuſprechen.

Einen Muthigen zu muthig finden, hat an ſich ſchon etwas Bedenkliches, um wie viel mehr, wenn der Muth zum Beſchluß übergegangen iſt und ein begeiſterndes Hurrah hervorgerufen hat.

Obgleich ich in den gehaltenen Reden und der Erklärung, daß die Kreckwitzer Höhen Preußens Termopylen ſein ſollten, ein unüberlegtes Vorgreifen in die Begebenheiten und inſofern einen unerlaubten Mißbrauch der Gewalt erkannte, ſo bedurfte es dennoch in meinem Innern einer völligen Ergebung meines Willens unter das ſtärker mahnende Pflichtgefühl.

Gneiſenau's Benehmen verdient das höchſte Lob. Er war ſich bewußt, daß er eine Uebereilung begangen hatte, die er nicht anders gut machen konnte, als durch eine ihn compromittirende Inconſequenz. —

Er brachte ſeiner Eitelkeit willig dies Opfer.

Uebrigens muß man jetzt, wo alle Motive des Handelns, ſowohl von Seiten Napoleons als des Marſchalls Ney bekannt ſind, anerkennen, daß die falſchen Maaßregeln auf den Höhen von Kreckwitz uns im höchſten Grade begünſtigt haben.

Verließ der General Blücher die Kreckwitzer Höhen, als Ney mit der Tête von 40,000 Mann Preititz genommen hatte, ſo drängte Ney auf Weißenberg, was er unter allen Umſtänden vor uns erreicht hätte.

Das Feſthalten dieſer Höhen nöthigte Napoleon, ſeine Reſerve dagegen zu führen, und als Ney den Befehl erhielt, dazu mitzuwirken, ließ er Preititz Preititz ſein und rückte mit Allem, was er hatte, zwiſchen Malſchwitz und Preititz auf die Kreck-

Ihm wurde geantwortet, daß der König unſere Stellungen vorgeſchrieben habe und daher nur allein die Abänderungen von Sr. Majeſtät befohlen werden könnten. — Der König wurde gebeten, nicht darauf einzugehen, und ſo hatte denn auch die Sache keine weitere Folge.

Barcley ſtellte dem Kaiſer vor, daß es bei der tief eingeriſſenen Unordnung unmöglich ſei, die Armee während der Operationen zu organiſiren, um ſo mehr, da es an allem, ſogar an der Munition der Artillerie fehle. Er müſſe ſich daher zur Bedingung machen, die ruſſiſche Armee nach Polen zurückzuführen und dort vollſtändig zu reorganiſiren.

Dieſe für die Zeit eines gezwungenen Rückzuges höchſt wunderbare Bedingung war dem Kaiſer unerwartet, für uns war ſie ein Donnerſchlag. Was ſollte aus Preußen werden, nachdem es in die ruſſiſche Allianz getreten war, wenn die ruſſiſche Armee nach Polen zurückging? Und in dieſem Fall, was ſollte Napoleon hindern, die einer Schlacht ausweichenden Ruſſen bis über die Weichſel zu treiben. Wo ſollte Barcley die Ruhe finden, die er ſuchte.

Das ganze Project ſchien wenig durchdacht, aber der Kaiſer Alexander konnte ſeinen Feldherrn nicht von der gefaßten Anſicht abbringen, der den Rückzug über Breslau fortzuſetzen verlangte.

Dies ſtand glücklicher Weiſe mit den Maaßregeln im Widerſpruch, welche mit Oeſtreich beſprochen waren.

Der Wiener Hof hatte ſeine Rüſtungen noch nicht vollendet und ſeine Kriegs-Erklärung bis zu dieſem Zeitpunkt verſchoben. Die Grundbedingung zu einer ſolchen Erklärung war aber eine in der Tripel-Allianz zu ergreifende Offenſive, und um dieſe möglich zu machen, mußte Oeſtreich verlangen, daß die verbündeten Heere ihren Rückzug längs dem ſchleſiſchen Gebirge gegen Neiße fortſetzten.

Auf dem Rückzuge von Bautzen in Jauer angekommen, befahl der Kaiſer dem das verbündete Heer commandirenden

General Barcley, von der Straße von Breslau rechts über Schweidnitz nach Neiße abzubiegen.

Wir hatten bei dieſer Rechtswendung das Verſteck bei Haynau gelegt, um den Geiſt der Preußiſchen Armee zu heben, um Napoleon etwas vorſichtiger in ſeiner Verfolgung zu machen und dadurch Zeit zu gewinnen.

Die Folge davon war, daß Napoleon unſern Faden bei Liegnitz vollſtändig verlor und uns in der Richtung auf Breslau folgte.

Nach der Affaire von Haynau erhielt ich den Befehl des Königs, mich zum General Barcley zu begeben mit dem offiziellen Auftrag, allen ſeinen Bedürfniſſen für die ruſſiſche Armee, ſo weit ſie in Schleſien zu beſchaffen waren, zu genügen mit dem geheimen Auftrag, den Feldherrn von dem Gedanken eines Rückzugs über die Oder abzubringen. Folgende Materialien wurden mir dazu übergeben:

Die Feſtung Schweidnitz war nach der Campagne von 1807 vor dem Abzug der Franzoſen aus Schleſien von ihnen geſprengt worden, und der König hatte die Herſtellung der Wälle dem Gouverneur von Schleſien befohlen, ſobald die Nachrichten vom Rückzug an der Bereſina eingegangen waren. Man ſetzte alſo voraus: Schweidnitz iſt hergeſtellt. Friedrich II. hatte im 7jährigen Kriege unter dem Schutz dieſer Feſtung das berühmte Lager bei Bunzelwitz gehabt, und die vereinten öſtreichiſchen und ruſſiſchen Armeen hatten es nicht gewagt, ihn darin anzugreifen. Man ſetzte alſo voraus, wir könnten daſſelbe Lager nehmen und Napoleon werde uns ebenfalls nicht anzugreifen wagen. Dadurch konnten wir die Zeit von 6 Wochen gewinnen, welche der Wiener Hof zur Vollendung ſeiner Rüſtungen bedurfte. Während der Schlacht von Bautzen hatte ich Aufträge des Kaiſers an den General Barcley zu überbringen, welche dieſer General treu und gehorſam in meinem Beiſein

ausrichtete, jedoch der Uebermacht weichen mußte. Der Kaiser, über den Ausgang des Barcley'schen Gefechts an der Windmühle von Gleime unzufrieden, tadelte sein Benehmen, was ich jedoch nach allen Kräften in Schutz nahm und dem Kaiser einige geheime Aufschlüsse gab, welche Barcley vollständig rechtfertigten.

Ich habe daher Grund zu vermuthen, daß mich der Kaiser dem Könige zu diesem Auftrage besonders vorgeschlagen hatte. Ich übersah mit seiner Wichtigkeit zugleich die Vorsicht, welche er erforderte.

General Barcley empfing mich mit der ihm eignen Förmlichkeit, aber mit Offenheit, und kündigte mir die unabwendbare Nothwendigkeit an, das Kriegstheater von Schlesien mit der großen russischen Armee auf 6 Wochen zu verlassen.

Er klagte bitter darüber, daß wir die kürzeste Straße über Breslau verlassen hätten, was ihn zu Umwegen, vielleicht bis gegen Krakau führen könne. — Ich sagte ihm, daß ich die Schwierigkeiten seiner Aufgabe nicht verkenne, und in der höchsten Verwunderung sei, wie viel seine zweckmäßigen Anordnungen bereits in den 8 Tagen, daß er das Commando habe, bewirkt hätten, indeß vermöchte ich doch nicht zu glauben, daß uns der Rückzug auf Breslau vortheilhafter gewesen sei, da wir in der großen Ebene von Liegnitz bis Breslau und jenseit der Oder bis Kalisch einer Schlacht nicht ausweichen konnten, während uns der Rückzug längs dem Gebirge einen stets sicher angelehnten linken Flügel und vortheilhafte Positionen gewähre, vor welchen wir Napoleon jederzeit zum Aufmarsch nöthigen und jede unvorsichtige Bewegung strafen könnten. Ich wies auf das Unbequeme seiner Lage hin, in einer langen Kreislinie von Hof über Schandau längs dem Erzgebirge und den Sudeten an der Grenze eines zwar nicht erklärten Feindes, aber höchst verdächtigen Freundes fortziehen zu müssen, und legte nun den größten Werth

1) auf die Verstärkungen, welche uns erwarteten, namentlich der gesammten schlesischen Landwehr, welche völlig schlagfertig zur Versammlung bei Schweidnitz beordert war,
2) auf die hergestellte Festung Schweidnitz, als den Knotenpunkt vieler Straßen,
3) auf die berühmte Stellung von Bunzelwitz.

Barcley hörte mich ruhig an. Er sah, daß ich in den Ansichten seines Kaisers sprach, und daß ich die Reorganisation der russischen Hauptarmee nicht als eine Kleinigkeit bei Seite schieben wollte.

Auf seine Fragen über die Stellung bei Bunzelwitz und den Zustand der Festung Schweidnitz, konnte ich keine Antwort geben, sondern schlug vor, vorauszugehen und ihm beides an Ort und Stelle zu zeigen.

Bei Bunzelwitz angekommen, fand ich ein wellenförmiges Terrain ohne alle Hindernisse, (so wie ich es bereits aus dem Tempelhof kannte), und nach unserer jetzigen Fechtart zu einem verschanzten Lager und für die Stärke der Armee, durchaus nicht geeignet. Ich theilte dies dem mir nachfolgenden General Barcley mit und eilte nach Schweidnitz voraus.

Hier fand ich eine Ruine, d. h. die Wälle in demselben Zustande, wie sie am Tage der Sprengung lagen.

Der Gouverneur von Schlesien hatte die Königliche Ordre nicht in Ausführung gebracht.

Bei der Nachfrage nach der Landwehr wußte mir kein Mensch eine Nachricht davon zu geben. — Durch einen Zufall brachte ich in Erfahrung: daß in Boyendorf (1 Meile von Schweidnitz) 4 Bataillons angekommen seien, und daß der General-Lieutenant von Zastrow, dem der König das Commando über die gesammte schlesische Landwehr übertragen hatte, diese Bataillone dort eben mustere.

Für diese[illegible]mation waren einige 20,000 Commis-Gewehre in[illegible] ihre Vollendung jedoch

dergestalt übereilt, daß bei ihrer Untersuchung sich das Bohren der Zündlöcher in die Läufe vergessen fand. Der Rest der bestellten Gewehre war gar nicht fertig geworden und die Landwehr-Bataillons für das Yorck'sche Corps ohne Gewehre mit Lanzen bewaffnet.

Von allem, was meine Ansichten beim General Barcley unterstützen sollte, war also nichts brauchbar und die vollendete Landwehr so gut als ohne alle Waffen, da eine Zeit von mindestens 4 Wochen erforderlich war, um in die neuen Gewehre Zündlöcher einzubohren.

Was war zu thun?

Ich verschwieg dem General Barcley nichts, und als er darauf mit Festigkeit erklärte:

nun bleibt mir nichts übrig, als nach Polen zurückzugehen,

setzte ich ihm die politischen und militairischen Verhältnisse folgendermaßen auseinander:

Wenn wir bis zur ersten Hälfte des Monats Juli am schlesischen Gebirge unter dem Schutz der Festungen Silberberg, Glatz, Neiße und Cosel auszuhalten vermögen, so ist Oestreich bereit, den Krieg zu erklären.

Wenn wir über die Oder gegen Warschau zurückgehen, so ist an einen Beitritt von Oestreich zur Coalition nicht zu denken.

Verfolgt uns Napoleon auf unserm Rückzug bis zur Weichsel, oder befreit er seinen Verbündeten, das Großherzogthum Warschau, von den russischen Armeen, so ist seine Stellung dieselbe, welche er beim Ausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1812 hatte, und es wird darauf ankommen, ob Oestreich seine Allianz mit ihm erneuert oder sich neutral zu erhalten vermag, was es ohne Zweifel vorziehen würde.

Es fragt sich jetzt vor allem andern: was soll, wenn Sie nach Polen zurückgehen, der König, mein Herr, thun?

Von den 80,000 Mann, welche er hier in Schlesien unter den Waffen hat, sind circa 10,000 Mann in die Festungen zu werfen und 70,000 Mann disponible.

Folgt er mit dieser Masse der russischen Armee, so entgehen ihm alle Mittel, sein Heer zu verpflegen und zu bezahlen, es läßt sich gar nicht übersehen, wohin das führen würde. Der König kann also überhaupt gar nicht daran denken, der russischen Armee nach Polen zu folgen. Es bleibt uns nichts anders übrig, als diesseits der Oder zurückzubleiben und in einem verschanzten Lager bei Neiße das Ende des Krieges auf eine ehrenvolle Art herbeizuführen.

Der General Barcley zuckte mit den Achseln: „ich kann die Armeen meines Kaisers, da sie nicht in schlagfertigem Zustande sind, nicht aufopfern."

„In 6 Wochen bin ich wieder hier, die preußische Armee muß sich helfen, so gut sie kann." — Auf meine Frage: was fehlt Ihnen, um eine Schlacht zu liefern? — Eisenmunition. — Ich war autorisirt, sie zu liefern und wies sie ihm auf die Festungs-Depots von Silberberg und Glatz auf der Stelle an.

General Barcley fühlte die Wichtigkeit des Schrittes, den er that, wenn er mein Anerbieten ablehnte. Beharrte er auf seinem Marsch nach Polen, so trennte er sich von Preußen, von Oestreich, von ganz Europa. Er eröffnete mir, daß Napoleon einen Waffenstillstand angeboten habe, und daß er die Annahme dieses Anerbietens als das einzige Mittel ansehe, eine Trennung der beiden Armeen zu vermeiden.

Der Gedanke an die Bedingungen, welche Napoleon vorschreiben würde, durfte Schauder erregen, allein der Versuch mußte gemacht werden, da Barcley um keinen Preis eine Schlacht mit Napoleon wagen wollte, in welcher wir mit circa 130,000 Mann hätten auftreten können. Napoleon, der seit seinem Vormarsch von Bautzen wenigstens 20,000 Marodeurs hinter sich hatte, hätte uns nicht viel mehr entgegenzustellen vermocht.

Barcley hatte mir wiederholt eröffnet, daß der Kaiser seinen Ansichten völlig beistimme, und da sonach alle weiteren Verhandlungen mit ihm zu nichts führen konnten, so begab ich mich ins Hauptquartier der Souveraine, um dem Könige über den von Barcley vorgeschlagenen Ausweg mündlich Bericht zu erstatten; denn daß er von den Winterquartieren in Polen nicht abgehen wollte, hatte ich bereits gemeldet.

Der König befand sich bei meiner Ankunft in seinem gewöhnlichen Vortrag. Ich ging zu seinem General-Adjutanten, dem General von dem Knesebeck, dessen sich der König als Stratege bediente, und dessen militairische Ansichten auch der Kaiser Alexander besonders hoch schätzte. — General von dem Knesebeck war es, der nach dem Rückzug von Bautzen, anstatt bei Breslau über die Oder, die Richtung längs dem Gebirge über Schweidnitz empfohlen hatte.

General von dem Knesebeck, ein mir wohlwollender Jugendfreund, hörte meine Argumente für den Abschluß des von Napoleon angetragenen Waffenstillstandes, den die Souveraine nicht zurückgewiesen, sondern Commissaire ernannt hatten, um Napoleon's Vorschläge zu hören. Durch den Abgang des General von Kleist nach Neumarkt ist diese Maaßregel in der preußischen Armee bekannt geworden und hat eine große Mißbilligung hervorgerufen, ja, eine ganz unpassende Aufregung veranlaßt. Knesebeck erwiederte: ich kenne Barcley aus den Jahren 1806—1807, es ist ein felsenfester Mann, der von seinem Rückzug nach Polen um so weniger abgehen wird, als er, rein militairisch betrachtet, viel für sich hat. Kömmt es aber dazu, so ist die Allianz mit Oestreich verloren, weil, sobald wir über die Oder gehen, das Wiener Cabinet der gesunden Vernunft gemäß in seiner neutralen Stellung beharren muß. Der Abschluß eines Waffenstillstandes ist jetzt unsere einzige Rettung! Aber um dazu zu gelangen, tritt uns eine neue Schwierigkeit entgegen. Die Souveraine wissen, daß die preußische Armee

ſich gegen jeden Waffenſtillſtand erklärt, und ſehen dieſe unberufene Oppoſition als einen Beweis von Pflichttreue an. Eben ſo wiſſen ſie genau, daß die ganze ruſſiſche Armee, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, ſich nach Winterquartieren in Warſchau ſehnt.

Hierauf konnte ich bemerken, daß wenn Barcley ſich der Reorganiſation der Armee in Schleſien füge, wozu er 6 Wochen in Zeit berechne, die ruſſiſche Armee mit den guten Quartieren in Schleſien ohne Murren vorlieb nehmen werde. Was aber die preußiſche Armee betreffe, ſo hätte ich bemerkt, daß die Aufregung aus der Beſorgniß entſtehe: der Waffenſtillſtand werde nichts anders ſein, als die Einleitung zu einem ſchändlichen Frieden, den uns Napoleon durch ſeine bekannte Liſt aufſchwatzen werde, wenn wir uns einmal mit ihm eingelaſſen hätten. Um der krankhaften Idee: wer einen Waffenſtillſtand wolle, müſſe auch einen ſchlechten Frieden wollen, gehörig entgegenzutreten, gehe mein Vorſchlag dahin, daß der König mit der Bekanntmachung des Waffenſtillſtandes zugleich einen Aufruf an ſein Volk erlaſſe, des Inhalts: Keinen Frieden, Rüſtung zum Kampf auf Tod und Leben.

Wir entwarfen einen ſolchen Aufruf und gingen damit zum König, der mit uns einverſtanden zum Kaiſer ging, wohin er uns mitnahm. Kneſebeck hielt den Vortrag; der Kaiſer hörte ihn mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit. Ein von den Commiſſairen eingegangener Bericht war uns günſtig. Die beiden Generale Graf Schuwalof und von Kleiſt fanden, daß ſie rückſichtsvoller behandelt würden, als es bis jetzt bei ſolchen Conferenzen der Fall geweſen ſei, daß man ihre Einwendungen beachte und ſich nachgebend zeige. Obwohl ſie ſich die wahren Motive noch nicht zu erklären vermochten, welche Napoleon für den Waffenſtillſtand geneigt machten, ſo glaubten ſie doch bereits erkannt zu haben, daß die Verhältniſſe an der Nieder-Elbe, vielleicht ein Aufſtand in den Hanſeatiſchen Departements

und Oldenburg die Triebfeder zum Abſchluß eines Waffenſtillſtandes ſei. — Dieſer Umſtand ließ es mir als wahrſcheinlich erſcheinen, daß Napoleon in Schleſien, uns gegenüber, beſonders nachgiebig ſein werde, um ſo mehr, wenn unſere Commiſſaire etwas weitläuftig würden, während die franzöſiſchen Commiſſaire auf einen baldigen Abſchluß drängten.

Meine Anſicht wurde durch ein zweites Argument unterſtützt. Breslau war verlaſſen und von franzöſiſchen Truppen beſetzt worden. Ich hatte erwartet, daß Napoleon ſein Hauptquartier mit den Garden ſofort dahin verlegen würde, aber da er ruhig in Neumarkt blieb, ſo wußte ich mir dieſen Schritt nicht anders zu erklären, als daß er fürchtete, eine ſolche feierliche Beſitznahme der Hauptſtadt von Schleſien werde den Waffenſtillſtand rückgängig machen, und folglich, daß ihm mehr an dem Abſchluß des Waffenſtillſtandes als an Breslau lag.

Mein Antrag ging daher dahin, die Räumung von Breslau als unerläßliche Bedingung zum Abſchluß des Waffenſtillſtandes zu verlangen. Die Souveraine zweifelten, daß dies zu erreichen ſein werde, genehmigten jedoch den Verſuch, und ſo kam, durch die feſte Haltung unſerer Commiſſaire der Waffenſtillſtand zu Stande, der unſeren Bedürfniſſen eben ſo, wie unſeren Wünſchen angemeſſen war.

Darüber, daß Napoleon durch den Abſchluß dieſes Waffenſtillſtandes einen bedeutenden Fehler beging, ſind ſpäterhin auch ſeine größten Verehrer nicht in Zweifel geweſen. Eben ſo iſt von preußiſcher Seite ſpäter erkannt worden, wie günſtig dieſer Waffenſtillſtand für Preußen war, aber nach ſeinem Abſchluß wurde er, vor allem von den Mitgliedern des Tugendbundes, als unnöthig und als ein Fehlgriff getadelt, ja als ein erſchlaffendes Staats-Unglück dargeſtellt. — Ich fand mich eben ſo wenig als der General von dem Kneſebeck berufen, die geheimen Veranlaſſungen zum Abſchluß aufzudecken, aber wir verſchwiegen es nicht, daß wir die Unterzeichnung für eine

höchſt weiſe Maaßregel des Königs erachteten. Ich hatte über dieſen Gegenſtand mehrere heftige Scenen mit dem General Gneiſenau, der in ſeiner Aufregung ein Schreiben an den König erlaſſen hatte, in welchem er bittern Tadel ausſprach. Der General wollte mich überzeugen, ich ſetzte die größte Ruhe entgegen, aber nachgeben konnte ich nicht, da er als Haupt einer Parthei ſprach, die ihren Sitz in der Armee hatte*).

Zur Fortſetzung des Krieges nach dem Waffenſtillſtande, nach welchem die Alliirten ſich vermehrten und das Kriegstheater ſich bedeutend erweiterte, bedurfte es nicht allein der Verabredungen unter den großen Mächten über die Vertheilung der Kräfte, ſondern auch eines feſten allgemeinen Operationsplanes. Dieſer erfolgte während des Waffenſtillſtandes bei der Zuſammenkunft in Trachenberg, bei welcher der Kronprinz von Schweden, durch den Kaiſer von Rußland eingeführt, eine bedeutende Rolle ſpielte. Der Kaiſer von Rußland bedurfte ſeiner in den ruſſiſchen Verhältniſſen zu Schweden, und dies war Veranlaſſung genug für uns, um den Kronprinzen dergeſtalt zufrieden zu ſtellen, daß der Kaiſer Vertrauen zu ihm faſſen und ſeine Kräfte aus dem Innern des ruſſiſchen Reichs, zum Vortheil ſeiner Verbündeten gegen Napoleon verwenden, und ohne Beſorgniſſe für ſeinen eigenen Staat bis zum Rhein vorrücken konnte.

---

*) Da der Name des Generals Freiherrn von dem Kneſebeck hier zum erſten Male genannt, und der bedeutende Einfluß praktiſch dargeſtellt iſt, den dieſer General in der erſten Hälfte des Feldzugs von 1813 ausübte, und da dieſer Einfluß ſich bis zum zweiten Pariſer Frieden, auch nach dem Hinzutreten von Oeſtreich, eben ſo fortſetzte, ſo wird es zweckmäßig, in einer eigenen Beilage die Veranlaſſungen zu dem großen Vertrauen zu entwickeln, welches die drei alliirten Souveraine ihm geſchenkt hatten.

Um dieſen Zweck zu erreichen, muß in die Lebensgeſchichte dieſes bedeutenden Mannes und in die Kriegsjahre von 1806 und 1812 zurückgegangen werden, was in der Beilage erfolgt, ohne die Begebenheiten des Feldzugs von 1813 zu unterbrechen.

Der Kronprinz von Schweden mochte aus unsern Procedés erkannt haben, daß er den Zeitpunkt, viel zu verlangen, nicht verabsäumen dürfe, genug, sein Einfluß dehnte sich nicht allein auf die Operationen, sondern auch auf die Armee-Commandos aus. Mit dem Commando über die Nord-Armee war ihm ganz natürlich der Oberbefehl über die englisch-hanseatischen und norddeutschen Truppen unter Wallmoden, über die schwedischen Truppen und die Corps von Bülow und von Winzingerode zugefallen. Allein er verlangte auch den Befehl über den General Graf Tauentzien, dessen Corps zu den Blockaden und Belagerungen bestimmt, in vier besondere Theile gesondert bleiben mußte und ganz andere Interessen zu vertreten hatte, als die des in englischen Subsidien stehenden Kronprinzen von Schweden.

Aber noch mehr; er verlangte auch den Oberbefehl über die schlesische Armee unter dem General Blücher, so daß er also von der dänischen Grenze bis zum böhmischen Kessel commandirt hätte, während die 3 Souveraine auf dem linken Flügel in Böhmen beschränkt gewesen sein würden.

Das ging zu weit und konnte von den Souverainen nicht bewilligt werden. Indeß wünschte man ihn zufrieden gestellt von Trachenberg nach Stralsund zurückkehren zu sehen, und gestand ihm zu, daß Fälle eintreten könnten, in denen die Umstände es nöthig machen würden, daß er auch das Commando über das Corps des Grafen Tauentzien und über die schlesische Armee übernähme. Der Kronprinz kam, durch diese Anerkennung zufrieden gestellt, von Trachenberg zurück. — Es waren dort auch Worte darüber gefallen: ob wohl Napoleon durch europäische Generale, denen seine Kriegführung fremd sei, je geschlagen werden könne? Diese Worte erhielten eine größere Bedeutung, als nach Ablauf des Waffenstillstandes, außer dem Kronprinzen, ehemaligen Marschall Bernadotte als Befehlshaber der Nord-Armee, noch die beiden französischen Generale

Moreau und Jomini in dem Hauptquartier der Souveraine als militairiſche Rathgeber angeſtellt wurden.

Aus dem Kriege vom Jahre 1812 hatten die ruſſiſchen Generale Wittgenſtein, Bennigſen, Miloradowitſch, Sacken, Barcley de Tolly, Woronzof, St. Prieſt und andere den Ruf mitgebracht, zum Commando von Armeen befähigt zu ſein, die preußiſchen Generale Yorck, Kleiſt, Bülow, Tauentzien genoſſen nebſt Blücher das Vertrauen ausgezeichneter Offiziere, alle dieſe wurden gleichmäßig durch die Nachricht verwundet, daß man ihnen nicht zutraue, Napoleon zu beſiegen, ſondern ſich zu dieſem Zweck Franzoſen verſchrieben habe.

Hierzu kam nun noch das ganz auffallende Benehmen des Kronprinzen von Schweden, der ſofort darauf ausging, das Commando über den General Graf Tauentzien und Blücher an ſich zu reißen, nebenbei aber höchſt zweideutige Verbindungen unterhielt, welche durch einen Privatmann beſorgt wurden, der ſich als Freund in ſeinem Hauptquartier befand.

Dieſe Verbindungen mit Frankreich und der franzöſiſchen Armee waren auf die Vorausſetzung gegründet, daß die Franzoſen der Regierung Napoleons müde ſeien, und ſie gern mit der Bernadott'ſchen vertauſchen würden, wenn er ihnen Beweiſe von Schonung und Milde gebe.

Bei der Bildung der ſchleſiſchen Armee wurde General Gneiſenau zu ihrem Chef des Generalſtabes ernannt und ich an die Stelle eines General-Quartiermeiſters bei dieſer Armee berufen. Ich darf ſagen, daß das Pflichtgefühl dazu gehörte, was mich beſeelte, um dieſes wichtige Amt mit der Hoffnung zu übernehmen, durch die Anwendung aller meiner Kräfte meinem Vaterlande nützlich zu werden.

Der General en Chef von Blücher war mir gewogen, und ſeit dem Gefecht von Haynau, zu welchem ich den Vorſchlag gemacht und, gegründet auf die Recognoscirung des dazu von mir beauftragten Major von Rühle, die Dispoſition entworfen

ist nun einmal gemacht, es bleibt nichts anders übrig, als daß wir den Feind aufsuchen; und somit setzte er sich in Bewegung. Alle Offiziere folgten. Katzler wollte wieder vorgehen. Ich stellte dem General Gneisenau vor, daß uns ein solches Vorreiten nicht zu dem Zweck führen könne, zu erfahren: ob der Feind in der Absicht folgt, um uns anzugreifen.

Der Gegner habe keine Flanqueurs vorgezogen, folglich könne er eben so gut zurückgegangen sein, als in dicht aufgeschlossenen Massen gegen uns vorrücken. Ein einzeln Vorreitender werde das eine wie das andere leicht entdecken, nicht aber eine große Gesellschaft, welche die Aufmerksamkeit des Feindes errege.

Ich erbot mich allein vorzureiten, wenn er, der General Gneisenau auf dieser Stelle mit allen Offizieren halten bleiben und meine Rückkunft abwarten wolle, wodann sogleich die Disposition für die beiden auf dem Plateau befindlichen Corps gegeben werden könne, was vor meiner Rückkunft und ohne zu wissen, was der Feind thue, unmöglich sei.

General Gneisenau nahm meinen Vorschlag an, und ich ritt nun Querfeldein nach den Kuhbergen. Ich ritt ein mäusefarbenes Pferd und hatte einen grauen Mantel um, so daß ich bei dem heftigen Regen gar nicht auf 100 Schritt zu sehen war. Uebrigens führte ich eine gute Aufnahme der Gegend aus der Plankammer bei mir, welche ich bereits vollständig auswendig gelernt hatte.

Von hier war in den Ebenen gegen Klein-Tinz nach Janswitz kein Mensch zu sehen, noch in dem Thal gegen Ober-Weinberg etwas zu hören.

Ich setzte meinen Weg längs dem bewachsenen Thalrand fort, und kam mit vielen Umwegen bis an einen tief eingeschnittenen Grund vor Jänowitz in der Linie von Nieder-Weinberg nach dem östlichen Ende von Jänowitz.

Hier sah ich mich plötzlich in der Fronte-Verlängerung einer aufmarschirten Cavallerie-Linie, in so großer Nähe derselben, daß ich mein Pferd hinter einen belaubten Baum zurückzog, um unentdeckt zu bleiben. Ich sah einige Batterien auf dem Wege von Nieder-Crayn nach Jänowitz der Cavallerie folgen. Ich hörte hinter mir Geschrei in französischer Sprache und sah im Thal von Nieder-Weinberg kommend eine Colonne feindlicher Infanterie im Marsch, deren Tête beinah auf dem Plateau angekommen war.

Ich sah nach meiner Uhr und schlich mich langsam bis an den Weg vor Nieder-Weinberg nach Brechtelshof zurück. Hier konnte ich die feindliche Cavallerie-Linie in der Fronte übersehen, und schätzte sie auf 3000 Pferde.

Nun gab ich meinem Pferde die Sporen, traf den General Gneisenau, berichtete, was ich gesehen hatte, und da derselbe den General von Blücher ersuchen ließ, sich zu uns zu begeben, so machte ich folgenden Vorschlag:

> mit den beiden Corps von York und Sacken ungesäumt dem Feinde entgegen zu gehen, mit dem Yorkschen Corps zwischen Christians-Höhe und Belawic*), mit dem Sacken'schen an den Flügel anschließend, die rechte Schulter nach Klein-Tiez vornehmend.

Ich motivirte meinen Vorschlag folgendermaßen mit der Uhr in der Hand:

Tritt der General von York sogleich an und bleibt in Colonne im ununterbrochenen Marsch, so kann er in 51 Minuten den Punkt erreichen, wo ich die feindliche Infanterie-Colonne am Plateau gesehen habe. Da sie in einem engen Schluchtwege marschiren mußte, so ist es nicht möglich, daß der General von York dort mehr als 10,000 Mann Infanterie findet, es sei denn, daß über den Dohna-Steg eine zweite

*) So stand der Ort auf meiner oben erwähnten Aufnahme.

Infanterie-Colonne kommt, was ich nicht ſehen konnte. Dieſe könnte jedoch ebenfalls nicht ſtärker ſein, und folglich kann General York mit beiden allein fertig werden, ohne der Hülfe des General Sacken zu bedürfen, der dann gegen alles verwendet werden kann, was von der Seite von Liegnitz kömmt.

Wenn wir Schlaupe und Belawie geſichert haben, und uns an den Thalrand der Neiße halten, ſo iſt unſere Operation ohne alle Gefahr.

Dieſer Vorſchlag wurde vom General Gneiſenau gebilligt, und vom General en Chef als die Dispoſition zum Gefecht angenommen. Hierauf wurden ſofort Offiziere abgeſendet, um ſie mündlich zu überbringen.

Ich erhielt den Auftrag, die Colonne des Generals von York zu führen.

Mein Vorſchlag zu dieſer Colonnen-Führung ging dahin: 2 Brigaden rücken in der Ebene vor, eine halbe Brigade hält den Thalrand feſt, die andere Hälfte der Brigade beſetzt Schlaupe, Schlauphof und unterhält die Communication mit dem Corps von Langeron.

Die 4te Brigade folgt als Reſerve mit ihrem linken Flügel an dem Thalrand.

Nachdem dies ſo genehmigt war, ritt ich dem General von York entgegen, der aller meiner Vorſtellungen ungeachtet darauf beſtand, vor Antritt ſeines Weitermarſches zwiſchen Chriſtians-Höhe und Belawie aufzumarſchiren. Ich ſagte ihm, daß dieſer Raum durch 2 Brigaden mit ihren Batterien gerade ausgefüllt würde, daß ſeine Truppen in der beſten Ordnung in Colonne vorrückten, und daß jeder Zeitverluſt ihn in ein ſchwereres Gefecht an dem Punkt verwickeln werde, auf den ich ihn zu führen habe. Vergebens! Er ließ halten, deployiren und es blieb mir nichts übrig, als beim General en Chef Beſchwerde zu führen, durch welchen der General von York hierauf den Befehl erhielt: ſofort in Colonnen (die, wenn es noth-

wendig sei, die Linie sogleich herstellen könnten) den Marsch fortzusetzen.

Der verdrießliche Feldherr besann sich, gehorchte aber endlich mit wüthenden Gebehrden.

Ich führte den linken Flügel der beiden Brigaden gegen den Kuhberg, hinter welchem die feindliche Cavallerie, mit 5 oder 6 Batterien aufgestellt war, welche auf große Distancen schossen.

Sonst war nichts vom Feinde zu sehen.

Ganz unerwartet zeigte sich diesseits des Kuhbergs auf dem Kreuzberge feindliche Infanterie mit einigen Kanonen und die nächsten Truppen mußten verwendet werden, um sie schnell überzurennen, was auch gelang. Dies veranlaßte aber ein Stocken im Vorrücken und als nun die Episode auf dem linken Flügel beseitigt war, und ich auf den Vormarsch drang, befanden wir uns in dem wirksamen Kanonenfeuer der feindlichen Cavallerie-Batterien. Da hieß es denn:

wir müssen erst diese Batterien zum Schweigen bringen.

Dies hätte eine stundenlange Kanonade gegeben.

Ich ermahnte daher den Oberstlieutenant Schmidt, er möge gleich eine überlegene Artillerie (er hatte über 100 Kanonen) auffahren lassen, um schnell mit der feindlichen fertig zu werden. Dies geschah; aber um diese Zeit erschien feindliche Cavallerie (welche aus dem Thal der Neiße gekommen sein muß) auf unserm linken Flügel, und ein Theil davon bis Belawic in unserm Rücken. Dies war war das Signal zu einer allgemeinen Abweichung von der Disposition. Unsere Cavallerie zersplitterte sich in einzelne Gefechte Escadronsweise, und die ganze Infanterie des Yorkschen Corps sah diesem stehenden Gefecht unthätig zu.

Was sich bis dahin an feindlichen Truppen dem Yorkschen Corps gezeigt hatte, bestand in Summa aus 3 verzichteten und aus 5 frischen Bataillons Infanterie nebst etwa

4000 Mann Cavallerie, von denen der größte Theil unsre Fronte bedrohte, und uns dadurch in eine vollständige Defensive versetzte, denn alles Commando, alles Zusammenwirken der Kräfte hatte aufgehört.

Dieser Zustand, in welchem die Bemühungen der Einzelnen, die Masse wieder in eine Vorwärtsbewegung zu bringen, fruchtlos blieben, mochte eine Viertelstunde gedauert haben, als plötzlich die französische Cavallerie in der Fronte uns den Rükken zeigte, und als unsere Cavallerie in Unordnung folgte, in wilder Flucht davon jagte. Die russische Cavallerie hatte die feindliche von Klein-Tinz her, in Flanke und Rücken genommen.

Als hierauf die York'sche Infanterie ihrer ersten Bestimmung gemäß, wieder in Gang gebracht war, glaubte ich, daß nun das ernste Gefecht mit der Masse der feindlichen Infanterie eintreten würde, allein zu meiner großen Verwunderung befanden sich auf dem ganzen Plateau, und namentlich vom Kuhberg bis an den Weg von Jänowitz zum Thalrand, nicht mehr als 2 Bataillons Infanterie, welche sich mit der Cavallerie zugleich in das Thal der Neiße hinabstürzten.

Hiermit endigte das Gefecht auf dem Plateau, nach welchem wir bei der Verfolgung 32 Geschütze mit ihren Fahrzeugen auf dem Wege nach Nieder-Crayn am Abhang verfahren und verlassen vorfanden.

Hier mußten nun neue Beschlüsse gefaßt werden, denn das Kanonenfeuer am linken Ufer der Neiße zog sich immer weiter nach Jauer hin, und war bereits sehr matt geworden.

Die während unsers Gefechts eingegangenen Berichte vom Grafen Langeron: daß er der Uebermacht weichen müsse und seine letzte Stellung am breiten Berge und Hermannsdorf nicht werde halten können, waren auf meinen Antrag aus dem Grunde gar nicht beachtet worden, da er gute Stellungen mit 130 Geschützen besetzt hatte, in denen ihm nichts begegnen konnte. Meine Bemerkungen, daß seine Meldungen keine Abänderungen

in unſerer Dispoſition bewirken könnten und daß er beſchieden werden müſſe, er ſolle ſich halten, hatten jedoch Gneiſenau und den General en Chef über alles Maaß aufgeregt, und bei der Beſprechung am Thalrand von Nieder-Crayn wurde General Langeron ein elender Poltron genannt, den man dem Kaiſer zur Kaſſation anzeigen müſſe.

Sein (feiges) Benehmen wurde dann mit dem unſrigen verglichen, wodurch wir uns ohne weitern Commentar zu Helden ſtempelten; dieß ging in doppelter Beziehung viel zu weit. Mir war alſo hier abermals das ſchwere Loos gefallen, beglückende Selbſttäuſchungen durch nüchterne Wahrheiten zu zerſtören, um die Folgen ſolcher Unklarheiten mit der Wurzel abzuſchneiden.

Ich bemerkte daher:

Die ſchleſiſche Armee iſt durch die Neiße in zwei Hälften getheilt, wovon die Hälfte am linken Ufer die etwas kleinere iſt.

Der Feind entſendete bei Verfolgung der York'ſchen Arriergarde über die Neiße Truppen, erſtieg das Plateau und drang gegen uns vor, ohne daß wir wußten, ob er auch auf dem linken Ufer offenſiv verfahren werde.

Wir mußten am rechten Ufer darauf gefaßt ſein, mit Allem, was er hatte, angegriffen zu werden, und waren dann, wenn wir den Feind zur Entwickelung kommen ließen, ohnfehlbar geſchlagen.

Wir ergriffen daher den richtigen Entſchluß, auf die feindlichen Teten zu fallen und ſie vom Thalrand wieder herab zu ſtürzen. Dies iſt gelungen. Aber die feindlichen Abſichten haben ſich ſeitdem aufgeklärt. Er hat ſeine Kräfte am linken Ufer der Neiße; dort marſchirt er zur Schlacht, und wir haben am rechten Ufer mit der größern Hälfte der Armee nichts geſchlagen, als ſeine linke Seiten-Patrouille.

Der Ruhm des General Sacken bewegte die ruſſiſchen Generale freudig. Ende rief aus: wir haben nichts mehr hier als die Arriergarde, 100 Kanonen ſind längſt zurückgeſendet, — „laßt alles zurückkommen," rief ich, „und laßt uns mit dem angreifen, was wir haben!"

Alles ſtimmte mir bei, nur General Langeron fragte feierlich:

Colonel! Est ce que vous êtes sûr que le général en chef ne dispose de mon corps que pour couvrir sa retraite?

Dies war die feſtgewurzelte fixe Idee des Grafen Langeron, die ihn zu den falſchen Maaßregeln verleitet hatte. Ich erwiederte:

Je suis sûr mon général, que le général en chef passera la Neisse pour ecraser l'ennemi qui vous attaque, ainsi il faut tenir ferme, il faut réparer les erreurs et intimider les présomptueux, les attaquant tambour battant.

Hierauf flogen die Adjutanten, um die Zurückgeſendeten wieder in ihre Stellungen zu führen, und als die preußiſche Reſerve-Brigade unter Oberſt von Steinmetz über Schlaupe und Schlauphof fechtend und unterſtützend vordrang*), ſetzten ſich alle Generale an die Spitze ihrer Truppen und nach einem energiſchen, vom Feind ganz unvorhergeſehenen Angriff wurde der Weinberg und ein Theil von Hennersdorf wieder genommen.

Von dieſem Augenblick an war der Feind in der Defenſive und verhielt ſich ohngeachtet ſeiner Ueberlegenheit ſchlaff und unentſchloſſen.

Er mußte gegen die Brigade Steinmetz eine Flanke bilden. Seine Stärke ließ ſich vom breiten Berg vollſtändig überſehen und daraus folgern, daß General Langeron, am andern Morgen,

*) Dieß mochte etwa um 6 Uhr erfolgen.

wenn er sein Corps wieder vollständig beisammen hatte, ihm gewachsen war.

Wir verabredeten, daß das Corps mit dem Anbruch des Tages vorrücken werde, es sei zum Angriff oder zur Verfolgung. Als der Tag sich neigte, ritt ich über Schlaupe zurück, wo uns das Wasser der wüthenden Neiße nicht allein bis an den Sattel ging, sondern auch die Pferde abwärts fortriß.

Ich dirigirte den General von Hünerbein, den ich bei Schlaupe fand, auf Schlauphof und theilte ihm die Lage des Langeron'schen Corps und meine Verabredungen mit. Dies geschah um 8 Uhr, ich kam jedoch in Folge der Finsterniß erst nach 11 Uhr in Brechtelshof an, wo bereits, ohne mich abzuwarten und gegen die Abrede, auf bloße mündliche Erzählungen über die Lage des Langeron'schen Corps, Dispositionen für den 27sten ausgegeben waren, theils unpractisch, theils ganz unausführbar.

Die Absendung des oben erwähnten Befehls Nr. 2 war vergessen worden, und Nieder-Crayn nicht besetzt. Die Yorkschen Truppen waren mit Einbruch der dunkeln Nacht auf dem durchweichten Boden liegen geblieben, wo sie sich befanden, ohne Stroh, ohne Holz, abgemüdet und abgehungert. Der Regen fiel noch immer in Strömen, und die neue Disposition bestimmte: daß eine Brigade um 2 Uhr Morgens aufbrechen und nach Nieder-Crayn vorgehen sollte, um einen Uebergang bei Kroitsch über die Katzbach zu versuchen.

Diese Anordnung war in jeder Beziehung tadelnswerth und durchaus nicht durchdacht. Sie nimmt an, daß der Feind, der beim Sinken des Tages mit 30 bis 40,000 Mann zwischen dem Mönchswald und Schlauphof stand, in dieser finstern Nacht nach Goldberg zurückgegangen sein werde. Ganz im Gegentheil mußte angenommen werden, daß der Feind, ehe er den Rückzug von Hennersdorf antrat, ihn sicher zu stellen habe, und dazu war die von uns vernachlässigte Besetzung von Nie-

der-Crayn die nothwendigste Maaßregel, denn die Hauptstraße von Hennersdorf nach Goldberg führt auf nicht volle 3000 Schritt bei Nieder-Crayn vorbei. Im Fall aber auch dies vom Feinde verabsäumt sein sollte, und die Brigade des von York'schen Corps sich ungehindert durch Nieder-Crayn gegen Kroitsch zu wenden vermochte, so konnte der Feind vernünftiger Weise nur in 3 Colonnen nach Goldberg zurückgehen, und dann mußte seine Colonne des linken Flügels durch Nieder-Crayn marschiren, wo sie auf die York'sche Brigade in ihrem Rücken traf, die, wenn sie die Brücke bei Kroitsch zerstört fand, dann weder vor- noch rückwärts konnte.

Zum Glück war dieser ganz unpractische Befehl zugleich unausführbar, da keine der zerstreuten York'schen Brigaden um 2 Uhr aufbrechen konnte. Solche unausführbare Befehle haben die Folge, daß sie den Gehorsam untergraben und dem Armee-Commando alles Vertrauen entziehen. Meine Vorstellungen, wie sanft sie auch waren, wurden sehr übel vom General Gneisenau aufgenommen, noch mehr aber, daß ich später nachwies: wie die Brigade von Horn den Befehl um 2 Uhr aufzubrechen, vier Stunden später, um 6 Uhr erhalten.

Diese Disposition, welche den General von York sehr verstimmte und der Gegenstand einer scharfen Kritik wurde, ist als die Einleitung zu der verdrießlichen Correspondenz zu betrachten, welche zwischen dem General en Chef und dem General von York während der Verfolgung entstand, denn der General von York wollte keine unausführbaren Befehle vertreten, und fragte daher über alles an, um von der Verantwortung entbunden zu sein.

General Blücher hatte die fixe Idee, er habe die ganze französische Armee total geschlagen, und es komme nur darauf an, sie lebhaft zu verfolgen, wozu die Cavallerie vollständig ausreiche. General Gneisenau, dem ich auseinander gesetzt hatte, daß nur $\frac{1}{10}$ der gegenüber befindlichen Armee auf dem

Plateau gegen uns gefochten habe, daß von den 8 Bataillons, — mehr hatten wir alle nicht geſehen, — 5 zurückgekommen und 3 ſogar in guter Ordnung, mußte mir zugeſtehen, daß das Gefecht auf dem Plateau keine Veranlaſſung zu einer Auflöſung der ganzen Armee geben konnte, aber er ging in die Idee des Generals Blücher ein, ſagte zu Allem, was dieſer wünſchte, *ja*, und gab ihm zu, daß durch dieſe Huſaren-Verfolgung Macdonald *allein* nach Dresden kommen werde.

Dies war eine Folge des von ihm angenommenen Grundſatzes:

> man muß immer mehr verlangen, als geleiſtet werden kann, denn bei der practiſchen Ausführung geſchieht doch immer weniger, als gefordert worden iſt,

ein Grundſatz, den ich ſtets für eben ſo gefährlich als unrichtig gehalten habe.

Unſre Verfolgung jenſeits der Katzbach, ohne eine Maſſe von Infanterie und Artillerie blieb unvollſtändig. War dieſe jedoch über die Katzbach gebracht, ſo mußten, wie es der General en Chef verlangte, alle Kräfte in Anſpruch genommen werden.

Die Schwachen und Ermüdeten mochten liegen bleiben und nachkommen, ſie gingen der Armee nicht verloren.

Wenn unſere unvollſtändige Verfolgung dennoch ein ſo großes Reſultat brachte, ſo war dies die Folge von zwei Fehlern bei der franzöſiſchen Armee.

Der erſte: daß, als die Flucht auf dem Plateau begann, die Flüchtlinge nicht bei Nieder-Crayn geſammelt und hinter die Katzbach bei Kroitſch geführt wurden, in welchem Fall ihre Flucht ohne Einfluß auf den übrigen Theil der Armee, und ohne alle Bedeutung geblieben wäre.

Der zweite Fehler fällt dem Marſchall Macdonald, der am linken Ufer der Neiße ſelbſt commandirte, zur Laſt.

Bis 6 Uhr Nachmittags war er in der vollständigsten Offensive. Als er um diese Zeit von Langeron angegriffen wurde, vertheidigte er sich stehenden Fußes, obwohl matt, bis um 7 Uhr, wo die Sonne unterging.

Ob der Entschluß zum Rückzug auf Goldberg eine Folge dieses Angriffes war, mag dahin gestellt bleiben, immer aber mußte er sich sagen:

die Truppen sind seit dem frühsten Morgen mit großen Anstrengungen in Bewegung. Morgen früh geht die Sonne um 7 Uhr auf, folglich liegen 11 Stunden Nacht vor mir, während deren Dauer der eben so ermüdete Feind mir nichts anhaben kann.

Was ist nun zweckmäßiger: kochen, füttern, während 10 Stunden ruhen lassen und dann den Rückmarsch von 2 Meilen Entfernung bis hinter Goldberg mit dem Grauen des Tages antreten lassen? oder während der Nacht allmählich abzuziehen?

Er hatte, wie es scheint, nicht vorausgesehen, daß im letzten Fall die Truppen bei Goldberg nicht anders als in einem solchen Zustand der Erschöpfung ankommen konnten, daß sie nicht mehr gefechtsfähig waren und dann in die Hände seiner Feinde fielen.

In diesem Zustand fand der General Graf Langeron das 5te Corps denn auch in der That, als er es in Goldberg am 27sten Morgens einholte.

Dieser Fehler der Ueberanspannung menschlicher Kräfte war vom preußischen Armee-Commando weder vorausgesehen noch eine Disposition für den folgenden Tag darauf gebaut, und ohne diesen Fehler hätte die Verfolgung, wie der General en Chef sie angeordnet hatte, wahrscheinlich gar keine Erfolge gehabt.

Der kräftige Angriff des Langeron'schen Corps am 26sten um 6 Uhr Abend ist wahrscheinlich die Veranlassung zu Macdo-

nald's übereiltem Rückzug geworden, und wenn das Corps von Langeron in deſſen Folge am meiſten zur Auflöſung der Macdonald'ſchen Armee beitrug, ſo war es ein wohlverdienter Lohn.

Indeß nahmen der General en Chef und General Gneiſenau keine weitere Notiz von dieſer Waffenthat, und ſahen die ſpäter eingebrachten Trophäen lediglich als Folgen des Hurrah's am rechten Ufer der Neiße an.

Daß Macdonald ſich übereilt während der Nacht zurückgezogen habe, daß er mit dem Sinken des Tages ſeine Reſerve (welche nicht zum Gefecht gekommen war) aus dem Plinſengrunde bis in die ſtarke Stellung von Prausnitz, ¾ Meilen, zurückgehen und ſie dort bivouakiren laſſen mußte, um am andern Morgen das Corps in derſelben aufzunehmen und den Tag hätte abwarten ſollen, um, wenn ſeine Leute und Pferde wieder Kräfte geſammelt hatten, mit Ordnung zurückzugehen, wurde mir nicht zugegeben, ſondern behauptet: Macdonald's Rückzug während der Nacht ſei in Folge der Deroute ſeines linken Flügels unvermeidlich nothwendig geworden, woraus folge, daß die Auflöſung des 5ten feindlichen Corps ebenfalls eine Folge dieſer Deroute geweſen, wie dies in der am 26ſten Abends 9½ Uhr gegebenen Dispoſition richtig vorhergeſehen ſei.

Das Geſchehene konnte nicht ungeſchehen gemacht werden, mir kam es daher nur darauf an, für die Zukunft unausführbare Befehle zu vermeiden, und anſtatt die Uneinigkeit des Generals en Chef mit ſeinen Corpsführern zu vermehren, ſie zu der Anerkennung zu nöthigen, daß das Armee-Commando ſtreng nach den gegebenen Vorſchriften und den vorwaltenden Umſtänden geführt werde.

General von Gneiſenau hatte aber noch andere Zwecke. Ihm war es darum zu thun, daß der Sieg auf dem Plateau von ganz Europa als eine allgemeine Niederlage [illegible] nze

Macdonald'sche Armee betrachtet werde, weil dies in sein Electrisirungs-System paßte.

Daß ich zu einer solchen Ansicht nicht fortzureißen war, hatte ihm mein nüchterner Vortrag am Thalrand von Nieder-Crayn gezeigt.

Ob ich nun geneigt sein würde, öffentlich auszusprechen, daß das Gefecht auf dem Plateau ein unbedeutendes Rencontre gewesen sei, darüber war er ungewiß, und doch erschien dies für ihn, durch besondere Umstände veranlaßt, von großer Wichtigkeit.

Es war nämlich während des Waffenstillstandes durch mich und andre zur Sprache gebracht worden, daß unsre Preußischen Zeitungen über die Kriegsbegebenheiten bis zum Waffenstillstande Nachrichten aufgenommen hatten, welche zum Theil die Ereignisse völlig entstellten, die Armee nicht selten compromittirten, und zum Theil unsern Alliirten gegründete Veranlassung zum Mißvergnügen geben mußten. Auch ich hielt die Abstellung dieses Uebelstandes für dringend nothwendig, hatte jedoch folgende Betrachtungen daran geknüpft.

Das lebhafte Interesse, welches das preußische Volk vom Höchsten bis zum Geringsten an den Ereignissen dies wahrhaften National-Krieges nimmt, kann nur erfreulich sein, und unsre Zeitungen folgen nur dem wahren Bedürfniß und den allgemeinen Wünschen, wenn sie darüber so viel Nachrichten geben, als sie können. Offiziell wird ihnen nichts mitgetheilt, oder, wenn es geschieht, so bekommen sie es so spät, daß die neuen Begebenheiten die alten bereits in den Hintergrund gedrängt haben.

Die Zeitungen der drei Residenzstädte nehmen daher mit Freuden die Briefe der Freiwilligen auf, die mit Unbefangenheit ihren Verwandten erzählen, was sie gesehen und gehört haben, indeß ganz absichtslos oft das Unwichtigste mit dem Wichtigsten verwechseln und dadurch sowohl ein ganz falsches

Bild von der Lage der kriegführenden Armeen geben, als auch durch das Wiedererzählen gehörter Mißbilligungen, es sei gegen eigne oder alliirte Führer, ohne Kenntniß der Sache und ohne eignes Urtheil ungerecht und verletzend werden.

Durch solche unüberlegte Mittheilungen wird eine öffentliche Meinung gebildet, die sich durch spätere offizielle Artikel nicht mehr berichtigen läßt.

Den Zeitungsschreibern muß also die Aufnahme ungesichteter Berichte von der Armee durch die Censur untersagt werden; dann aber muß etwas anderes an die Stelle treten. — Offizielle Artikel — einfach und wahrhaftig, keine Napoleonsche Lügen-Bülletins. Es läßt sich im Kriege nicht Alles sagen, es muß über Vieles Schweigen beobachtet werden, allein was offiziell bekannt gemacht wird, muß so wahr sein, daß der schärfste Kritiker später keine Unwahrheit nachweisen kann.

Solche Armee-Befehle erwecken Vertrauen und sind dem Gouvernement wie dem Volk wahrhaft nützlich.

Der König hatte dieselbe Ansicht. Er war mit der ruhigen Darstellung der von mir herausgegebenen Brochüre über den Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstande zufrieden und übertrug mir den Entwurf solcher Berichte für die schlesische Armee, welche an ihn eingesendet und nach erfolgter Genehmigung gedruckt werden sollten.

Ich stellte vor: daß solche Berichte, wenn sie den Weg nach Böhmen und zurück nach Berlin machen sollten, dadurch so alt würden, daß sie viel von ihrem Interesse verlieren müßten, daß ich es daher für besser erachte, die Armee-Berichte aus den offiziellen Meldungen im großen Hauptquartier zusammenstellen zu lassen, wo sie dann viel früher in die Zeitungen kommen würden.

Der König genehmigte dies nicht, sondern bestimmte: daß meine vom General en Chef genehmigten Entwürfe aus dessen

Hauptquartier unmittelbar an die preußischen Hauptzeitungen gesendet werden sollten.

Mir wurde besonders eröffnet: der König erwarte, daß diese Armee-Berichte der Würde und des Tacts nicht entbehren würden, welche unsre Verhältnisse erforderten.

Was ich vorausgesehen hatte, daß diese Berichte eine Quelle von Verdruß für mich werden würden, trat nur zu bald ein.

Bereits mit dem ersten Bericht war General von Gneisenau nicht zufrieden. Er fand ihn zu kalt, zu abgemessen, zu pedantisch. Der General en Chef vermißte darin das Lob seiner tapfern Waffengefährten, was er ihnen, um gerecht zu sein, nicht versagen könne. Dem ersten erwiederte ich in Demuth: ich habe mich der Prosa unsers Dienststyls befleißigt; anders zu schreiben verstehe ich nicht, indessen glaube ich auch nicht, daß ein anderer, als dieser Styl hierher gehöre.

Dem General en Chef stellte ich vor, daß diese Berichte kurz sein müßten, daß, wenn Lob und Tadel darin aufgenommen werden sollten, sie nicht allein ellenlang werden, sondern daß darin die Souveraine einen Eingriff in ihre Rechte finden konnten, da es vorkommen werde, daß diese Armee-Berichte in allen Zeitungen stehen, ehe die auf die Berichte der Corps-Führer gegründeten Vorlagen an die Souveraine, welche zu belohnen und zu strafen haben, im großen Hauptquartier angekommen sind.

Alle diese Vorstellungen halfen zu nichts. General von Gneisenau schmückte mit Phrasen und Blumen aus, General Blücher trug preußische Namen ein. — Ich war entschieden, in einer Angelegenheit des Dienstes nicht nachgeben zu können, und erklärte: ich kann mich irren, und darüber wird der König entscheiden. Ich suche indeß in diesem ertheilten Auftrag an einen untergeordneten Offizier, der nur die Facta einfach niederschreiben und weder zu loben, noch zu tadeln sich erlau-

ben darf, den ſicherſten Beweis, daß der König keine andern Armee-Berichte will, als in der Art, wie bisher ſie von mir niedergeſchrieben iſt.

General Gneiſenau lenkte ein, denn er wollte die Sache nicht zur Entſcheidung des Königs gebracht ſehen. Blücher beruhigte ſich, als ich ihm ſagte, daß Waffenthaten, die in ſich ſelbſt das höchſte Lob trügen, als Facta und mit der denen unzertrennlichen Nennung des Namens aufgenommen werden könnten, jedoch ohne alle lobenden Zuſätze.

Wenn hiermit die Sache abgethan ſchien, ſo traten nichts deſtoweniger bei jedem Bericht neue Kämpfe ein, denn meine Gegner hatten nachgegeben, aber ich hatte ſie nicht überzeugt.

Gneiſenau gab mir Schuld: ich ſähe alles, was die ſchleſiſche Armee leiſte, als Kleinigkeiten an, die nicht der Rede werth wären. Blücher wollte jeden gut ausgeführten dienſtlichen Auftrag als Waffenthat erwähnt und gerühmt wiſſen.

In dieſem fortwährenden Conflict hatte Gneiſenau die Beſorgniß, daß ich im nächſten Armee-Bericht das Gefecht auf dem Plateau als ein Koſacken-Hurrah darſtellen würde, und bearbeitete mich unaufhörlich, um deſſen Wichtigkeit in einem größern Umfang anzuerkennen.

Was ich um 4 Uhr vor Nieder-Crayn geſagt hatte, war an der Zeit und am rechten Ort; als der General Graf Langeron in Folge unſers Sieges und darauf folgenden Ueberganges über die Neiße um 6 Uhr die Offenſive begann, erhöhte ſich die Wichtigkeit unſers Gefechts, und als Marſchall Macdonald durch Uebereilung ſein 5tes Corps außer Gefecht ſetzte, wurde dieſes Gefecht die Hauptveranlaſſung zu den ſpäter eintretenden Niederlagen.

Die Verſchiedenheit unſerer Anſichten beſtand alſo nur darin: daß ich das große Reſultat 3 Momenten zuſchrieb:

1) Unſerm n Plateau,

2) dem gleich darauf folgenden Uebergang über die Neiße und dem Angriff des Obersten von Steinmetz,

3) dem Angriff des Grafen Langeron um 6 Uhr Abends.

Auch bestritt General Gneisenau den Einfluß von 2 und 3 aus keinem andern Grunde, als um den Eindruck von 1 nicht geschwächt zu sehen.

Er mühte sich indeß unnöthig ab, denn wenn ich die Verpflichtung übernommen hatte, die Ereignisse gedrängt und mit Wahrhaftigkeit darzustellen, so bedingte dies nicht, in Details einzugehen, welche, wenn sie bestritten waren, der Einigkeit in der Armee, nach der ich strebte, höchst gefährlich werden konnten.

Bis zu unsrer Ankunft vor Nieder-Crayn hatten wir noch keine Schlacht geliefert. Diese Bezeichnung wurde erst gerechtfertigt, nachdem nicht allein alle 3 Corps, sondern auch ihre Reserven zum kleinen Gewehrfeuer gekommen waren. Daß die schlesische Armee eine Schlacht geliefert, in deren Folge so viel Gefangene, so viel Kanonen, Adler ꝛc. eingebracht wurden, konnte daher nicht bestritten werden, und der Armee-Bericht war nach seinem Zweck vollständig, wenn er sich auf diese Facta beschränkte. Wollte man das Gefecht vom Corps von Langeron am Abend 6 Uhr ignoriren, so erforderte die Consequenz, die partiellen Gefechte auf dem Plateau nicht als eine Schlacht der schlesischen Armee zu bezeichnen.

Mit dem 3ten Armee-Bericht, in der Nacht nach der Schlacht geschrieben, waren die Russen unzufrieden. Vom Corps von Sacken, weil zu wenig von ihm gesagt sei, von Langeron, weil es gar nicht erwähnt worden.

Mit dem 4ten Armee-Bericht wurden die Relationen der beiden russischen Feldherrn abgedruckt, weil die Politik forderte, sie zufrieden zu stellen. Dies machte den General von Yorck wieder höchst unzufrieden, weil seine Relation nicht mit abgedruckt war. General Blücher und Gneisenau neigten sich jeder-

zeit zu den Unzufriedenen, und ich hatte von ihnen keine Vertretung zu erwarten.

Die Erfahrungen dieser Zeit haben mich belehrt, daß es unpraktisch ist, die Abfassung von dergleichen Armee-Berichten dem Commandirenden zu entziehen. Ist die Besorgniß vorhanden, daß er zu weit gehen könnte, so mag man ihm durch Instructionen Fesseln anlegen.

Beim Vorrücken vom Bober und der weitern Verfolgung der französischen Armee hatte sich die Verstimmung Gneisenau's gegen mich verloren, und meine Vorschläge zu den Bewegungen und Gefechten hatten sich wie früher stets der unbedingten Genehmigung zu erfreuen.

Am 4ten September, wo ich wieder mit dem Antrag einer Schlacht gegen Napoleon auszuweichen, vortreten mußte, fügte sich der General en Chef leicht, da wir durch sichere Nachrichten gewiß wußten, daß wir mit Ueberlegenheit angegriffen werden würden.

Am 5ten September gab ich auf der Landskrone den Augenblick zum Abzug, um ohne ein ernstes Gefecht über die Neiße-Brücken zu kommen, ganz richtig an, allein es traten beim Yorck'schen Corps solche unnöthige Verzögerungen ein, daß ein Stopfen an der Neiße-Brücke, und ein nachtheiliges Gefecht unvermeidlich wurde, wenn nicht die gesammte Cavallerie der Arriergarde durch eine Furth ging, wozu sie wegen ihrer Tiefe keine Neigung hatte, sondern der Infanterie gegen den erhaltenen Befehl den Brücken-Uebergang verstopfte. — In dieser Verlegenheit schlug ich dem General en Chef vor, das Beispiel zu geben. Er bedachte sich keinen Augenblick, sondern ritt mit seinem ganzen Hauptquartier bis an den Sattelknopf durch das Wasser. Die ganze Cavallerie mußte folgen und wir kamen unter dem Schutz einer 12pfündigen Batterie an das rechte Ufer, ohne einen Mann zu verlieren.

Einem Feldherrn, der auf eine ſolche Art die Beſchwerden des gemeinſten Reiters theilt, folgt der Soldat freudig und ohne Murren.

Bei der zwei Tage darauf wieder ergriffenen Offenſive, um den König von Neapel in Flanke und Rücken zu nehmen, kam alles darauf an, dem Feind den Links-Abmarſch zu verbergen, und daher war dem General Grafen Langeron beſonders empfohlen, in dem Bivouac bei Oſtritz keine, von der Landskrone aus zu überſehenden nächtlichen Feuer anzünden zu laſſen.

Langeron wußte nicht, daß Napoleon wieder nach Dresden zurückgegangen war, und hielt den Uebergang über die Neiße bei Oſtritz für ein höchſt gewagtes Unternehmen. Er hatte die Anweiſung, keine Feuer anzünden zu laſſen, nicht befolgt und lud daher den Verdacht auf ſich, daß dieſer neue Ungehorſam uns nicht unabſichtlich um die Früchte dieſer Bewegung gebracht habe. Er erhielt ſeine Verweiſe wohlverdient, allein gegen den Verdacht einer Abſicht mußte ich ihn in Schutz nehmen. Er hatte den Befehl, am andern Morgen bei Oſtritz überzugehen, er konnte den Marſch nicht mehr abwenden, es wäre daher mehr als unſinnig geweſen, Napoleon auf eine Gefahr der Umgehung aufmerkſam zu machen, da dieſer einen ſolchen Wink ohnfehlbar benutzt haben würde, um mit allem, was er hatte, über die ſchleſiſche Armee herzufallen.

In Bautzen, wohin der General von Blücher am 15ten September ſein Hauptquartier verlegte, gingen wichtige Dinge vor.

Der General Bülow, der dem nach Schweden berufenen Marſchall nie Vertrauen geſchenkt hatte, bewachte die Machinationen in dem Hauptquartier des Kronprinzen, ſtellte ſeine Indiscretionen mit ſeinen abſichtlichen Andeutungen zuſammen, und hatte bald die Fäden des Geſpinnſtes. Er warnte Tauentzien und Blücher, er traf geheime Abreden mit Winzingerode, wie

weit sie gehorchen und in welchen Fällen sie den Gehorsam zur Vermeidung unersetzlicher Nachtheile versagen müßten.

Nach diesen Ansichten und Abreden ist das Benehmen des Generals von Bülow bei Groß-Beeren, bei Dennewitz, bei Leipzig, bei der Eroberung von Holland und seinem Marsch nach la Fere, das Vorrücken des Generals von Winzingerode bei Leipzig, der Widerstand des Generals Grafen Tauentzien, sich den Befehlen des Kronprinzen von Schweden unbedingt unterzuordnen, zu erklären. Diese Ansichten geben aber auch zugleich den vollständigen Aufschluß über die Maaßregeln des Generals von Blücher von der Zeit ab, als derselbe nach der Schlacht an der Katzbach mit der schlesischen Armee in Bautzen angekommen war.

Nach der Schlacht von Dennewitz traf ein vertrauter Offizier des Generals von Bülow ein, der dem General Blücher die täglich weiter gehenden Maaßregeln vorlegte, welche der Kronprinz ergriff, um der französischen Armee klar zu machen, daß er nicht allein als ihr Landsmann, sondern auch als ihr Freund handle und weit davon entfernt sei, sie durch seine Schweden vernichten oder ihr Blut vergießen zu wollen.

Diese Anzeigen waren weit umfassend und von so neuem Dato, daß selbst, wenn der General von Bülow sie den Souverainen vorgelegt hatte, sie noch nicht im großen Hauptquartier angekommen sein konnten. — Sie bestimmten den General von Blücher zu dem Beschluß: jedem politischen Hochverrath durch einen schleunigen Rechts-Abmarsch vorzubeugen, und er beharrte bei diesem Entschluß selbst dann, als er fast zugleich den Befehl der Souveraine erhielt, sich links an sie heran nach Böhmen zu ziehen.

So mußte also einer der drei Franzosen, die die Souveraine sich geholt hatten, um Napoleon zu besiegen, durch eine Armee von 100,000 Mann bewacht werden.

Einem Feldherrn, der auf eine solche Art die Beschwerden des gemeinsten Reiters theilt, folgt der Soldat freudig und ohne Murren.

Bei der zwei Tage darauf wieder ergriffenen Offensive, um den König von Neapel in Flanke und Rücken zu nehmen, kam alles darauf an, dem Feind den Links-Abmarsch zu verbergen, und daher war dem General Grafen Langeron besonders empfohlen, in dem Bivouac bei Ostritz keine, von der Landskrone aus zu übersehenden nächtlichen Feuer anzünden zu lassen.

Langeron wußte nicht, daß Napoleon wieder nach Dresden zurückgegangen war, und hielt den Uebergang über die Neiße bei Ostritz für ein höchst gewagtes Unternehmen. Er hatte die Anweisung, keine Feuer anzünden zu lassen, nicht befolgt und lud daher den Verdacht auf sich, daß dieser neue Ungehorsam uns nicht unabsichtlich um die Früchte dieser Bewegung gebracht habe. Er erhielt seine Verweise wohlverdient, allein gegen den Verdacht einer Absicht mußte ich ihn in Schutz nehmen. Er hatte den Befehl, am andern Morgen bei Ostritz überzugehen, er konnte den Marsch nicht mehr abwenden, es wäre daher mehr als unsinnig gewesen, Napoleon auf eine Gefahr der Umgehung aufmerksam zu machen, da dieser einen solchen Wink ohnfehlbar benutzt haben würde, um mit allem, was er hatte, über die schlesische Armee herzufallen.

In Bautzen, wohin der General von Blücher am 15ten September sein Hauptquartier verlegte, gingen wichtige Dinge vor.

Der General Bülow, der dem nach Schweden berufenen Marschall nie Vertrauen geschenkt hatte, bewachte die Machinationen in dem Hauptquartier des Kronprinzen, stellte seine Indiscretionen mit seinen absichtlichen Andeutungen zusammen, und hatte bald die Fäden des Gespinnstes. Er warnte Tauentzien und Blücher, er traf geheime Abreden mit Winzingerode, wie

weit sie gehorchen und in welchen Fällen sie den Gehorsam zur Vermeidung unersetzlicher Nachtheile versagen müßten.

Nach diesen Ansichten und Abreden ist das Benehmen des Generals von Bülow bei Groß-Beeren, bei Dennewitz, bei Leipzig, bei der Eroberung von Holland und seinem Marsch nach la Fere, das Vorrücken des Generals von Winzingerode bei Leipzig, der Widerstand des Generals Grafen Tauentzien, sich den Befehlen des Kronprinzen von Schweden unbedingt unterzuordnen, zu erklären. Diese Ansichten geben aber auch zugleich den vollständigen Aufschluß über die Maaßregeln des Generals von Blücher von der Zeit ab, als derselbe nach der Schlacht an der Katzbach mit der schlesischen Armee in Bautzen angekommen war.

Nach der Schlacht von Dennewitz traf ein vertrauter Offizier des Generals von Bülow ein, der dem General Blücher die täglich weiter gehenden Maaßregeln vorlegte, welche der Kronprinz ergriff, um der französischen Armee klar zu machen, daß er nicht allein als ihr Landsmann, sondern auch als ihr Freund handle und weit davon entfernt sei, sie durch seine Schweden vernichten oder ihr Blut vergießen zu wollen.

Diese Anzeigen waren weit umfassend und von so neuem Dato, daß selbst, wenn der General von Bülow sie den Souverainen vorgelegt hatte, sie noch nicht im großen Hauptquartier angekommen sein konnten. — Sie bestimmten den General von Blücher zu dem Beschluß: jedem politischen Hochverrath durch einen schleunigen Rechts-Abmarsch vorzubeugen, und er beharrte bei diesem Entschluß selbst dann, als er fast zugleich den Befehl der Souveraine erhielt, sich links an sie heran nach Böhmen zu ziehen.

So mußte also einer der drei Franzosen, die die Souveraine sich geholt hatten, um Napoleon zu besiegen, durch eine Armee von 100,000 Mann bewacht werden.

Der zweite wurde ihnen vor Dresden durch eine Kanonenkugel entrissen, und der dritte dieser Franzosen zeigte sich an demselben Tage zwar als ein sublimer Docent, indeß so unpraktisch auf dem Schlachtfelde, daß er nicht weiter um Rath gefragt wurde.

Die Zeit und die Begebenheiten hatten übrigens das Vertrauen der Souveraine zu sich selbst und zu ihren Generalen so gestärkt, daß von einer Maaßregel, Fremde heranzuziehen, nicht mehr die Rede war.

Zu dieser Zeit war, so weit die obere Leitung der Kriegführung von ihnen ausging, manches ganz gut organisirt, allein es fehlte an der Thätigkeit, welche einem Napoleon gegenüber unentbehrlich war, es kostete zu viel Zeit, ehe die Beschlüsse reif wurden, und die Ausfertigungen waren an zu viel Formen gebunden.

Im Hauptquartier des Generals von Blücher hatte sich der Geschäftsgang dadurch bedeutend gebessert, daß meinen Bitten und Wünschen gemäß, meine Vorträge über die Operationen nur in Gegenwart des Generals von Gneisenau Statt fanden, und die Geheimnisse besser bewahrt wurden.

Im dritten Abschnitt von S. 54 bis S. 69 ist angegeben, was in der Zeit bis zum Uebergang über die Elbe (am 2ten October) ins Geheim vorbereitet wurde, und wovon weder die fremden noch die preußischen Offiziere im Hauptquartier das Geringste erfuhren.

Der Kaiser Alexander hatte den russischen Obrist Theyl für eine Anstellung beim General Blücher besonders ausgewählt, um dem General en Chef etwas Angenehmes zu erzeigen.

Dieser Obrist, früher im holländischen Dienst, lebte nach der französischen Eroberung von Holland 1794, als Emigrant in Münster, wo er Jahre lang als Freund des Generals en Chef sein Haus- und Tischgenosse war. General von Blücher nahm ihn in seinem Hauptquartier in alter Weise wieder auf.

Theyl war ein braver, aber bis zur Aengſtlichkeit vorſichtiger Mann.

Am 24ſten September wurde die Dispoſition zum Rechts-Abmarſch ausgegeben, durch welche das ganze Hauptquartier von dieſem Marſch die erſte Nachricht erhielt.

Niemand wußte, daß er von den Souverainen genehmigt war. Der preußiſche General von Rauch befand ſich im Hauptquartier der ſchleſiſchen Armee, um für den Fall, daß ſie zurückgedrängt würde, für die ſchleſiſchen Feſtungen beſondere Aufträge auszuführen. Er kannte den ſchlechten Vertheidigungszuſtand dieſer Feſtungen am beſten, und dies veranlaßte ihn, das Rechtsſchieben der ſchleſiſchen Armee als höchſt gefahrvoll für ſeine Feſtungen anzuſehen.

Der Obriſt Theyl ging noch weiter. Er ſah durch dieſe Bewegung die Erfolge des ganzen Feldzugs leichtſinnig auf das Spiel geſetzt. Er benutzte ſeine grandes entrées beim General en Chef, um ihm die dringendſten Vorſtellungen zu machen, ſich von Gneiſenau und mir nicht zu ſolchen gewagten Unternehmungen fortreißen zu laſſen. Blücher antwortete ihm: „ſeid ruhig, alter Freund, es iſt alles reiflich erwogen," aber Theyl proteſtirte förmlich gegen den Marſch.

Blücher ſtutzte, ſah ihn mit großen Augen an und erwiderte: Herr Oberſt, der Kaiſer, ihr Herr, hat Sie hierher geſendet, um ihm zu berichten, wozu ich Ihnen alle Materialien mit der größten Bereitwilligkeit liefere. Wenn Sie gegen meine erlaſſenen Befehle proteſtiren, ſo fallen Sie gänzlich aus der Ihnen zugetheilten Rolle; Sie ſind nicht zu meinem Rathgeber beſtellt! Deshalb verbitte ich mir Ihre Redensarten und empfehle mich, womit er ihn ſtehen ließ.

Der General von Rauch hatte verſucht, bei dem General von Gneiſenau ſeine Anſichten geltend zu machen, und da dies nichts fruchtete, ſein Glück beim General en Chef verſucht. Dort kam er aber noch übler an, als Obriſt Theyl.

General von Blücher machte aus dieſen Unterredungen kein Geheimniß, was die Folge hatte, daß dieſe beiden Offiziere andere Anſtellungen nachſuchten und erhielten; zugleich aber, daß die Opponenten vorſichtig wurden*).

Bis zu der Zeit, wo wir uns mit der Nord-Armee vereinigten, hatte die mir obliegende Correſpondenz mit dem Kronprinzen von Schweden eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit erfordert, weil es mehr eine diplomatiſche als militairiſche war. Jedes Wort mußte abgewogen und unterſucht werden, welche Conſequenzen ſich daraus ziehen ließen.

Wir hatten die Erfahrung gemacht, daß die Mittheilungen des Kronprinzen durchaus nicht mit ſeinen mündlichen Aeußerungen übereinſtimmten, von welchen wir durch die preußiſchen Offiziere in ſeinem Hauptquartier Kenntniß erhielten.

General von Gneiſenau, der den Kronprinzen mit der vollen Energie ſeines Characters haßte, hielt dafür, daß man durch mündliche Beſprechungen weiter mit ihm kommen werde, als durch ſchriftliche Verhandlungen, und der General en Chef verabredete eine Zuſammenkunft in Puch auf den 7ten October. Der General von Blücher bedurfte dazu eines Dollmetſchers, eine Rolle, welche Gneiſenau durchaus nicht übernehmen wollte, ſondern zu meinem großen Schreck mir übertrug und, mich mit einer unausführbaren Inſtruction über das, was ich bewirken ſollte, verſehend, unter einem ſchicklichen Vorwand zurückblieb. Der Kronprinz fiel bei ſeiner Ankunft in Puch ſeinem cher frère d'armes mit der bonhomie eines alten Soldaten um den Hals, und ging (S. 63) in die Vorſchläge, die ich ihm zum

*) Es iſt von vielen Schriftſtellern, welche über den verewigten Helden geſchrieben haben, erwähnt, daß er feſt an ſeinen einmal gefaßten Beſchlüſſen hielt und ſich, wenn er ſein Vertrauen gegeben hatte, nicht davon abbringen ließ. Hier iſt der ſtärkſte Beleg zu dieſer Wahrheit. Blücher brach mit einem langjährigen Freund, weil er die Perſonen verdächtigen wollte, welche zur Bearbeitung ſeiner Operationen bei ihm angeſtellt waren und ſein Vertrauen beſaßen.

Marſch auf Leipzig zu machen habe, verſäumig ein, dem General en Chef dabei immer freundlich zuzureden. Hierauf nahm er das Wort, und ſprach im Eingang mit den ſchönſten Redensarten in unſerm Sinn, wich aber allmählich in wesentlichen Theilen ſo bedeutend ab, daß unſer Vorſchlag gar nicht mehr derſelbe war. Er ſchloß mit den Worten: ainsi nous sommes d'accord. Ich mußte widerſprechen, widerlegen, er mußte über alle meine Gründe mit franzöſiſcher Leichtigkeit hinweg zu gleiten, und wendete ſich immer zum General en Chef: mais nous sommes d'accord. Das D'accordſein bedeutet aber hier: daß wir eine Schlacht wollten, um der großen Armee das Debouchiren nebſt dem Vorrücken zu erleichtern, und zwar zu einer Zeit, in welcher Napoleon ſich noch nicht mit allen ſeinen Kräften vereint auf uns werfen konnte. Der Kronprinz dagegen wollte keine Schlacht, weder früher noch ſpäter, aber er wollte ſich das Anſehen geben, als wenn er ſie gewollt, ja geſucht habe und durch die Umſtände davon abgehalten ſei. Er ging davon aus, daß es der wichtigſte Dienſt für die große Armee ſei, die franzöſiſche Armee zu verlocken, daß ſie von Leipzig gegen die Mulde vorrücke, und ſich dadurch von der Hauptarmee entferne. Dies zugebend, entgegnete ich: wenn wir uns mit 150,000 Mann hinter die Mulde verkröchen, ſo könnte dieſer Zweck nie erreicht werden.

Napoleon werde in dieſem Fall mit überlegenen Kräften der Hauptarmee in der Gegend von Penig und Altenburg eine Schlacht liefern, und wir, zu weit davon entfernt, könnten keinen Theil nehmen.

Der Kronprinz verſicherte: das ſei ja gerade ſeine Anſicht, ſagte alles zu, was von unſerer Seite vorgeſchlagen war, und reiſte nach den größten Liebkoſungen ſeines cher frére d'armes ab. — In den Wagen geſtiegen, ſagte ich meinem Feldherrn: „morgen früh erhalten Sie Entſchuldigungen. Er wird es nicht w[illegible] nahme an dem Vormarſch von

sich zu weisen, aber er wird Gründe genug finden, um sich im zweiten Treffen zu halten und beim ersten Kanonenschuß über die Elbe zurückzugehen, mit den schönsten Worten: alles das geschehe nur im Interesse der großen Armee." Blücher meinte, er hätte zu viel guten Willen ausgesprochen, als daß er an eine solche verdeckte Absicht glauben könne.

Der Erfolg rechtfertigte meine Besorgniß.

Seite 67. Bei einer zweiten Conferenz war der Kronprinz viel aufgeregter und nicht mehr so besonnen. Die großen Entscheidungen lagen näher; wir hatten es bereits aufgegeben, durch Gründe irgend etwas zu erlangen.

Die Furcht, compromittirt zu werden, und den alliirten Souverainen, die ihre Truppen seiner Führung anvertraut hatten, die Veranlassung zu Beschwerden zu geben, war das einzige Mittel, ihn aus seiner Passivität zu reißen.

Der englische General Lord Stuart, Bruder des Ministers Lord Castlereagh, war in dem Hauptquartier des Kronprinzen, um über die Erfüllung des von England mit Schweden abgeschlossenen Subsidien-Tractats zu wachen und die Subsidien-Gelder anzuweisen.

General Gneisenau war mit ihm bekannt, befreundet, und darüber einverstanden, daß Schweden eine politisch zweideutige Rolle spiele.

Der Kronprinz behandelte den englischen Commissarius mit besondern Egards und suchte dessen Meinung für seine Thaten und Ansichten zu gewinnen, worin er jedoch nicht immer ganz glücklich war.

Lord Stuart war nicht abgeneigt, bei einer neuen Widerspenstigkeit dem Kronprinzen zu sagen, daß es seiner Instruction gemäß Veranlassungen geben könne, in denen er die Anweisung auf die Zahlung der Subsidien-Gelder verweigern müsse.

Bei den täglich fortgeſetzten Weigerungen des Kronprinzen zur Schlacht von Leipzig vorzugehen, hat ſich endlich Lord Stuart veranlaßt geſehen, mit ſeiner Drohung vorzutreten, ohne ſich durch die darauf folgende Empfindlichkeit noch durch ſchmeichelhafte Anerbieten zur Verſöhnung, davon abbringen zu laſſen.

Dieſem Umſtand verdankten die Fluren von Breitenfelde, daß ſie von einem Nachfolger des großen Königs von Schweden betreten wurden. Dem General en Chef der ſchleſiſchen Armee wäre es nimmermehr gelungen, ihn zur Theilnahme an der Schlacht von Leipzig zu bewegen.

Als die commandirenden Generale am 19ten October mit den Souverainen auf dem Markt von Leipzig zuſammentrafen und die Elſter-Brücke eben geſprengt war, wurde die ſchleſiſche Armee bereits zur Verfolgung des Feindes nach Lützen mit Benutzung aller Elſter-Brücken von Leipzig abwärts in Marſch geſetzt.

Ich zeigte dieſe Maaßregel den General-Quartiermeiſter-Stäben der großen und der Nordarmee an, mit der Bemerkung, daß, da die ſchleſiſche Armee bis jetzt in der Ordre de Bataille das Centrum gehalten habe, und ihren Nachſchub beordern müſſe, die Chauſſee nach Frankfurt ihre natürliche Verfolgungs-Linie ſcheine, während die Linie der Nordarmee, über Caſſel und Düſſeldorf, die Verfolgungslinie der großen Armee über Würzburg und Mannheim über den Rhein führen dürfte.

Indeß war weder über die nächſte Verfolgung, noch über das Syſtem und Linien im Großen eine Antwort zu erhalten, denn alles war zu beſchäftigt dazu*).

*) Hier auf dem Markt beſprach ich mich mit dem General Kneſebeck ohne Zeugen über unſere weitere Operationen. Wir waren beide der gleichen Anſicht, daß wir uns nicht allein an Napoleon anhängen müßten, um ihn über den Rhein zu treiben, ſondern mit ihm zugleich überzugehen und auf Mainz — folgen, um dort den Frieden

Die Complimente mit dem König von Sachsen und mit dem Kronprinzen von Schweden, der ein besonderes Interesse daran hatte, seine wohlerhaltenen Schweden noch an diesem Tage den Souverainen en parade zu zeigen, anstatt sie nach Halle in Marsch zu setzen, und endlich die nothwendige Verdauung der Freude über den Sieg, das alles kostete so viel Zeit, daß Napoleon darüber einen nicht wieder zu ersetzenden Vorsprung gewann.

Ohne diesen Vorsprung und wenn die schlesische Armee in ihrer Verfolgung geblieben wäre, würde das Gefecht bei Hanau wahrscheinlich zu einem andern Resultat geführt haben, denn von Eisenach ab befand sich der Feldmarschall Blücher alle Nachmittage in demselben Zimmer, welches Napoleon am Morgen verlassen hatte.

Indeß die große Armee folgte aus dem Werra-Thal auf Fulda und übernahm von da ab die Verfolgung, wodurch die

---

zu schließen. — Knesebeck zweifelte zwar nicht an der Zustimmung des Kaisers Alexander und unsers Königs, sah aber einigen Widerstand von Seiten Oestreichs voraus, welcher durch seinen Krieg in Italien veranlaßt werden könnte; die Haupt-Schwierigkeit aber sah er in den Klageliedern der commandirenden Generale, ihren Armee-Corps doch endlich einmal eine Ruhezeit zur Ausrüstung für ein so weit führendes Objekt, zur Bekleidung, Versehen mit Munition und Herstellung der Waffen zu gönnen. Die schnelle Verfolgung bis zum Rhein war ganz unerläßlich, zur Sprengung des Rheinbundes und Befreiung der Rheinbunds-Truppen aus den französischen Divisionen, in welche sie noch eingeschachtelt waren. — Knesebeck hoffte, daß wenn Blücher es übernähme, Napoleon auf dem Fuß zu folgen, es gelingen werde, die große Armee über Würzburg und die Nord-Armee über Cassel und Preußisch-Minden an den Rhein zu dirigiren.

Auf diese, in aller Eile genommene Rücksprache, hatte ich meine Mittheilung gebaut, als eine Anregung zur Thätigkeit, welche alle zeitraubenden Berathungen ausschloß. Knesebeck übernahm alles weitere im Conseil der Souveraine durchzusetzen. Gneisenau, mit dem ich gleich darauf (noch auf dem Markte sprach, während unser General en Chef von den Kaisern cajolirt wurde) war vollständig einverstanden, und erklärte sich (wie später erwähnt wird) auch so — öffentlich.

ſchleſiſche Armee um ſo mehr in die Nothwendigkeit zu ſiegen gedrängt wurde, als die Nord-Armee nicht gegen den Rhein vorgerückt war, ſondern der Kronprinz von Schweden nothwendig gefunden hatte, Truppen gegen Dänemark vorgehen zu laſſen, welche einen Marſch nach Holſtein erforderten.

In Frankfurt angekommen, glaubten die Souveraine ſich mit dem, was mit ſo vielem Blute erlangt war, begnügen zu können, und hielten die Fortſetzung des Krieges weder nothwendig noch rathſam, da man auf eine Eroberung von Holland durch den General von Bülow nicht gerechnet hatte und eine Offenſive gegen Paris eine ganz neue Operation ſchien. Kam Napoleon ſich mit dem Rheinbunde begnügen und die in Frankreich und Deutſchland noch beſetzten Feſtungen geräumen, ſo hatten wir den Frieden, und der nimmer ruhige Napoleon überzog uns, wenn die Ruſſen in ihre Heimath zurück waren, von neuem mit Krieg. — Der Feldmarſchall, der General Gneiſenau und ich boten vergebens unſere ganze Beredſamkeit auf, um die Lage von Europa dieſem Ehrgeizigen gegenüber darzuſtellen und zu zeigen, daß wir eine Million Feinden vernichtet hatten, denen er nur die Cadres ſeiner geſchlagenen Armee und mißvergnügte Conſcribirte entgegenſtellen konnte.

Wir wurden in unſern Anſichten durch England unterſtützt, aber Napoleon allein verdankten wir den Befehl zur Fortſetzung des Krieges, durch welchen ſein Kaiſerreich unterging und er ſelbſt nach Corſika gebannt wurde. Sein Uebermuth geſtattete ihm nicht, ſich in das Unvermeidliche zu finden, und die Forderungen, welche er zum Abſchluß eines Friedens machte, waren ſo anmaaßend, daß die Souveraine nicht darein willigen konnten, ohne ſich ſelbſt der Schwäche und der Vernachläſſigung der Intereſſen ihrer neuen Verbündeten anzuklagen.

Es blieb daher nichts übrig, als das auszuführen, was Gneiſenau und dem Markt von Leipzig am

am beſten durch Entthronung, und wenn dies nicht zu erreichen ſein ſollte, durch die Zurückweiſung des jungen Frankreichs in ſeine alte Grenze.

Wir konnten ferner nicht zugeben, daß der Uebergang in militairiſcher Beziehung mit irgend einer Gefahr verbunden ſei. Hier konnte von zwei verſchiedenen Fällen nur einer eintreten.

Entweder, das von 20jährigen glücklichen Feldzügen ſiegestrunkene franzöſiſche Volk wird nüchtern und friedliebend, oder es greift zu den Waffen, um das Prinzip des Krieges zu vertheidigen.

Im erſten Fall haben wir in einigen Monaten den Frieden, im zweiten leben wir mit einer Million Soldaten auf franzöſiſche Rechnung, was der beſte Dämpfer der Kriegsluſt ſein wird.

Wir geſtanden zu, daß der Uebergang von Baſel bis Düſſeldorf fehlerhaft angelegt ſei, und daß die große Armee hätte bei Mannheim übergehen müſſen. Indeß konnten wir keinen ſo großen Werth auf die Beachtung aller Regeln legen, da Napoleon uns erſt dann eine entſcheidende Schlacht liefern konnte, wenn wir im Vorrücken auf Paris mit der großen Armee vereinigt waren.

Der König hörte uns zwar ruhig an, wurde jedoch durch unſer Räiſonnement nicht zufrieden geſtellt und blieb bei ſeiner Beſorgniß, daß die Expedition auf Paris ſchlecht ablaufen werde.

Wir hatten ſpäter die Genugthuung, daß am 26ſten Januar, als die ſchleſiſche Armee in Brienne eingetroffen war, die vollſtändigſte Vereinigung der ſchlagfertigen Heere Statt fand, und die ſchleſiſche Armee ſich an der Spitze, wohin ſie principienmäßig gehörte, dort, auf dem Schloß zu Brienne, wo Napoleon ſeine erſten Studien gemacht hatte, befand.

Zweiter Abschnitt.

Der Feldzug von 1814 bis zum ersten Pariser Frieden.

Der Feldzug von 1814.

Die Bewegungen der schlesischen Armee vom Waffenstillstand bis zum Rhein-Uebergang, haben weder während dieses Feldzuges noch nach demselben eine Veranlassung zur Kritik gegeben. Nicht so ist es der Fall mit den Bewegungen dieser Armee in dem Feldzug vom Jahr 1814, und da neben den Aufschlüssen, welche ich als Beiträge zur Geschichte zu geben vermag, es zugleich darauf abgesehen ist, den Leser in den Stand zu setzen, ein selbstständiges unbefangenes Urtheil über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser öffentlich gewordenen Critik zu fällen, so muß ich mancherlei hier vorausschicken, was ich zu übergehen vorgezogen hätte, weil es persönliche Verhältnisse betrifft.

Seit der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten (Mitte August) war mir das Quartiermeister-Amt der schlesischen Armee übertragen, d. h. ich hatte alles zu bearbeiten, was die großen Operationen, die Quartiere, Läger, Märsche, Gefechte und Schlachten betraf.

Ich übersah nicht allein die Wichtigkeit meiner Stellung vollkommen, sondern auch, daß bei so rasch vor- oder zurückschreitenden Bewegungen, die mir obliegend[illegible] ver-

er für richtig hält, vielleicht aber von der ganzen Armee als unrichtig bezeichnet wird, sehr gefährlich sei.

Wenn einem Kommandeur gestattet ist, seinen ihm gegenüberstehenden Feind zu vernichten, ohne weiter anzufragen und ohne zu wissen, ob die dazu nöthigen Maaßregeln in die Pläne des Ober-Feldherrn passen, so fordert seine Ehre, von einer solchen Befugniß Gebrauch zu machen. Dadurch aber können Schlachten verloren gehen und Armeen in das tiefste Unglück gestürzt werden.

Wenn drei Corps, jedes von 4 Divisionen neben einander in einer Defensiv-Stellung stehen, der Gegner mit gleicher Stärke angreift und vor einem der Flügel-Corps eine Division läßt, um die beiden andern Corps mit Uebermacht zu erdrükken, so ist keine Frage, daß das Flügel-Corps mit der vor ihm stehenden Division fertig werden kann, aber die natürliche Folge ist dann, daß wenn das eine Corps zu einem leichten Sieg mit vierfacher Uebermacht, die ihm angewiesene Stellung verläßt, die beiden andern Corps mit 8 gegen 11 erliegen.

Daher muß es Grundsatz bleiben, daß der Feldherr die ihm untergeordneten Truppen nicht — wie man zu sagen pflegt — aus der Hand giebt, daß er gewiß weiß: sie sind da, wenn er über sie disponiren will, und daß er nicht genöthigt wird, in die Thorheiten, die sie begehen können, mit hineingezogen zu werden.

Die ganze Sache liegt so klar auf der Hand, daß man es kaum errathen wird, wie eine solche Irrlehre vertheidigt werden kann. Aber Gneisenau blieb dabei, und demonstrirte:

Es verderbe eine Armee, wenn man den Grundsatz ausspreche, niemand dürfe ohne Befehl angreifen; denn daraus folge der Grundsatz:

wer ohne Befehl angreife, bleibe dafür verantwortlich.

Hinter dieſen letzten Satz verkrochen ſich die Faulen und die Feigen.

Das Jahr 1806 hätte uns doch wohl hinlänglich über dieſe falſche Theorie belehrt, daß zu allen Handlungen vor dem Feinde Befehle abgewartet werden müßten.

Friedrich II. hätte erklärt, daß er jeden Cavallerie-Offizier, der ſich angreifen laſſe und ſeinem Feinde nicht entgegen gehe, kaſſiren werde, und von dieſem Augenblick an wäre ſeine Cavallerie immer ſiegreich geweſen.

Da ich bei der Schlacht von Belle-Alliance noch einmal auf dieſen Gegenſtand zurückkommen muß, ſo behalte ich mir deſſen gründliche Behandlung bis dahin vor.

Auf dieſe hier auseinandergeſetzte Art entſtanden bei der ſchleſiſchen Armee alle Dispoſitionen zu den Schlachten und Märſchen, vom Waffenſtillſtand bis zum Fall von Paris.

Nancy war die erſte der guten Städte Frankreichs, in welche wir einrückten; Gneiſenau hielt es für angemeſſen, daß dies mit einem gewiſſen Pomp geſchehe und daß der Feldmarſchall dieſe Gelegenheit benutze, um ſein Programm zur Kenntniß von ganz Frankreich zu bringen, wozu die Zeitung von Nancy eine gute Gelegenheit bot. Der Feldmarſchall war einverſtanden. Am 16ten Januar, als die Avantgarde von Sacken eingerückt war, wurde der Oberſt Graf Noſtitz nach Nancy vorausgeſchickt, um dem Maire anzukündigen, daß er den Feldmarſchall feierlich mit einer Rede zu empfangen habe, und zwar in der altdeutſchen Stadt, mit einer Rede in deutſcher Sprache, wovon er das Concept einzureichen habe.

Graf Noſtitz kam in der Nacht damit zurück, Gneiſenau verfaßte eine Antwort, die der Feldmarſchall zwar genehmigte, aber behauptete, auf dem Wege nicht auswendig lernen zu können. Nun wurde ich zum Souffleur beſtellt und zu ihm in den Wagen geſetzt, um ihm die [illegible] ren.

Wir ließen uns auf keine Widerlegung der östreichischen Politik ein, aber wir entwickelten die Vortheile und das Uebergewicht unsrer militairischen Kräfte, wir zeigten die Bedrängniß Napoleons, so wie, daß seine Vernichtung von uns abhing; wir suchten zu beweisen, daß wenn es Oestreich nicht über sich gewinnen könne, an dieser Vernichtung Theil zu nehmen, die Alliirten sie auch ohne Oestreich ausführen könnten. Wir ermahnten an ein festes Zusammenhalten und versicherten, daß der Fürst Schwarzenberg, wenn er die Napoleon'sche Armee zertrümmern wolle, — ganz auf den Feldmarschall Blücher und auf den größten Gehorsam rechnen könne — im Gegensatz aber, — wenn er jetzt zögern wolle, so könnten wir für nichts stehen.

Daß diese übermüthige, hochfahrende Napoleon'sche Armee vor allen Dingen erst gedemüthigt und in die Verhältnisse der übrigen europäischen Soldaten zurückgebracht werden müsse, hielt Steigentesch so wie wir, nothwendig; auch wollte er nicht läugnen, daß der, nach einem jetzt zu schließenden Frieden, taubenartig sanfte Napoleon — (wie man ihn östreichischer Seite sich vorstellte) durch seine Soldaten, (wenn ihnen der Hochmuth nicht ausgetrieben werde) leicht zu neuen Kriegen verleitet werden könne, wovon ihn abzubringen, Marie Louise schwerlich vermögen werde.

Nach langen und lebhaften Unterredungen kam es uns zuletzt vor, als ob wir völlig mit einander einverstanden wären.

Steigentesch hatte während seines Aufenthalts im Blücherschen Hauptquartier alle dabei angestellten, so wie viele in der schlesischen Armee dienende Offiziere gesprochen und überall Uebereinstimmung der Ansichten gefunden. Beim Abschied sagte er uns:

> Ihr Freunde, bei Euch wird es einem alten Soldaten wohl; Ihr habt das Gefühl von Kraft und die Sicherheit, die sich daraus entwickelt.

Obgleich ſpäterhin keiner von uns vom General Steigenteſch erfahren hat, wie er ſich gegen die Fürſten Schwarzenberg und Metternich über den Fürſten Blücher und deſſen Hauptquartier geäußert haben mag, ſo hat die Folge doch bewieſen, daß der Fürſt Schwarzenberg von dieſem Zeitpunkt ab ſich mit beſonderer Achtung und Freundſchaft gegen den Feldmarſchall benahm, wovon er wenige Tage darauf Beweiſe gab.

Der General von Sacken war bei Lesmont zu dem doppelten Zweck aufgeſtellt, die Brücke bei Lesmont als einen der Haupt-Uebergänge über die Aube feſtzuhalten, und den Marſchall Mortier, den wir in Troyes wußten, von den Marſchällen, welche ſich von Châlons bis Vitry an der Marne befanden, getrennt zu erhalten.

Vor uns, längs der Aube auf der Chauſſee von Lesmont über Arcis bis Merry an der Seine, befand ſich nichts vom Feinde. Die große Entfernung von Troyes bis Châlons, (welche beiden Punkte durch die Marſchälle beſetzt waren, welche ſich vom Rhein her vor uns zurückgezogen hatten,) verbunden mit der Nachricht, daß ſich zwiſchen beiden Flügeln kein Centrum befand, daß die Uebergänge über die Aube gar nicht beſetzt waren, veranlaßte folgende Betrachtungen:

1) Dieſe getrennten Marſchälle können bei ihren geringen Kräften ſich mit uns, die wir concentrirt in einer großen Tiefe mit 140,000 Mann längs der Aube an die Seine auf der Chauſſee nach Paris vorrücken, in kein ernſtes Gefecht einlaſſen, wenn ſie nicht von Paris, wo Napoleon mit ſeinen neuen Formationen beſchäftigt iſt, bedeutende Verſtärkungen erhalten.

2) Laſſen ſich die Marſchälle mit uns in Gefechte ein, ſo beweiſt dies unwiderleglich, daß Napoleon mit ſeinen Formationen nicht fertig iſt, und daher Zeit gewinnen will; denn nur dieſer Grund kann ihn nöthigen, ſich der Gefahr auszuſetzen, daß ſeine Marſchäl[illegible] durch überlegene

Kräfte erdrückt werden, ehe er eine Schlacht zu seiner Rettung wagen kann. Bedarf er aber noch einiger Zeit, um eine Schlacht zu liefern, so wird er besser thun,

3) seine Marschälle vor uns langsam bis in eine Linie zwischen der Seine und Marne, den rechten Flügel Melun, den linken La Ferté-sous-Jouarre zurückgehen zu lassen und sie dort mit allen Verstärkungen aufzunehmen, um zu einer Schlacht überzugehen.

4) Wenn Napoleon jedoch mit seinen Formationen fertig ist, und sich stark genug hält, in den Ebenen der Champagne eine Schlacht zu wagen, so bleiben ihm zu diesem Zweck drei Mittel:

   a) Napoleon führt die Verstärkungen über Nogent auf Merry, wo er seinen rechten und linken Flügel rückwärts concentriren kann;

   b) er rückt an der Marne vor und vereinigt sich mit seinem linken Flügel, dem stärksten von beiden, während er den rechten an sich heranzieht.

   c) Er marschirt auf Troyes und zieht den linken Flügel an sich heran.

Dieser letzte Fall erschien als der unwahrscheinlichste.

Diese Ansichten waren dem General von Steigentesch vorgelegt, der nichts dagegen zu erinnern fand und die er dem Fürsten Schwarzenberg vorzutragen hatte. Wir waren ferner darüber einig, daß vor allen Dingen erst die große Armee aus dem Aube-Thal, welches von Bar bis Trannes ein Defilée bildet, heraus sein müsse, ehe über die weiteren Operationen etwas beschlossen werden könne; General Steigentesch gab die Zeit, in welcher die große Armee diesen Marsch zurückgelegt haben könne, auf den 2ten bis 3ten Februar an. Bis dahin mußten sich Napoleons Absichten aufgeklärt haben, und wir konnten uns mit York vereinigt haben, den wir den 28sten bis 29sten in St. Dizier erwarteten.

Als am 29sten früh die Meldung einging, daß der Feind auf der Straße von St. Dizier über Mortier in Ile auf Brienne vorrücke, daß die Kosacken starke Colonnen selbst gesehen hatten, zweifelte Niemand im ganzen Hauptquartier, daß es Napoleon selbst sei, der gegen uns anrücke, und daß wir die Maaßregeln zu ergreifen hatten, welche für diesen Fall vorbereitet waren. (oben 4. b.)

General Sacken wurde sofort beordert, sich bei Brienne mit dem Feldmarschall zu vereinigen. — Gleich darauf wurde ein gefangener Offizier eingebracht, der am Tage zuvor aus Vitry an den Marschall Mortier abgesendet war, um ihm den schriftlichen Befehl zu bringen, sich von Troyes über Arcis mit Napoleon zu vereinigen. So unterrichtet, nahm wir auf den Schloßhof und stellten unsre Perspective auf, um Napoleons Anmarsch zu beobachten, da man von dieser Höhe über die Stadt Brienne bis nach Maiziere die ganze Ebene übersieht. Graf Pahlen, der die Avantgarde von Wittgenstein commandirte, kam von Joinville an, und ging auf die Einladung des Feldmarschalls durch die Stadt, um sich jenseits derselben mit seiner Cavallerie und einigen Jäger-Bataillons in der Ebene gegen Maiziere so aufzustellen, daß er den Marsch des von Sacken'schen Corps deckte und verbarg. Als die feindliche Avantgarde aus Maiziere vorgerückt war, machte sie Halt, wartete das Gros ab, und man sah die gesammte Cavallerie sich nahe herausziehen und gegen Graf Pahlen formiren. Mein Vortrag ging dahin:

> Napoleon will sich mit Mortier vereinigen, der heute Abend in Arcis sein kann (wenn er das Duplicat seiner Ordre erhalten hat), wenigstens von Napoleon dort erwartet wird und folglich morgen Abend die Vereinigung bewirkt haben kann.
>
> Was wir von Napoleon hier vor uns sehen, läßt er als 30,000 Mann anschlagen. Wir

werden ihm also an Kräften gleich sein, sobald das Corps von Sacken angekommen ist.

Da er auf morgen die Verstärkung durch Mortier erwartet, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er uns heute angreift. Es fragt sich aber, ob wir ihn angreifen sollen, bevor er durch die Vereinigung mit Mortier uns überlegen wird?

Ein solcher Angriff von unserer Seite würde jedoch fehlerhaft sein, da wir in wenigen Tagen durch das Corps von York verstärkt sind, und die große Armee mit uns vereinigt sein wird. Endlich aber würde ein solcher Angriff ganz gegen die mit dem Fürsten Schwarzenberg genommene Verabredung sein.

Es wurde daher beschlossen:

1) Napoleons Angriff abzuwarten, und wenn er nicht erfolgen sollte, mit dem Corps von Olsuwiew die Stadt zu halten, mit dem Corps von Sacken zwischen der Stadt und Alt-Brienne zu bivouakiren, die Cavallerie rechts auf der Straße nach Joinville,
2) den Rückzug nach Trannes zu nehmen — wenn Napoleon angreift.

Als Napoleon um 3 Uhr Nachmittag eine Kanonade begann, antwortete Olsuwiew mit seinen 24 Geschützen, während Sacken durch die Stadt in seinen angewiesenen Bivouak marschirte.

Die französischen Granaten zündeten einige Häuser in Brienne, was jedoch das Defiliren des Sacken'schen Corps nicht hinderte.

Das Beobachten von der Terrasse langweilte den Feldmarschall, er setzte sich zu Tisch. Der gefangene Ordonnanz-Offizier war mitgeladen. Während beim Diner die gewöhnliche Heiterkeit herrschte, schlugen einige französische Kanonenkugeln durch das Schloß. Der Feldmarschall machte seinem Gast Entschuldigungen und trug einem Offizier seiner Stabswache auf,

ihn an einen sichern Ort zur [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] leiten. Der französische Offizier erklärte, [illegible] [illegible] [illegible] zu guten Gesellschaft, [illegible] [illegible] [illegible].

Unter den Gästen befand sich ein Mann, [illegible] [illegible] liger Vaterlands-Vertheidiger [illegible] [illegible] Profession machte, [illegible] [illegible] [illegible] und dem Poltern der [illegible] [illegible] [illegible] den über unsern Köpfen [illegible] [illegible] [illegible] färbte und mit dem Stuhl [illegible] [illegible] [illegible] Einsturz der Decke [illegible] wollte. [illegible] [illegible] [illegible] Unruhigen gerichtet waren, [illegible] [illegible] [illegible] den Tisch zu: [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dann können Sie ganz ruhig [illegible] [illegible] [illegible] die Reparaturkosten [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — Sie bezahlen sie mir.

Als wir nach Tisch [illegible] [illegible] [illegible] traten, sahen wir, daß [illegible] [illegible] [illegible] General Graf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Sacken durch die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] rückging, so daß die [illegible] [illegible] [illegible] schen die Gehölze an der [illegible] [illegible] [illegible] eindrängte, wo sie [illegible] [illegible] [illegible] während die feindliche [illegible] [illegible] [illegible] linken Flügel in einer [illegible] [illegible] [illegible].

Unsere aus [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Generalen [illegible] [illegible] [illegible] gerung der feindlichen [illegible] [illegible] [illegible] etwa 1500 Schritt von derselben [illegible] [illegible] der Terrasse genau übersehen ließ.

Der Feldmarschall erkannte sogleich, daß es [illegible] Cavallerie, welche auf dem äußersten rechten Flügel in einen Sack gekroch[illegible] nach Zeit und Raum unmöglich wurde, dem Prei[illegible] Flügel der Infanterie zu Hülfe zu

kommen. Einen ſolchen Fehler ungeſtraft zu laſſen, konnte er nicht über ſich gewinnen. Ich übernahm es, die nöthigen Befehle an die Cavallerie zu bringen. Dort angekommen, jagten wir los; leider ſank bereits der Tag; wir kamen in die junge Garde und unſer rechter Flügel bis an die weit rückwärts ſtehende Reſerve auf der mit Bäumen beſetzten Straße von Brienne nach Maiziere, wir eroberten zwei Batterien und der Feind gerieth in die größte Unordnung, allein, wie es bei einem Cavallerie-Gefecht zu gehen pflegt, wenn alles auseinander iſt, — die Leitung hörte auf, die franzöſiſchen Flüchtlinge liefen nach ihrem Centro an die Allee, und als das Gefecht bei völliger Dunkelheit von ſelbſt endete, ohne daß ein Befehl dazu gegeben war, fand ſich, daß wir nur 5 der eroberten Kanonen und wenige Gefangene zurückgebracht hatten. Während dies auf dem feindlichen linken Flügel vorging, war von dem rechten ein Bataillon bis in die Weinberge und einzelne Tirailleure davon auf das Schloß Brienne gekommen, wo ſich der Feldmarſchall, von ſeiner Stabswache (1 Compagnie) gedeckt, befand.

Dieſe feindlichen Tirailleure erkannten beim Schein der brennenden Stadt auf dem Schloßhofe Handpferde, auf welche ſie ſchoſſen. Der Feldmarſchall verließ hierauf mit ſeinem Gefolge und der Stabswache das Schloß, und ritt über das Feld zum Sacken'ſchen Corps, um den Weg durch die brennende Straße nicht zu verſtopfen. —

Das war das Ereigniß, welches im großen Hauptquartier als ein Ueberfall bezeichnet wurde.

Von dem Cavallerie-Gefecht des rechten Flügels zurückkommend, fand ich den Feldmarſchall beim Corps von Sacken und machte ihm die Meldung von dem Erfolg des raſchen Cavallerie-Angriffs. Dies änderte ſeine Abſicht, das Corps von Olſuwiew aus der brennenden Stadt zurückzuziehen. Er rief:

„Nun darf der Kerl nicht in Brienne ſchlafen,“

und befahl einen Angriff durch das Corps von Sacken

Schloß. Dieſer Angriff hatte zwar nicht die [illegible] Folge, indeß der Zweck, daß Napoleon in Verwirrung [illegible] mußte und in ſeinem Bülletin nicht ſagen konnte, daß [illegible] mit gewaffneter Hand erobern habe, wurde vollkommen erreicht. Bei der Stellung der beiderſeitigen Armeen, der großen, auf einen engen Raum zuſammengedrängt im Thal der Aube um Napoleon ihr gegenüber, um Paris zu decken, war eine Schlacht nicht allein **nothwendig** für die Alliirten, ſondern durch alle Regeln der Kriegskunſt geboten.

Sie wurde beſchloſſen, und dem Feldmarſchall Blücher das Kommando des Centrums übertragen, weil ihm das Kommando über die Corps von Giulay und Kienmayer von Württemberg durch den Fürſten Schwarzenberg übertragen war. Am 31ſten Januar ſchien es, als ob Napoleon die Schlacht ſuche, den Feldmarſchall in ſeiner Stellung von Trannes angreifen. — Nichts hätte uns erwünſchter ſein können. Die Stellung auf vortheilhaften Höhen, mit einem [illegible] angelehnten linken Flügel, und der rechte, an [illegible] Wäldern, wurde durch den Umſtand noch ganz beſonders verſtärkt, daß die Höhen mit ihrem ganz eigenthümlichen Schnee ſchwer zu erſteigen waren.

Wir verſchoben daher den beſchloſſenen Angriff bis zum 1ſten Februar um 12 Uhr des Mittags, in der Erwartung, daß Napoleon uns angreifen und dadurch, ehe wir in die Offenſive übergingen, etwas würde weiten würde.

Da er jedoch um 12 Uhr noch ganz ruhig in ſeinem Bivouak ſtand, ſo brachen wir auf.

Ich hatte die Dispoſition zur Schlacht entworfen, und hatte auf des Feldmarſchall Blüchers Befehl ſie bei der Anweſenheit der Souveraine (welche beim Beginn der Schlacht jenen Tag mit Fürſt Schwarzenberg erſtiegen) übergeben müſſen. Der [illegible] Alexander [illegible] den ſie ins Franzöſiſche überſetzen ließ,

that mir verschiedene Fragen, war gut von der Localität unterrichtet und schien durch meine Antworten befriedigt.

Die Höhen von Trannes gestatteten eine völlige Uebersicht des Schlachtfeldes, mit Ausnahme unsers rechten Flügels.

Während der Schlacht wurde ich einigemal auf diese Höhen, wo sich die Souveraine mit den Reserven befanden, gesendet, und erstattete mündliche Rapporte an den König unsern Herrn, der mir den Auftrag gab, dem Kaiser Alexander dieselben Meldungen zu machen. Während der Schlacht hatte sich der General Toll, General-Adjutant des Kaisers Alexander, zum Kronprinzen von Würtemberg begeben, und fand ihn, als er eben das mit 2 Bataillons angegriffene la Gibrie wieder verloren und dies dem Feldmarschall Blücher mit dem Ersuchen um Verstärkung gemeldet hatte. Der Feldmarschall sandte seinen ersten Adjutanten, Oberst Graf Nostitz, um dem Kronprinzen zu sagen:

> die Schlacht müsse in der Ebene von La Rothière entschieden werden, wo Napoleon mit seiner Hauptmacht und seinen Reserven sich befinde. Verstärkung könne er ihm nicht senden, (der Kronprinz war schon über 3000 Schritt dem Centro vor,) aber er möge La Gibrie mit 12 Bataillonen anstatt mit 2 Bataillons angreifen, sobald wir in seiner Höhe wären.

Noch ehe diese Bestellung gemacht war, kam General Toll an und rief aus der Entfernung dem Feldmarschall deutsch zu: „der Kronprinz muß Verstärkung erhalten."

Der Feldmarschall, hinter welchem der General von Gneisenau und ich hielten, sah den General Toll groß an und antwortete kein Wort. General Toll wiederholte seinen Satz mit erhöhter Stimme. General Gneisenau erwiederte endlich: „es würde hier an alles gedacht, und was Noth thue, vom Feldmarschall besorgt."

General von Toll ſchrie hierauf mit einer Stentor-Stimme: „wer die Höhen hat, hat die Thäler," und da er keine Antwort erhielt, ſo wiederholte er ſeinen Satz unaufhörlich. — Ich wußte, daß General von Toll weder mit dem Feldmarſchall noch einem von uns perſönlich näher bekannt war, und wurde daher durch deſſen Benehmen ſo aufgeregt, daß ich ihm mit lauter Stimme zurief:

„wer die Thäler hat, hat die Höhen, und wer in einer Schlacht die Entſcheidung auf einem falſchen Punkte ſucht, verdient es nicht beſſer als geſchlagen zu werden."

General von Toll wendete hierauf ſein Pferd mit der größten Heftigkeit und jagte zum Kaiſer, der ſpäter einen Adjutanten ſandte:

er ſtelle eine Diviſion des Grenadier-Corps unter die Befehle des Feldmarſchalls mit dem Wunſch, daß er eine Brigade davon zur Verſtärkung des Kronprinzen von Würtemberg abſenden möge.

Hierauf wurde ich abermals geſchickt, um zu verhindern, daß der Kaiſer durch einen falſchen Vortrag irre geleitet, die Entſcheidung der Schlacht auf einem falſchen Punkt ſuche.

Ich überzeugte den Kaiſer ſogleich, daß die Schlacht in der Ebene an der großen Chauſſee, aber nicht auf den Höhen im dichten Wald entſchieden werden müſſe, allein Sr. Majeſtät wünſchten eine Entſendung zum Kronprinzen, befahlen auch, daß die Reſerve-Cavallerie unter Großfürſt Conſtantin an die Befehle des Feldmarſchalls übergehe und trugen mir auf, dem Feldmarſchall zu ſagen: die ganze Reſerve, inclusive der Garden ſtehe zu ſeiner Unterſtützung bereit*).

*) Ich überzeugte mich, daß dieſe Entſendung aus perſönlicher Theilnahme an den Kronprinzen gewünſcht wurde, welche auch ſpäterhin ſich durch die beſchloſſene Vermählung zwiſchen dem Kronprinzen und einer Schweſter des Kaiſers (was damals noch ein Geheimniß war) aufklärte.

Der Feldmarschall ließ sich eine solche Nachricht nicht umsonst überbringen. Fürst Schwarzenberg, der (durch Steigentesch) seine Gesinnungen genau kannte, hatte ihm ein großes Commando übertragen, also mußte er Napoleons Vernichtung wollen.

Der Kaiser Alexander überträgt dem Feldmarschall die Disposition über die Reserven; dies wurde als eine Ermahnung angesehen, Napoleon nicht zu schonen, und wenn er mit seinen eigenen Truppen nicht ausreiche, auch die Garden mit daran zu setzen.

Leider war der Tag zu kurz, sonst hätte die Blücher'sche Absicht ein außerordentliches Resultat gegeben.

Wenn wir jedoch unsre Anstrengungen während der Nacht fortsetzten, so mußten am andern Morgen die Folgen noch größer werden. So wollte es der Feldmarschall, und ich wurde mit dem Antrag hierauf zu den Souverainen geschickt.

Ich trug ihnen auf den Höhen von Trannes kurz vor dem Einbruch der Nacht vor:

Die Schlacht sei so gut als gewonnen, wir bedürften nur noch der Wegnahme von La Rothière, zu welcher wir so eben anrückten, und welches die junge Garde ohne Artillerie vertheidigte, da wir von ihren Batterien 5½ von 6 erobert hatten.

Es entsteht nun die Frage: sollen wir nach dieser Wegnahme in Marsch bleiben, Brienne nehmen, dem Feind keine Ruhe lassen, und morgen früh die bei ihm während der Nacht eingetretenen Unordnungen zu seiner Vernichtung benutzen, oder sollen wir nach der Wegnahme von La Rothière unser heutiges Tagewerk beschließen, die Leute ruhen, kochen, die Pferde füttern lassen, und morgen mit dem Tage wieder anfangen.

Die Souveraine waren gleicher Meinung:

den Truppen während der Nacht — nachdem ein Theil davon bereits seit Tages-Anbruch in Marsch war — Ruhe zu geben und am Morgen wieder anzufangen, und diese Entscheidung war wohl begründet.

Der Feind hatte sich in keiner Flucht gezeigt, er würde gewiß die leicht zu vertheidigende Stadt Brienne fest gehalten haben, dann aber konnte leicht bei uns, den in so dunkler Nacht Vorrückenden, Verwirrung entstehen, und diese Gefahr vermehrte sich durch den Umstand, daß die auf dem Schlachtfeld zusammengekommenen Truppen verschiedener Armeen und Nationen, sich unter einander gar nicht kannten und wegen Verschiedenheit der Sprache nicht verstanden.

Am andern Morgen kamen die Souveraine auf das Schloß von Brienne, wo ich mit der Avantgarde eingetroffen war, und den Marsch Napoleons auf Lesmont beobachtet hatte.

Der Kaiser Alexander ließ sich von mir hierüber einen Bericht erstatten und nahm mich später in ein Zimmer allein.

Der Kaiser verlangte hier meine Ansicht über die weiteren Operationen.

Ich erwiederte: die heftigste Verfolgung des geschlagenen Napoleons und die Benutzung unsrer ungeheuren Ueberlegenheit über ihn müsse wohl unter allen Umständen das leitende Princip sein. —

Napoleon's Interesse sei jetzt, sich rückwärts zur Hauptschlacht, nicht zu nahe an Paris, zu concentriren, das unsrige, ihn an dieser Vereinigung zu verhindern.

Er habe durch seinen Uebergang über die Aube sich von Macdonald und seiner größern Cavallerie-Masse getrennt (welche General von York vor sich hertreibe), wahrscheinlich um sich mit Mortier zu vereinigen und dagegen vielleicht Marmont auf die Vereinigung mit Macdonald verwiesen.

Die große Armee mit ihren 6 Corps befinde sich bei Brienne in der kürzesten Linie von Langres und Chaumont

nach Paris, und könne mit einiger Anſtrengung in 6 Tagen nach Paris marſchiren.

Das mit der großen Armee vereinigte Corps von Sacken (nebſt einem Detachement von Langeron) hätte ſeine Nachfuhren auf der Chauſſee von Nancy nach Châlons, und mache einen Haupt-Beſtandtheil der ſchleſiſchen Armee.

Die ſchleſiſche Armee, in Echellons zwiſchen der Marne und Mainz habe gewiß Macdonald, vielleicht auch noch Marmont an der Marne vor ſich.

York habe den Befehl, mit ſeinen 20,000 Mann dreiſt vorzurücken und anzugreifen; er ſei im Marſch auf Châlons und verlaſſe ſich auf die ihm zugeſicherte Unterſtützung.

Dies mache es nothwendig, mit Sacken (das 7te der hier verſammelten Corps) ſofort rechts gegen die Marne abzumarſchiren, die Vereinigung mit York zu bewirken, dadurch den Nachſchub zu ſichern und längs der Marne in gleicher Höhe mit der großen Armee, welche ſich an die Seine zu halten habe, nach Paris vorzurücken.

So würde die ſchleſiſche Armee, zwiſchen der Nord-Armee, welche ſich auf Rheims dirigire und der großen Armee die Verbindung machen, und die Alliirten in der Breite von Rheims bis Troyes keilartig auf Paris vorrücken*).

---

*) Zu den Gründen, welche es nothwendig machten, daß das Corps von Sacken und ein ſchwacher Theil von Langeron (welche die ſchleſiſche Armee repräſentirten, da ſich der Feldmarſchall bei ihnen befand,) rechts an die En Echellon vorrückende ſchleſiſche Armee heranziehen mußte, gehörte ganz beſonders, daß in die Front-Linie von Brienne (wo ſich Sacken befand) bis Châlons, der Kronprinz von Würtemberg, der General von Wrede und der Graf Wittgenſtein gerathen waren, und daß die Herſtellung der Ordre de Bataille um ſo nothwendiger wurde, als die Communications-Linien dieſer-3 Corps aus der Schweiz über Langres führten, während die ſchleſiſche Armee ihre Communicationen vom Mittelrhein (rechts und links von Mainz) über Nancy hatte, und beide Linien des Nachſchubs mit einander parallel laufen mußten, aber ſich nicht kreuzen durften.

Der Kaiser billigte diese Ansicht; er glaubte so wie ich, daß Napoleon von Lesmont über Arcis und Mery zurückmarschire, er billigte jedoch nicht, daß alle 6 Corps der großen Armee ihm in dieser Richtung auf dem Fuß folgen sollten, sowohl weil Napoleon ohnfehlbar die Brücke bei Lesmont abbrechen werde, als weil es besser sei, daß die Garden (welche noch bei Trannes standen) auf Bar-sur-Aube zurückgingen, um die große Chaussee von da über Troyes wieder zu gewinnen.

Ich stellte vor:

daß dadurch zwei Marschtage rein verloren würden, und ein Stocken in alle Bewegungen kommen müsse; so wie, daß wir die Brücke bei Lesmont gar nicht bedürften, da uns die steinerne Brücke bei Dienville für die Garden zu Gebote stehe, von welcher man am linken Ufer leicht wieder in die Chaussee von Lesmont nach Mery kommen könne;

indeß der Kaiser hatte bereits bestimmt befohlen, mit allen Reserven nach Bar-sur-Aube zurückzugehen. Meine Gründe wurden durch die Aeußerung widerlegt: von Dienville führe keine Chaussee am linken Ufer der Aube, und ohne Chaussee sei bei den schlechten Wegen nicht fortzukommen. Ueberdies marschire Graf Colloredo in dieser Richtung. Ich glaubte politische Gründe zu erkennen, welche dem Kaiser von einer großen Eile bei der Verfolgung abriethen, — mir schien es, als wolle er die Zeit mit Anstand hinbringen, um Napoleon das Mittel, durch den Congreß von Chatillon seinen Frieden zu machen, nicht abzuschneiden*).

Auch schien es mir, daß meine Aeußerung:

die schlesische Armee könne in ihrem Marsch längs der Marne mit ihrer Stärke zwischen 50 und 60,000 Mann

*) Vor dem Eintritt in das Cabinet, wo der Kaiser sich befand, hatte ich gehört, daß ein Courier mit neuen Instructionen nach Chatillon abgegangen sei, oder sofort abgehen werde.

nach Paris, und könne mit einiger Anstrengung in 6 Tagen nach Paris marschiren.

Das mit der großen Armee vereinigte Corps von Sacken (nebst einem Detachement von Langeron) hätte seine Nachfuhren auf der Chaussee von Nancy nach Châlons, und mache einen Haupt-Bestandtheil der schlesischen Armee.

Die schlesische Armee, in Echellons zwischen der Marne und Mainz habe gewiß Macdonald, vielleicht auch noch Marmont an der Marne vor sich.

York habe den Befehl, mit seinen 20,000 Mann dreist vorzurücken und anzugreifen; er sei im Marsch auf Châlons und verlasse sich auf die ihm zugesicherte Unterstützung.

Dies mache es nothwendig, mit Sacken (das 7te der hier versammelten Corps) sofort rechts gegen die Marne abzumarschiren, die Vereinigung mit York zu bewirken, dadurch den Nachschub zu sichern und längs der Marne in gleicher Höhe mit der großen Armee, welche sich an die Seine zu halten habe, nach Paris vorzurücken.

So würde die schlesische Armee, zwischen der Nord-Armee, welche sich auf Rheims dirigire und der großen Armee die Verbindung machen, und die Alliirten in der Breite von Rheims bis Troyes keilartig auf Paris vorrücken*).

---

*) Zu den Gründen, welche es nothwendig machten, daß das Corps von Sacken und ein schwacher Theil von Langeron (welche die schlesische Armee repräsentirten, da sich der Feldmarschall bei ihnen befand,) rechts an die En Echellon vorrückende schlesische Armee heranziehen mußte, gehörte ganz besonders, daß in die Front-Linie von Brienne (wo sich Sacken befand) bis Châlons, der Kronprinz von Würtemberg, der General von Wrede und der Graf Wittgenstein gerathen waren, und daß die Herstellung der Ordre de Bataille um so nothwendiger wurde, als die Communications-Linien dieser 3 Corps aus der Schweiz über Langres führten, während die schlesische Armee ihre Communicationen vom Mittelrhein (rechts und links von Mainz) über Nancy hatte, und beide Linien des Nachschubs mit einander parallel laufen mußten, aber sich nicht kreuzen durften.

Der Kaiſer billigte dieſe Anſicht; er glaubte ſo wie ich, daß Napoleon von Lesmont über Arcis und Mery zurückmarſchire, er billigte jedoch nicht, daß alle 6 Corps der großen Armee ihm in dieſer Richtung auf dem Fuß folgen ſollten, ſowohl weil Napoleon ohnfehlbar die Brücke bei Lesmont abbrechen werde, als weil es beſſer ſei, daß die Garden (welche noch bei Trannes ſtanden) auf Bar-ſur-Aube zurückgingen, um die große Chauſſee von da über Troyes wieder zu gewinnen.

Ich ſtellte vor:

daß dadurch zwei Marſchtage rein verloren würden, und ein Stocken in alle Bewegungen kommen müſſe; ſo wie, daß wir die Brücke bei Lesmont gar nicht bedürften, da uns die ſteinerne Brücke bei Dienville für die Garden zu Gebote ſtehe, von welcher man am linken Ufer leicht wieder in die Chauſſee von Lesmont nach Mery kommen könne;

indeß der Kaiſer hatte bereits beſtimmt befohlen, mit allen Reſerven nach Bar-ſur-Aube zurückzugehen. Meine Gründe wurden durch die Aeußerung widerlegt: von Dienville führe keine Chauſſee am linken Ufer der Aube, und ohne Chauſſee ſei bei den ſchlechten Wegen nicht fortzukommen. Ueberdies marſchire Graf Colloredo in dieſer Richtung. Ich glaubte politiſche Gründe zu erkennen, welche dem Kaiſer von einer großen Eile bei der Verfolgung abriethen, — mir ſchien es, als wolle er die Zeit mit Anſtand hinbringen, um Napoleon das Mittel, durch den Congreß von Chatillon ſeinen Frieden zu machen, nicht abzuſchneiden*).

Auch ſchien es mir, daß meine Aeußerung:

die ſchleſiſche Armee könne in ihrem Marſch längs der Marne mit ihrer Stärke zwiſchen 50 und 60,000 Mann

*) Vor dem Eintritt in das Cabinet, wo der Kaiſer ſich befand, hatte ich gehört, daß ein Courier mit neuen Inſtructionen nach Chatillon abgegangen ſei, oder ſofort abgehen werde.

sich in den Besitz von Paris setzen, wenn Napoleon der großen Armee eine Schlacht anbiete und sie solche anzunehmen geneigt sei,

nicht in dem Sinn des Kaisers war. Bevor ich entlassen wurde, machte ich auf die große Entfernung zwischen der Chaussee von Chalons nach Paris und der Chaussee von Nogent nach Paris aufmerksam, und bat dringend: wenn Wrede, der Kronprinz von Würtemberg und Giulay bei Lesmont über die Aube gingen, um Napoleon auf den Fersen zu folgen, das Corps von Wittgenstein in dem Zwischenraum der Marne und Aube vorrücken zu lassen.

Der Kaiser sicherte dies zu. Graf Wittgenstein sollte am rechten Ufer der Aube marschiren, dessen Avantgarde unter Graf Pahlen zwischen der Aube und Sezanne. Auch versprach der Kaiser, daß außer diesem Corps noch der General Seslawin mit 12 Kosacken-Regimentern zwischen Blücher und Graf Pahlen eingeschoben werden solle. Ich gab für diesen General die Direction über Sezanne und La Ferté-gaucher an.

Die Disposition, welche hierauf mit dem Kommandirenden, Fürst Schwarzenberg, verabredet wurde, fiel ganz in dem Sinn meines Vortrags an den Kaiser aus.

Blücher war am 4ten Februar mit 24,000 Mann in Sommesous, hatte in der Nacht dieses Tages Sezanne besetzt und dadurch Macdonald und Sebastiani unmöglich gemacht, sich ohne einen bedeutenden Umweg in der Richtung von Paris mit Napoleon zu vereinigen.

Hier ging die Nachricht ein, daß Napoleon sich nach Troyes zurückgezogen, also einen Flankenmarsch gemacht habe. Mein Vortrag an den Feldmarschall Blücher war hierauf folgender:

Napoleon ist durch diesen Marsch ganz aus dem Bereich der schlesischen Armee gerathen. Hätte er bei Mery, und darauf bei Nogent über die Seine gehen wollen, so brauchte er nicht den Umweg über Troyes zu nehmen; er kann also nur

die Rückzugslinie über Sens eingeschlagen oder aber sich bei Troyes aufgestellt haben, um einige Tage Zeit zu gewinnen.

Im ersten Fall entfernt sich Napoleon immer mehr von der schlesischen Armee und ihr Auftrag wird ein doppelter:

1) die französischen Truppen an der Marne von Napoleon getrennt zu erhalten und
2) die Vereinigung der schlesischen mit der großen Armee beim Vorrücken längs der Marne für den Fall der Nothwendigkeit auf allen Punkten der Marschlinie durch einen Linksabmarsch vorzubereiten.

Im zweiten Fall werden drei Corps (Colloredo, Grenadier- und Garde-Corps) in Napoleons Fronte, und drei Corps (Kronprinz von Würtemberg, Wrede und Giulay) in seiner linken Flanke ohnweit Troyes stehen, Wittgenstein aber zwischen uns und der Aube.

Hier ist aber keine Veranlassung vorhanden, anders als der erste Fall es für die schlesische Armee vorschreibt, zu verfahren, denn an der großen Armee ist es alsdann, uns zur Vereinigung entgegen zu kommen.

Meine Ansichten wurden gebilligt.

Der 5te Februar wurde verwendet, um den sich zurückziehenden General Sebastiani von der Seine abzuhalten, bei welcher Gelegenheit wir 30 beladene Munitionswagen eroberten, welche einen sehr großen Werth für uns hatten, da das Corps von York die Park-Colonnen Nr. 1, 3 und 5 am Rhein zurückgelassen hatte, bis sie mit der noch nicht abgelieferten Munition gefüllt, nachkommen konnten, und nur die Colonne Nr. 13 mit dem Corps marschirte.

Am 6ten stellte General von York die Brücke von Châlons her, am 7ten wurde die Munition ergänzt, und am 8ten fingen die Operationen nach folgenden allgemeinen Betrachtungen wieder an.

Macdonald war auf der Poststraße von Châlons über Epernay und Château Thierry zurückgegangen. Von Epernay bis Château Thierry begleitet ein Höhenzug die Marne. Die Chaussee bleibt im Thal der Marne, Querstraßen (mit Geschütz zu passiren) giebt es gar nicht, folglich war es klar, daß Macdonald die Marne bei Château Thierry passiren mußte. Die Poststraße führt bei La Ferté-sous-Jouarre wieder an's linke Ufer und dann gegen Meaux hin, bei Trilport abermals an das rechte Ufer der Marne. — Es war wahrscheinlich, daß Macdonald über La Ferté und Trilport marschirte, wenn wir ihm nicht bei La Ferté zuvorkamen, in welchem Fall er dann auf Umwegen und chemins de traverses sich in die Straße von Soissons auf Paris werfen mußte.

Dann aber war seine Vereinigung mit Napoleon möglichst erschwert.

Wenn es hiernach in der natürlichen Aufgabe für die schlesische Armee lag, die beiden Marschälle von Napoleon getrennt zu erhalten, so blieb die Frage, ob dies nach Zeit und Raum möglich war, ohne beim Vorrücken das gegebene Verhältniß zur großen Armee zu verlieren.

Man durfte annehmen, daß Troyes spätestens den 5ten oder 6ten von uns besetzt sein werde. Arcis war es bereits am 3ten oder 4ten, und da eine Linie von Rheims nach Troyes, die Orte: Epernay, Vertus und Arcis durchschneidet, so mußte am 8ten, wo unsere Operationen von Châlons und Vertus anfingen, die große Armee um 2 Tage Vorsprung gegen Paris haben.

Mein Vorschlag ging dahin:

York folgt Macdonald mit circa 18,000 Mann nach Château Thierry,

Sacken mit circa 20,000 Mann folgt der Cavallerie von Sebastiani über Montmirail nach La Ferté und schneidet daselbst Macdonald vom Uebergang ab.

Der ruſſiſche General Olſufiew mit circa 4000 Mann Infanterie und 24 Geſchützen, bleibt in Champeaubert und Gegend. Mit ihm werden ſich am 9ten oder am 10ten die Corps von Kleiſt und Capczewitſch, circa 15,000 Mann ſtark, vereinigen.

Sezanne bleibt, bis zur Ankunft des Generals Seslawin vom General Carpow mit ſeinen Koſacken-Regimentern beſetzt.

Dieſer Vorſchlag wurde genehmigt.

Da wir in den Beſitz von Vitry gekommen waren, welches ſich nicht im vertheidigungsfähigen Stande befand, jedoch Wall und Graben hatte, ſo ſchlug ich vor, es ſchleunig paliſadiren zu laſſen und durch die bei La Rothière eroberten Geſchütze zu armiren.

Dieſe Vorſichtsmaaßregel wurde genehmigt und es war allerdings ſehr wichtig für uns, dadurch einen Platz zu erhalten, der gegen einen Coup de main geſichert war, allein leider hatte der Ort wenig Räume zur Unterbringung von Lazarethen und Magazinen.

Die Truppen cantonnirten und wurden von ihren Wirthen verpflegt, da die Jahreszeit noch zu rauh war, um regelmäßig zu bivouakiren, und auf Requiſition aus den Dörfern zu leben, womit dann zugleich das Plündern unvermeidlich geworden wäre.

Olſufiew cantonnirte am 9ten Februar in Champeaubert, Baye und Etoges hatte Sacken in Montmirail vor ſich, York in Dormant zur Rechten, den General Carpow in Sezanne zur Linken, es konnte ihm alſo nichts begegnen und der Feind ihm nicht unerwartet auf den Hals kommen. — Der General Carpow in Sezanne gehörte zum Corps von Sacken.

Wer konnte daran denken, daß General Carpow, vom Feinde gedrängt, Sezanne verlaſſen und ſich gerade auf Montmirail zurückziehen würde, ohne dem General Olſufiew in Baye oder dem General Blücher in Etoges d' [illegible]achricht zu geben.

Im Laufe des 9ten Februars war eine Meldung vom General Carpow aus Sezanne an den General von Blücher eingegangen: daß seine Kosacken am 8ten durch einen von Villenoxe kommenden Feind nach Sezanne mit Uebermacht zurückgedrängt worden waren.

Kurz darauf gingen Depeschen aus Bar-sur-Seine vom 6ten Februar ein:

Vom Kaiser Alexander,

daß Wittgenstein zu schwach sei und daher Kleist unvorzüglich zu ihm stoßen solle, dagegen Winzingerode mit seinem aus den Niederlanden kommenden Corps an die Befehle des Generals von Blücher gewiesen sei.

Vom Fürst Schwarzenberg,

daß er Napoleon, der sich von Troyes nach Nogent zurückgezogen habe, nicht folge, sondern es vorziehe, links auf Sens nach Fontainebleau zu marschiren.

Kleist solle in der Richtung von Nogent-sur-Seine zu Wittgenstein stoßen, der sich noch zwischen Seine und Aube befinde.

Hiermit war nun eine völlige Abänderung der Disposition von Brienne eingetreten. Die große Armee breitete ihren linken Flügel noch weiter links aus und zog die schlesische Armee durch Kleist sich nach.

Was den Feind betraf, so schloß ich aus der Meldung des Generals Carpow und aus den übrigen Nachrichten, daß Napoleon von Nogent über Villenoxe nach Sezanne detachirt habe, um die Straße von Sezanne nach Paris in seiner Disposition zu behalten, vielleicht, wenn seine Absicht war, bei Nogent stehen zu bleiben, die schlesische Armee, durch eine Besetzung von Sezanne vom weiteren Vorrücken längs der Marne abzuhalten.

General von Gneiſenau hielt das Vorgehen des Feindes von Villenoxe auf Sezanne für eine Recognoscirung ohne alle Bedeutung.

Das Hauptquartier wurde am 9ten Abends von Vertus nach Etoges verlegt.

Am Abend 8 Uhr ſaß der Feldmarſchall Blücher mit allen ſeinen zum Hauptquartier gehörenden und im Schloß zu Etoges einquartierten Offizieren am Tiſch, als ein ruſſiſcher Offizier mit dem Ruf „der Feind iſt da" in das Zimmer ſtürzte. — Ein im Ort zur Deckung des Hauptquartiers einquartiertes ruſſiſches Bataillon rückte auf ſeinen Allarmplatz (den Ort vor ſich habend) und das Hauptquartier ſammelte ſich dabei zu Pferde; indeß man hörte keinen Schuß und erfuhr erſt ſpäter: feindliche Cavallerie (man hatte nur einige Escadrons polniſcher Lanciers beiſammen geſehen) hätten das Quartier vom General Olſufiew, Baye, überfallen und wären erſt, nachdem verſchiedene ihrer Angriffe abgeſchlagen waren, auf den Weg von Baye nach Sezanne, wo ſie hergekommen waren, wieder zurückgegangen.

Hierauf trug ich dem General von Gneiſenau vor: geſchloſſene Escadrons von Sezanne kommend, kündigten nicht allein den Beſitz von Sezanne an, ſondern ihr entſchloſſener Angriff deute zugleich auf eine zwiſchen Sezanne und Baye befindliche offenſive Macht.

Daher ſei es nothwendig, vor allen Dingen den General Sacken von Montmirail nach Champeaubert zurückzurufen.

Dieſem Vorſchlag war General Gneiſenau völlig entgegen, da er ſich nicht überzeugen konnte, daß von Sezanne aus Gefahr drohe.

Alle meine Vorſtellungen, die ich in der dunkeln Nacht zu Pferde, auf freiem Felde, ohne von einer Karte unterſtützt zu ſein, ihm machte, konnten nur bewirken:

daß dem General von Sacken die bestimmte Ordre gegeben werde: in Montmirail stehen zu bleiben und den Marsch nach La Ferté-sous-Jouarre aufzugeben.

Seine Nachrichten müßten ergeben, ob etwas Bedeutendes über Sezanne gegen Champeaubert anrücke.

In diesem Fall könne er, in der Stellung von Champeaubert, zurückgehen.

General von Gneisenau schloß folgendermaßen:

„Es hängt dann eben so von ihm ab, sich von Montmirail auf Château Thierry zurückzuziehen, wo er mit York gemeinschaftlich über die Marne gehen und sich über Rheims mit Winzingerode vereinigen kann. Nimmt Sacken die Stellung von Champeaubert, so behält er den Rückzug auf Bergères frei, wo er mit Olsufiew morgen die Corps von Kleist und Capczewitsch, 15,000 Mann stark, zur Aufnahme findet; dann sind 39,000 Mann hier, 18,000 Mann bei Château Thierry. Wenn sich Sacken auf York zurückzieht, so sind 38,000 Mann bei Château Thierry vereinigt, welche selbstständig sind und vollkommene Widerstandsfähigkeit haben. Wir behalten dann hier 19,000 Mann."

War eine bestimmte Ordre an General Sacken zum Rückmarsch nach Champeaubert nicht zu erlangen, wie sie allerdings hätte vom Armee-Commando gegeben werden müssen, anstatt daß es in die Hände eines untergeordneten Generals gelegt wurde, entweder stehen zu bleiben oder zurückzukommen und dadurch über das Schicksal der Armee zu entscheiden, so ließ sich Sacken's Rückmarsch noch erwirken, wenn ein Offizier gesendet wurde, der von allen Meldungen und Verhältnissen genau unterrichtet, sie dem General von Sacken zum Behuf seines Entschlusses vortragen konnte. — Ich wählte dazu meinen Adjutanten, Lieutenant von Gerlach, der bereits viele Aufträge

an den General von Sacken ausgerichtet hatte und dem der General von Sacken besonders gewogen war. Ich instruirte ihn, was er zu bestellen habe, und trug ihm auf, sich vor seinem Abreiten bei dem Feldmarschall Blücher und General Gneisenau, welche ohnweit von uns hielten, zu melden, während ich noch andere Angelegenheiten besorgte.

Die Ausführung der Ordre vom 6ten aus dem großen Hauptquartier wurde durch einen abgesendeten Feldjäger dem Fürsten Schwarzenberg angezeigt.

Außer den oben erwähnten Ordres, das Corps von Kleist betreffend, war noch ein Befehl vom 7ten Februar aus Bar-sur-Seine vom Kaiser Alexander eingegangen:

> Für den Fall, daß es der schlesischen Armee gelingen sollte, bis vor Paris zu kommen, so solle sie nicht einrücken, sondern die Ankunft der Souveraine abwarten.

Combinirte man dies mit dem Entziehen des Kleist'schen Corps, so durfte man nicht zweifeln, daß der Kaiser Alexander Besorgnisse hatte, die schlesische Armee werde das Object — Paris mit zu großer Leidenschaftlichkeit verfolgen, und daß diese am sichersten gedämpft werde:

a) durch Entziehung von Truppen (denn Winzingerode konnte sich vor 2 bis 3 Wochen nicht mit der schlesischen Armee vereinigen) und

b) durch den Befehl, nicht in Paris einzurücken.

Uebrigens zeigen diese verschiedenen Befehle, wie völlig gefahrlos man im großen Hauptquartier noch am 7ten Februar die Lage der schlesischen Armee gehalten habe.

Mein Vortrag ging dahin:

> Kleist soll auf höheren Befehl nach Nogent dirigirt werden. Dazu giebt es zwei Wege: — über Arcis und Mery, als ein Friedensmarsch, oder über Sezanne und Villenoxe als ein Kriegsmarsch, bei welchem die

Kräfte dieſes Corps nicht aus der Berechnung des Ganzen kommen. Das Corps von Kleiſt mußte am 9ten, 10ten und 11ten in Chalons eintreffen. Capczewitſch in Vitry. Beim Friedensmarſch hätten beide Corps ſich kreuzen müſſen.

Es ſchien alſo am zweckmäßigſten: Kleiſt, Capczewitſch und Olſufiew am 10ten in Sezanne zu concentriren (19,000 Mann) außer General Seslawin, der dort noch immer erwartet wurde.

Es muß bemerkt werden, daß zur Zeit dieſes Beſchluſſes noch nichts eingegangen war, was auf einen Marſch des Feindes auf Sezanne deuten konnte.

Mein Antrag, nach welchem die ſchleſiſche Armee am 10ten Februar auf den 3 großen Straßen nach Paris geſtanden hätte: auf der Poſtſtraße mit 18,000 Mann, auf der kleinen Straße mit 20,000 Mann, auf der Straße von Sezanne nach Paris mit 19,000 Mann (neben ſich: Seslawin, Graf Pahlen und Wittgenſtein) wurde genehmigt. In Sezanne mußte dann das Weitere überlegt werden, um ſo mehr als man dort auch auf Nachrichten von Graf Pahlen und Wittgenſtein rechnen durfte.

Der Ueberfall von Bäye, am 9ten des Abends, brachte um ſo weniger eine Abänderung der gegebenen Dispoſitionen hervor, als der Marſch der Corps von Kleiſt und Capczewitſch ſo angelegt war, daß man, wenn die Noth es erforderte, am 10ten beide von jedem Punkt ihres Marſches auf Fère Champenoiſe in's Lager von Bergères dirigiren konnte.

In der Nacht vom 9ten zum 10ten ging die Nachricht ein, daß Napoleon mit ſeinen Garden durch Villenore marſchirt war; ferner am Vormittag des 10ten: daß Napoleon am 9ten in Sezanne geſchlafen habe, ſo wie, daß weder Wittgenſtein, noch Graf Pahlen, noch Seslawin ſich am rechten Ufer der Aube befinde.

Nun wußten wir alſo, daß Napoleon ſich am 10ten früh in Sezanne, von der großen Armee unverfolgt, mit einer bedeutenden Truppenmaſſe, und in ſeinen Projecten durch nichts gehindert, durch nichts geſtört befunden hatte.

Von 3 Dingen mußte er eines gewählt haben:

1) Angriff auf Olſufiew,
2) Angriff auf Sacken, ohne ſich mit Olſufiew einzulaſſen, oder
3) Marſch in der Richtung von La Ferté-ſous-Jouarre, um ſich mit Macdonald zu vereinigen.

Der 4te Fall: Marſch von Sezanne über La Fère Champenoiſe in der Richtung auf die Chauſſee zwiſchen Châlons auf Etoges, war dadurch ganz unwahrſcheinlich geworden, daß ſich am 9ten kein Feind zwiſchen Sezanne und La Fère Champenoiſe gezeigt hatte, ſondern alles weſtlich gezogen war.

Mit dieſen Nachrichten befand ſich nun der Feldmarſchall Blücher in der peinlichſten Ungewißheit. Er konnte nicht handeln, weil er dies Sacken übertragen hatte, von dem noch keine Nachricht eingegangen war.

Gegen Mittag kommt mein Adjutant zurück, und bringt mir die Nachricht:

General von Sacken habe die Vertreibung ſeiner Koſacken aus Sezanne für eine ganz unbedeutende Sache gehalten, und ſei daher von Montmirail nach La Ferté-ſous-Jouarre abmarſchirt. — Auf meine Frage: wie iſt dies möglich? wie kann er es wagen, ſo ganz entgegengeſetzt von ſeiner Ordre zu handeln? — erfahre ich: daß mein Adjutant, als er ſich vor dem Abreiten beim Feldmarſchall Blücher und General Graf Gneiſenau gemeldet, der letzte ihn nach ſeiner Inſtruction gefragt und dieſer Inſtruction hinzugefügt hatte:

> Sagen Sie dem General von Sacken, wenn er es überſieht, daß das Vertreiben des Generals Corbineau

aus Sezanne nichts ernſtliches iſt, ſo möge er in Gottes Namen den Marſch auf La Ferté verfolgen.

Mein Adjutant fügte hinzu: Dies ſei allerdings ganz gegen die Inſtruction geweſen, welche ich ihm mündlich gegeben habe, allein da er Befehle vom Feldmarſchall Blücher zu überbringen hatte, und General Graf Gneiſenau in Gegenwart des Feldmarſchalls dieſen Zuſatz befohlen, ſo ſei ihm nichts übrig geblieben, als ihn treu auszurichten.

Es erſchien mir gar nicht unwahrſcheinlich, daß General Gneiſenau dieſen Zuſatz gemacht hatte, wohl aber unbegreiflich, daß er mir dieſe völlige Abänderung aller verabredeten Maaßregeln verſchwiegen hatte. —

Daß nach dem, was wir ſeit der Abſendung des Lieutenants von Gerlach erfahren hatten, die von Sacken ergriffene Maaßregel fehlerhaft war, und uns in großes Unglück ſtürzen konnte, war nicht ſchwer einzuſehen! Ich begab mich ſogleich zum General von Gneiſenau, ließ meinen Adjutanten in ſeiner Gegenwart wiederholen, was er mir geſagt hatte, und fragte, ob dies richtig, ob es kein Mißverſtändniß ſei?

General von Gneiſenau erwiederte: es ſei richtig, er hätte dieſen Auftrag meiner Inſtruction hinzugefügt.

Uebrigens wollte er meine Anſicht, daß dies ein großes Unglück ſei, nicht theilen. Es war Mittag, — man hatte noch keinen Schuß fallen hören, Lieutenant von Gerlach war durch Champeaubert geritten, und hatte dort alles ruhig gefunden; General von Gneiſenau ſchloß daher: Napoleon marſchirt gerade auf Montmirail oder gegen La Ferté. — In beiden Fällen wird Sacken ihm auszuweichen wiſſen. Der Marſch des Hauptquartiers zur Vereinigung mit den Colonnen von Kleiſt und Capczewitſch gegen Sezanne wurde angetreten. Auf dem Wege hörten wir Feuer bei Baye. Man tröſtete ſich damit, daß das Terrain waldig ſei und Olſufiew die Gelegenheit geben werde (in Ermangelung aller Cavallerie) ſich zu halten

und ohne Verluſt zurückzukommen, doch bald gingen Meldungen ein, daß Olſufiew durch große Ueberlegenheit angegriffen, ihr erlegen habe.

Wir waren in dieſer wüſten Gegend bis ziemlich nahe an Fère Champenoiſe gekommen. Der Marſch nach Sezanne konnte nicht fortgeſetzt werden; wir machten Halt. Die Truppen waren ermüdet und bedurften einiger Ruhe. Das Corps von Kleiſt konnte unter dieſen Umſtänden nicht von Fère Champenoiſe nach Nogent dirigirt werden.

Nach der Lage der Dinge war es unerläßlich, mit beiden Corps am andern Morgen bei Bergères zu ſtehen und das Corps von Olſufiew zu ſammeln.

Dies geſchah. Wir bildeten effectiv circa 14,000 Mann, darunter 500 Pferde, und in der Richtung von Châlons eine unermeßliche Ebene hinter uns*).

Es war war wahrſcheinlich, daß Napoleon den Sieg über Olſufiew benutzen und uns am Vormittag angreifen würde, da er viel Cavallerie bei ſich hatte, die er gegen Montmirail nicht ſo vortheilhaft gebrauchen konnte, als in den Ebenen der Champagne.

Es wäre mehr als tollkühn geweſen, ſich ohne Cavallerie in dieſe Ebene zu werfen, es wurde daher beſchloſſen, im Fall eines Angriffs, von Bergères auf Epernay längs dem Abfall der mit Weinſtöcken bepflanzten Höhen zurückzugehen, wo uns die feindliche Cavallerie nichts anhaben konnte.

Indeß wir wurden *nicht* angegriffen und der Feind zeigte ſich nur hinter Etoges, welcher Ort von ihm beſetzt war. Napoleon hatte die Nacht vom 10ten bei Champeaubert bivouakirt. Man mußte alſo annehmen, daß er nach Montmirail marſchirt war, von welcher Richtung her wir auch am 11ten Nachmittag bis zum Abend eine Kanonade hörten.

*) Beide Corps waren auf 17,000 Mann angeſchlagen, indeß 3000 Mann waren noch um 4 Tagemärſche zurück.

Wäre Sacken in Montmirail stehen geblieben, anstatt nach La Ferté zu marschiren, so konnte er sich nach Viffort ziehen, mit dem General von York vereinigen, und dort mit circa 38,000 Mann Napoleons weitere Schritte ruhig abwarten, eventualiter sich bei Château Thierry über die Marne ziehen.

Die Communication des Feldmarschalls mit Sacken war unterbrochen; indeß blieb über Epernay die Verbindung mit York, durch welchen wir am 13sten Vormittag wußten, daß Sacken nach einem glücklichen Gefecht Macdonald am 10ten bei Trilport über die Marne getrieben und also völlig von Napoleon getrennt hatte.

In der Nacht vom 10ten hatte General von Sacken den Marsch Napoleons nach Champeaubert und den Marsch einer Avantgarde gegen Montmirail erfahren. Am 11ten war er gegen Montmirail zurückmarschirt, mußte aber bei Vieux-maisons sich gegen Napoleon formiren, der ihm bereits aus Montmirail entgegen kam.

So weit gingen die Nachrichten, als am 13ten circa 800 Pferde vom Corps von Kleist im Lager von Bergères eintrafen, womit das Corps, wenigstens nicht ganz ohne Cavallerie vorrücken konnte. —

Der Angriff auf Etoges, von wo Marmont delogirt und bis Fromentières verfolgt wurde, erfolgte noch an demselben Tage.

Der Feldmarschall blieb in Champeaubert, von wo am folgenden Morgen der Marsch auf Montmirail fortgesetzt wurde.

Bei Vauchamp wurde das Gefecht von Hause aus sehr heftig, und der Feind zeigte ungewohnte Kühnheit nebst vieler Cavallerie, welche ungewöhnlich dreist bis zwischen unsre Bataillonsmassen kam. — Ein Kosacken-Offizier, der das Kosacken-Detachement im Hauptquartier des Feldmarschalls kommandirte, nahm einen Rittmeister von der alten Garde gefangen, der ihm sagte: daß Napoleon sich uns gegenüber befinde und

einen Nachtmarsch von Château Thierry gemacht habe, wo die Corps von Sacken und York nach zweitägigem Gefecht über die Marne getrieben worden seien.

Dies war die erste Nachricht über den Ausgang der Gefechte vom 11ten und 12ten, welche übrigens durch die Aussagen mehrerer Gefangenen bestätigt wurde.

Wir waren genöthigt gewesen aufzumarschiren und uns gegen die Angriffe der Cavallerie zu vertheidigen, welche ganz gut durch die Artillerie unterstützt wurden.

Die feindliche Infanterie war noch im Marsch durch Vauchamp begriffen, und in der Verlängerung unsers rechten Flügels zeigte sich eine uns umgehende Cavallerie-Masse.

Unsere Stellung war sehr unvortheilhaft, Kleist auf dem rechten, Capczewitsch auf dem linken Flügel, die Chaussee in unserer Mitte. Unser Marsch und Angriff hatte seinen Zweck verloren; die Corps von Sacken und York waren in Sicherheit, und da wir einen überlegenen, im Vorrücken begriffenen Feind vor uns hatten, so war es Zeit uns selbst in Sicherheit zu bringen, ehe die feindliche Infanterie zum Gefecht herankam.

Der Rückzug wurde angetreten. Ich beobachtete den Marsch der feindlichen Cavallerie um unsern rechten Flügel herum, erkannte den Weg, die sie marschirte und ihre Tête, so daß ich auf meiner Karte die Entfernung abmessen konnte, welche sie bis zur Ebene zwischen Champeaubert und dem Wald von Etoges zurückzulegen hatte, denn dies war der Punkt, wo uns Gefahr drohte, wenn wir nicht früher mit der Infanterie daselbst ankamen, als die feindliche Cavallerie, welche nach meiner Schätzung aus etwa 6000 Pferden bestand.

Beim Antritt des Rückzuges beschloß der Feldmarschall nebst dem General von Gneisenau, beim General Capczewitsch zu bleiben, und ich sollte, vom rechten Flügel die Umgehung beobachtend, das Maaß der Bewegung angeben.

halben Batterie reitender Artillerie, welche der Chaussee nicht bedurfte, fort marschirte.

Hier, wo ich die Umgehung der feindlichen Cavallerie vollständig übersehen konnte, blieb ich mit den Truppen im guten Schritt, verhinderte den Artillerie-Offizier, der ein Deutscher war, die gegen uns aufmarschirte Cavallerie mit Kugeln zu beschießen, sondern wies ihn an, sich auf ein Feuer mit zweilöthigen Kartätschen vorzubereiten. Das Kleist'sche Corps, auf welches die feindliche Cavallerie senkrecht stieß, wurde unaufhörlich angegriffen, wies jedoch die anprellende feindliche Reiterei nicht allein tapfer zurück, sondern blieb so gut im Marsch, daß ich das Maaß meines Schrittes beibehalten konnte. Das Feuer an der Tête (jetzt Queue) zeigte, daß sie von Champeaubert her stark gedrängt wurde. Wir mochten bis dahin gekommen sein, wo der Weg nach Baye und Sezanne rechts abgeht, als der General Gneisenau mich aufsuchte, und die Entfernung, die wir noch bis zum Walde zurückzulegen hatten, messend, ausrief: „Unsre Anstrengungen sind vergeblich, wir kommen nicht nach Etoges, wir müssen uns rechts auf Sezanne werfen." — Das Ungünstige unsrer Lage und das taktische Verhältniß des Augenblicks konnten diese Ansicht unterstützen. Wir hatten zur Rechten Weinberge, in denen Cavallerie der Infanterie nichts anhaben konnte.

Ferner näherten wir uns der russischen leichten Garde-Cavallerie und konnten auf eine Verbindung mit ihr rechnen, sobald wir Baye erreicht hatten, bis wohin der Rückzug übrigens leichter auszuführen war, als über die Ebene bis zum Walde von Etoges. Gegen diese Bewegung sprach aber: daß wir eine, für unsere Infanterie unverhältnißmäßig große Zahl von Geschützen mit uns führten, welche auf dem chemin de traverse durchzubringen für die Kräfte unserer Bespannung bedenklich blieb.

Die Artillerie mußte übrigens nach dem Verlassen der Chaussee von der Infanterie umgeben bleiben, da der Feind sich bereits auf dem Wege nach Baye befand, ein Umstand, der die Benutzung der Weinberge für die Infanterie vereitelte, wenn man nicht das Geschütz Preis geben wollte. Endlich aber hätte die Wendung rechts einen solchen Zeitverlust herbeigeführt, daß der Feind seine aus Champeaubert defilirenden Batterien heranbringen konnte, um unser längliches Viereck mit Kartätschen zu beschießen und dieß konnte nur dadurch vermieden werden, daß wir im scharfen Schritt auf dem Wege nach Etoges blieben.

Wenn aber bei einer Wendung rechts nach Sezanne wir die Gefahr nicht abwenden konnten, den vereinten Angriffen der Artillerie und Cavallerie auf dem Schlachtfelde zu erliegen, wie viel ungünstiger als das taktische Verhältniß wäre noch das strategische gewesen! — Unser Nachschub und unsere Verpflegung war auf Châlons dirigirt. General Udom und unsre vom Schlachtfeld vertriebene Cavallerie hatten sich in dieser Richtung zurückgezogen und erwarteten uns in Etoges oder im Lager von Bergères, wo sich unsre Bagage und die mitgeführten Lebensmittel befanden. Marschirten wir auf Sezanne, so konnte es immer nur in der Absicht geschehen, um den Marais-de-St.-Gond herum die Verbindung mit dem General Udom und Châlons wieder zu gewinnen. Wir hatten 2 Meilen bis in's Lager bei Bergères auf einer bekannten Chaussee zurückzulegen, wo wir Stroh und Lebensmittel fanden. Sezanne war eben so weit von uns, aber niemand kannte die, als sehr grundlos beschriebene Straße. Ob wir den General von Diebitsch in der Nacht auffinden würden, und ob seine Instruktionen ihm gestatten würden, uns am folgenden Tage zu geleiten, war sehr problematisch. Indeß selbst angenommen, wir brachten unsre ermüdeten Truppen ohne

einen Mann Cavallerie bis Sezanne, blieben dort ohne Lebensmittel, ohne Stroh und Holz liegen, so standen wir 4 Meilen vom Lager bei Bergères und 8 Meilen von Châlons.

Wenn General Udom, von dem wir völlig getrennt waren und nur über Sezanne Nachricht zubringen konnten, am andern Morgen seine Lage erkannte, so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich bei Epernay (2 Meilen von Bergères) über die Marne oder nach Châlons (4 Meilen) zurückzuziehen. In ein Gefecht konnte er sich nicht einlassen. — Dieß war eine Betrachtung, nach welcher wir es gar nicht hätten wagen können, von Sezanne nach Bergères zu marschiren, wir wurden genöthigt, unsern Marsch auf Châlons, den natürlichsten Vereinigungspunkt mit den Corps von York und Sacken, zu nehmen; dieser Marsch aber in einer Entfernung von 8 Meilen, ohne alle Cavallerie und durch eine völlige Plaine mit hungerigen und so ermüdeten Truppen, hätte uns einer schimpflichen Niederlage ausgesetzt.

General Gneisenau, dem ich diese Gründe für und gegen die Rechtsbewegung mit möglichster Kürze auseinandersetzte, prüfte sie mit aller Ruhe, und als ich ihn dringend bat:

> Lassen Sie es bei der Disposition, wir schlagen uns bestimmt zum Walde von Etoges durch, wenn wir fest zusammenhalten; ich bohre Ihnen das Loch dazu. Aber wir dürfen nicht einen Augenblick unsern Marsch verzögern, denn in einer Viertelstunde kann die reitende Artillerie des Cavallerie-Corps, welches uns umgangen hat, eintreffen, und dann droht uns die Gefahr, daß die Bataillons-Massen locker werden und die Cavallerie eindringt.

Wohlan, erwiederte Gneisenau, so lassen wir es bei der Disposition. Gehen Sie mit der Tête frisch vorwärts, ich werde dafür sorgen, daß Alles geschlossen folgt. Und so geschah es denn auch. Ein feindliches Cüraſſier-Regiment for-

mirte sich zu einer Attaque auf die russischen 3 Bataillons an der Spitze. Es waren zufällig die eben erst angekommenen neu formirten Bataillone. Ihre Commandeure ließen Halt und fertig machen; sie ließen den Feind auf 60 Schritt heran, ehe sie Feuer commandirten. Anstatt daß das erste und zweite Glied der Tête Feuer geben sollte, schoß das ganze Bataillon, und gab das Schauspiel von 3 pots-à-feu. Nichts hinderte die Cürassiere, in die Bataillons-Massen einzubrechen, denn kein Pferd, kein Mann war gefallen, aber sie waren umgekehrt. Dieser Augenblick mußte benutzt werden, um den unerfahrenen Soldaten glauben zu machen, daß sie eine Heldenthat gethan hätten. Ich rief ihnen mein Hurrah kräftig zu, und perrot und perebonschek thaten ihre Wirkung. Es wurde frisch angetreten, die Tambours schlugen Marsch und die sämmtlichen Tambours der beiden Corps folgten in diesem Schlage nach.

Nun jagte ich mit der russischen reitenden Artillerie den Cürassieren nach, um sie zu verhindern, durch das Frontemachen uns auf's Neue den Weg zu verlegen. — Der junge Offizier, den ich aufgefordert hatte, nicht eher abprotzen zu lassen, als bis er den Gegner mit Kartätschen erreichen könne, folgte mit verhängtem Zügel und kam, ohne alle Bedeckung dem Gegner so nahe, daß sein Eifer ihn zur Tollkühnheit fortgerissen hatte. Die Cürassiere hatten Fronte gemacht, als sie die erste Lage der zweilöthigen Kartätschen erhielten, worauf sie im schnellsten Tempo rechts ab über die Chaussee dahin jagten, wo sie hergekommen waren, und uns den Weg zum Walde völlig offen ließen, den wir auch ohne weitere Angriffe auf die Tête erreichten als es eben dunkel zu werden begann.

Dagegen hatten die andern Seiten des länglichen Vierecks, vorzüglich die dem Cavallerie-Corps zugewendete des Corps von Kleist, noch viele Cavallerie-Angriffe zu bestehen, welche von den Massen mit lobenswerther Kaltblütigkeit abge-

wieſen wurden, ohne, was hier die Hauptſache war, ſich im Marſch aufhalten zu laſſen.

Am Walde angekommen, ging meine Aufgabe dahin: die beiden, auf die ſchmale Chauſſee beſchränkten Corps, in Einer Colonne ohne Stocken weiter zu ſchaffen.

Es gehörte allerdings einige Zeit dazu, um das längliche Viereck in den Wald zuſammen zu drücken, allein wenn die Truppen an der Queue, rechts und links an der Liſière des Waldes, und, ihn gut beſetzend, die Zeit ihres Einfügens in die Colonne abwarteten, ſo konnte die Cavallerie ihr gar nichts mehr anhaben, und die von Champeaubert herankommende Infanterie mußte den Wald in der Dunkelheit angreifen, wobei der Feind keine beſonderen Vortheile hatte. Da um dieſe Zeit noch 2 Bataillone an der Queue verloren gegangen ſind, ſo muß dieß durch fehlerhafte Anordnungen veranlaßt worden ſein.

Der Angabe gemäß, hatten dieſe Bataillone den Feind für Freund gehalten, was in der Dunkelheit auch unſern Gegnern begegnete, denn als der Feldmarſchall am Eingang des Waldes neben ſeiner defilirenden Colonne hielt, fanden ſich mitten in ſeiner Umgebung verſprengte feindliche Cüraſſiere ein, welche jedoch bald erkannt und vertrieben wurden.

Die Truppen erhielten den Befehl, in's Lager von Bergères gerade eben ſo wieder einzurücken, wie ſie es Tages zuvor verlaſſen hatten. Alles marſchirte friſch und in guter Ordnung auf der Chauſſee fort, die Diviſionen durch kleine Intervallen getrennt. Die Diviſion des Prinzen Auguſt war die letzte und wurde nicht auf der Chauſſee verfolgt. Als ſie in Etoges eintraf, was der Feldmarſchall mit allen übrigen Truppen paſſirt hatte, fand ſie den Feind aus den Seitenſtraßen dringend, der ſo eben auf einem Richtwege von Champeaubert daſelbſt eingedrungen ſein mußte, und es entſtand ein Gefecht, was uns viel Menſchen koſtete, weil eine Brücke über einen

ſumpfigen Graben einbrach, und die Zurückgebliebenen, auf ſich ſelbſt angewieſen, ſich nicht alle durch Umwege auf der andern Seite wieder einzufinden vermochten. Wir kamen um Mitternacht, mit dem General Udom und unſerer Cavallerie vereinigt, im Lager von Bergères an, aus welchem wir nach einigen Stunden Ruhe nach Châlons aufbrachen, wo wir am 15ten Februar gegen Mittag eintrafen*).

*) Der engliſche Schriftſteller Mitſchel hat eine Relation von dem für die ſchleſiſche Armee ſo unglücklichen 14ten Februar veröffentlicht, nachdem er alles ſorgfältig ſtudiert hatte, was ſich über die Gefechte dieſes Tages im Buchhandel befindet. Man darf nicht daran zweifeln, daß ihm daran gelegen war, die Wahrheit zu ergründen. Auch hat er die Lage, und den zur That übergegangenen Willen der ſchleſiſchen Armee ganz richtig aufgefaßt. Wenn ſich aber dennoch Irrthümer eingeſchlichen haben (wie dieß bei den Erzählungen ſo verwickelter zum Theil nächtlicher Kriegsbegebenheiten unvermeidlich iſt), ſo legt dieß den noch Lebenden die Pflicht auf, ſie aufzuklären, damit keine Unrichtigkeiten auf die Nachwelt kommen.

Die ſchleſiſche Armee wäre am 14ten Februar ohne bedeutenden Verluſt und vor dem Dunkelwerden in Etoges angekommen, wenn der Feldmarſchall, ſich in der Langſamkeit ſeines Rückzuges gefallend, über dieſen Umſtand nicht gänzlich die Verabredung vergeſſen hätte, daß es mir übertragen war, während des Rückzuges, und auf dem rechten Flügel, das Maaß an Zeit anzugeben.

Um den erhaltenen Auftrag auszuführen, ritt ich mit einigen Offizieren ſo nahe als möglich an der feindlichen Umgehung von Höhe zu Höhe, erkannte die Richtung ſo wie die Abſicht des Marſches, und konnte die Karte und den Chronometer in der Hand die Entfernungen mit dem Zirkel abnehmen, welche die Têten noch zurückzulegen hatten, um dieſe Entfernung, in Zeit verwandelt, mit der Zeit zu vergleichen, welche wir bedurften, um den Wald von Etoges zu erreichen. Die reitende Artillerie des uns umgehenden feindlichen Cavallerie-Corps konnte wegen der grundloſen Wege nur Schritt fahren, ihrer Cavallerie nicht folgen, und war daher noch weit zurück.

Dieſe Berechnungen ergaben: daß die ſchleſiſche Armee, wenn ſie im guten Schritt blieb, in Etoges ſein konnte, ehe die Artillerie des Cavallerie-Corps angekommen ſein konnte. Die Cavallerie (wenn ſie ſich in Trapp ſetzte) konnte allerdings auf der Ebene aufmarſchirt ſein, ehe wir daſelbſt ankamen, allein was wollte ſie ohne Artillerie ausrichten.

Der General von Kleiſt ſah unſere Lage gerade eben ſo an, als ich, und mißbilligte die Antworten, welche ich auf meine Meldungen

In Châlons zeigte sich nun alles in einem andern und rosenfarbneren Licht.

Von den beiden Generalen von Sacken und von York waren Nachrichten eingegangen, nach welchen sie in den beiden nächsten Tagen bei Châlons eintrafen.

Dem Intendanten der Armee war am 7ten Februar aufgegeben worden, in Châlons ein Magazin zu etabliren, wovon die schlesische Armee 14 Tage leben konnte.

Wir fanden die Infanterie- und Cavallerie-Detachements, welche zur Beitreibung der Ausschreibungen gegeben waren,

---

erhielt um so mehr, als die Ankunft seines Corps am Wald von Etoges für das Ganze von Wichtigkeit war, während sein Zurückhalten dem Corps von Capczewitsch gar keine Vortheile brachte. Indeß, selbst nachdem General von Kleist den Befehl zu halten pünktlich befolgt, und erfahren hatte, daß Udom **nicht** am Walde stehe, sah er, so wie der Prinz August und ich, unsere Lage keineswegs als eine solche an, welche nicht zu einem guten Ausgang führen könne. Der Feldmarschall und General von Gneisenau hatten die Truppen zu einer hartnäckigen Vertheidigung von Champeaubert angewiesen, was sie zwar in Folge meiner Gegenvorstellungen aufgaben, was jedoch den sichersten Beweis giebt, daß auch **sie** unsere Lage nicht für so gefahrvoll hielten, als sie dem Schriftsteller Mitschel erschienen ist. Wenn derselbe meinen Ausruf:

„Wir müssen fest zusammen halten,"

als einen Beweis angenommen hat, daß es eine Antwort auf eine Aeußerung habe sein sollen: „wir müssen auseinander laufen, müssen uns retten, so gut wir können," oder noch mehr; „wir müssen uns ergeben," so wäre diese Voraussetzung völlig unrichtig. Ich habe eine solche feige Aeußerung nicht gehört, muß aber auch gegen die Möglichkeit protestiren, daß sie von einem Offizier der beiden Armee-Corps herrühren könne. Bei dem Geist, der die schlesische Armee beseelte, muß ich sogar bezweifeln, daß sie über die Lippen eines gemeinen Soldaten gekommen sind. Eine Marketenderin, wenn sie sich so geäußert hätte, wäre ausgeprügelt worden.

Meine Worte bezogen sich auf das bei den Gefechten beliebte Auseinanderhalten der Brigaden, was auf einer völligen Ebene und gegenüber einer so großen Masse Cavallerie der Gefahr aussetzte, daß einzelne kühne Reiter in die Brigade-Intervallen jagten und uns verleiteten, in der Hitze des Gefechts auf einander zu schießen, oder durch Anhalten die kostbare Zeit zu verlieren.

und bedeutende Magazine. — An Fourage (welche vorzüglich selten war) befand sich so viel in zwei Kirchen aufgehäuft, daß die Armee damit auf 10 Tage ausreichen konnte.

Ein angekommener Transport von Schuhen deckte das Bedürfniß der Corps von Sacken und von York.

Wir hatten dadurch die Mittel, entweder unsre Verstärkungen abzuwarten, oder mit Lebensmitteln versehen, auf's neue gegen Paris vorzurücken.

Das Verlangen des Fürsten Schwarzenberg, in Gemeinschaft mit der schlesischen Armee an der Seine eine Schlacht zu liefern, bestimmte den Feldmarschall, am 19ten Februar links abzumarschiren, so daß die Corps von York und von Sacken nicht einmal zwei Tage Zeit zu ihrer Herstellung behielten.

Die Wiedervereinigung der schlesischen Armee in Chalons bildet einen natürlichen Ruhepunkt, und hiermit ist die Gelegenheit geboten, um die Kritik des Generals von Clausewitz von der Schlacht bei La Rothière bis zur Mitte Februar, gründlich zu prüfen.

Diese Kritik findet sich im 7ten Bande seiner hinterlassenen Werke, Feldzug von 1814, der im Jahr 1835 bei Dümler in Berlin erschienen ist.

Bereits vor dem Erscheinen dieser Werke haben sich Schriftsteller bewogen gefunden, kritische Bemerkungen über die Begebenheiten dieses Feldzugs zu veröffentlichen, aber theils auf unrichtige Facta gebaut, theils ohne Sorgfalt und Gründlichkeit zusammengestellt, theils mit so schwachem Urtheilsvermögen, daß es sich nicht der Mühe lohnte, sie zu widerlegen. — Hier aber, in der Person des Generals von Clausewitz, tritt ein Mann auf, dem es an nichts mangelt, als an der richtigen Darstellung der Begebenheiten und den Motiven des Handelns, der in dem festen Glauben steht, er habe alle seinen Fäden der Verwickelungen in seiner Hand, und dessen Tadel man

beitreten müßte, wenn alles so gewesen wäre, wie er es sich gedacht hat.

Hier also ist eine Widerlegung an ihrem Platz.

In der Geschichts-Erzählung dieses Abschnitts von Seite 335, §. 10. ab, ist fast alles entstellt. Die Seite 339 besteht fast ganz aus Unrichtigkeiten.

Der erste und vorzügliche Tadel des Generals von Clausewitz betrifft die Trennung des Feldmarschalls Blücher vom Fürsten Schwarzenberg nach der Schlacht von La Rothière. Seite 398 heißt es:

> „Anstatt den Sieg durch Verfolgung und Zertrümmeruug des feindlichen Hauptheeres zu benutzen, trennt sich Blücher und Schwarzenberg."

Seite 335 und 336 ist berechnet, daß die alliirten Truppen bei La Rothière, ohne die Garden, ohne Colloredo und Wittgenstein, (welche sich ganz in der Nähe befanden) 74,000 Mann, Napoleon aber nur 40,000 Mann stark, waren.

Da nun die Garden, Colloredo und Wittgenstein aus 60,000 Mann bestanden, folglich die alliirte Armee 134,000 Mann gegen 40,000 Mann stark war, so fragt es sich: wie diese mehr als dreifache Stärke es hätte anfangen sollen, sich ohne Verpflegung auf einer Straße hinter Napoleon herzuwälzen?

Und wenn nun 110,000 Mann hinter Napoleon blieben, 25,000 Mann sich rechts schoben, kann man dies einen Gegensatz der Verfolgung nennen?

Seite 399 wird dieser Marsch Blücher's voreilig und fehlerhaft genannt.

Seite 400, daß man durch dieses Ausweichen Blücher's von der geraden Linie abkam.

Seite 405, daß die Verbündeten nach dem Siege von La Rothière übermüthig wurden.

Seite 406, daß man sich aus Unentschlossenheit und Mangel an Einheit getheilt habe.

Wenn der Kritiker Seite 415 und 416 die Verhältnisse der vorrückenden schlesischen Armee ganz richtig auseinandersetzt, um zu beweisen, daß die Blücher'schen Truppen mit guter Oeconomie gebraucht worden sind, so ist es um so weniger erklärlich, wie er den Marsch tadeln kann, nach welchem Blücher am 4ten mit Tagesanbruch in Somme-sous, und am 5ten ebenso in Sezanne war.

Durch diese Bewegung war Macdonald entschieden von Napoleon getrennt, während die große Armee mit 7 Corps in ihrer Richtung blieb und das 8te, bei der Schlacht von La Rothière von der schlesischen Armee abwesende Corps gar nicht bedurfte, gar nicht vermissen konnte.

Der Kritiker würde ohnfehlbar anders geurtheilt haben, wenn er alle Facta gekannt hätte, wie sie hier aktenmäßig auseinander gesetzt sind.

Aber welche wunderbare falsche Vorstellung er sich von den Motiven zu der Schlacht von La Rothière machte, zeigt S. 417, wo er behauptet: Schwarzenberg habe keine Schlacht liefern wollen, sondern nur Blücher mit einem Theil seiner Kräfte eine Schlacht versuchen lassen.

Die Sache hängt folgendermaßen zusammen:

Am 29sten Januar um Mitternacht, als der Feldmarschall die brennende Stadt Brienne mit Napoleon vor sich hatte, und aus guten Gründen (Napoleon zeigte an diesem Tage wenigstens 30,000 Mann) am folgenden Tage keine Schlacht annehmen wollte, konnte der Feldmarschall in zwei verschiedenen Richtungen zurückgehen;

1) auf der Chaussee nach Joinville, woher er gekommen war und wo er den General Lanskoy fand. In dieser Richtung war am Morgen der Graf Pahlen mit der Avant-

garde von Wittgenstein gekommen, dessen ganzes Corps sich wahrscheinlich bereits daselbst befand.

Am 31sten konnte daher in der Richtung von Joinville, der Feldmarschall sich mit York und Wittgenstein vereinigt haben, wo sich dann eine Streitmasse von 65,000 Mann bildete, welche der Napoleon'schen so überlegen war, daß die Alliirten nicht auszuweichen brauchten. — Das war die natürliche, die einfachste Bewegung, und zugleich die einladendste. Der Feldmarschall konnte sich aber auch.

2) auf der Chaussee, welche nach Bar-sur-Aube führt, zurückziehen. Diese Chaussee bildet von Bar-sur-Aube bis Trannes ein langes Defilée, von welchem die Stellung bei Trannes die tête de pont macht.

Beim Marsch auf Joinville stand es Napoleon frei, sich in den Besitz dieses Defilées zu setzen und die große Armee in die Verlegenheit zu bringen, ihre Kräfte in unwegsamen Gegenden nicht entwickeln zu können.

Der Feldmarschall brachte daher ein Opfer, als er die Stellung bei Trannes bezog, aber er brachte es der Pflicht, und der Fürst Schwarzenberg hat dies besser erkannt als der Kritiker.

Nachdem Blücher bei Trannes stand, hing es ganz von der großen Armee ab, ob sie manöveriren oder schlagen wollte.

Das erste konnte sie über Troyes, während Blücher die Stellung bei Trannes hielt; dann wurde Napoleon genöthigt, seine Stellung bei Brienne zu verlassen.

Fürst Schwarzenberg zog die Schlacht vor, und hatte Recht. Er übergab das Commando des Centrums dem Feldmarschall Blücher, der das Terrain und alle Localitäten von Brienne kannte, und das ist wiederum lobenswerth.

Die Schlacht, bei welcher wir 65 Kanonen eroberten, war also kein Versuch, sondern mit dem Vorsatz begonnen, daß

wenn die engagirten 4 Corps sie nicht durchsetzen konnten, die Reserven ebenfalls gebraucht werden sollten. Daß die Reserven nicht zum Gefecht kamen, kann Schwarzenberg nicht zum Vorwurf gemacht werden, sie standen auf dem Schlachtfeld bereit.

Daß Wittgenstein auf dem rechten Flügel uns gegen Macdonald und Sebastiani deckte, und Colloredo auf dem linken Flügel gegen Mortier, und daß diese beiden Corps dem Gefecht entgingen, mag getadelt werden — indeß hätte dann der Kritiker angeben sollen, wo er sie verwendet haben würde?

In der Fronte hatten wir mehr Truppen, als wir entwickeln konnten, und Wrede überflügelte Marmont bereits.

Der Vorwurf, daß die Alliirten nach dem Siege von La Rothière übermüthig geworden wären, trifft am allerwenigsten zu. Er paßt nicht auf die große Armee, welche demüthig genug über Bar-sur-Aube auf Troyes marschirte, und nicht auf den Feldmarschall Blücher, der sich vom 3ten Februar bis zum 8ten mit nichts anderm beschäftigte, als sich in Châlons den Rücken frei zu machen und sich aus Vitry einen Waffenplatz zu schaffen. Am 8ten Februar Morgens, als Napoleon sich noch in Nogent befand, stand der Feldmarschall in der Linie von Epernay nach Etoges; also in keiner Art einladend für Napoleon, der den Marsch gegen Sezanne doch am Tage zuvor beschlossen haben muß, da er am 9ten nach Sezanne kam. Sacken rückte aber erst am 9ten nach Montmirail, wodurch sich für Napoleon eine Aussicht auf Erfolg eröffnete.

Wenn aber Sacken zufällig den 9ten bei Etoges stehen geblieben wäre, was hätte denn der als meisterhaft gepriesene Marsch Napoleons ihm gebracht? Nichts, als verlorene Zeit. D'rum wollen wir aufrichtig sein — das Glück hat ihn bei diesem Zuge begünstigt.

In der Erzählung der Begebenheiten vom 8ten Februar ab, kommen wieder eine Menge Unrichtigkeiten vor.

Seite 422, daß Blücher bestimmt habe, Sacken und York sollten sich bei Montmirail vereinigen, woran er nicht gedacht hat.

Seite 423. Blücher sei in der Richtung auf Sezanne marschirt, wo er Napoleon vermuthet, und seinen Feind auf Fère-Champenoise verfolgt habe.

Ein Stillstehen Napoleon's in Sezanne war weder vermuthet, noch befand sich zwischen Sezanne und dem Feldmarschall ein Feind.

Seite 423, 424, daß York später als Sacken in Montmirail angekommen sei; — York war gar nicht daselbst.

Seite 425, daß Blücher die Niederlage seiner Corps am 13ten Februar im Lager von Bergères erfahren habe; er erfuhr sie aber erst am 14ten während des Gefechts.

Seite 426. Napoleon kommt mit 40,000 Mann gegen Blücher, der 55,000 Mann hat. — Soll heißen: der ebenfalls 40,000 Mann, aber in 3 Theile getheilt hat, denn die nachfolgenden 15,000 Mann können nach Raum und Zeit weder zum Gefecht von Olsufiew, noch zu denen von Sacken und York herangezogen werden.

Was ist bei einer so unrichtigen Darstellung von einer auf selbige gebauten Kritik zu erwarten? Aber noch nicht genug. — Außer, daß der Kritiker viele Dinge ganz falsch weiß, — weiß er andere gar nicht. Dahin gehört: daß das Corps von Kleist zur großen Armee abgerufen, und dagegen Winzingerode dem Feldmarschall zugewiesen war.

Seite 428, nennt er den Marsch nach Fère-Champenoise eine nicht völlig durchdachte Bewegung.

Seite 429, tadelt er nochmals diese Bewegung und sagt: Blücher wollte ein Zugpflaster anwenden, wo ein Aderlaß nöthig war.

Dies beweist hinlänglich, daß der Kritiker Blücher's Motive gar nicht kannte, ihm aber frisch weg falsche untergelegt hat, welche er als solche im voraus erkannt, leicht zu tadeln hat.

Hätte er gewußt:

1) daß Kleist abgerufen war, und
2) daß Blücher im Glück wie im Unglück sich immer gleich der gehorsamste und pünktlichste von allen Unter-Feldherrn war, der nie Schwierigkeiten machte, immer treu ausführte, was ihm aufgetragen war, damit sich das ihm geschenkte Vertrauen fortsetzte und er um so freier handeln konnte, wenn er allein stand, — hätte er alles das gekannt, er hätte hier, wie Seite 416 sagen müssen: daß die Truppen der schlesischen Armee mit guter Oeconomie gebraucht wurden.

Seite 430 findet sich wieder ein dem Feldmarschall Blücher angedichtetes Motiv,

> am 13ten ging Blücher vor, weil er Bonaparte im Abmarsch gegen die große Armee glaubte.

Auf derselben Seite ist nun sein Vorgehen an diesem Tage getadelt, und zwar in Folge zweier völlig unrichtiger Facta,

1) daß er am 10ten den beiden Corps den Befehl geschickt habe, sich bei Montmirail zu vereinigen,
2) daß er am 13ten vor dem Abmarsch, die Niederlage seiner Corps erfahren habe.

Wenn in solchen wichtigen Punkten die Materialien falsch sind, so ist es nicht möglich, etwas anderes als verkehrte Urtheile zu fällen.

Kehren wir jetzt zu den weiteren Begebenheiten zurück.

Wie nach der Aufforderung des Fürsten Schwarzenberg der Feldmarschall Blücher sich den 21sten Februar mit ihm vereinigte, um eine Schlacht zu liefern, wie Blücher sich nochmals wieder von der großen Armee trennte und sich nach der Schlacht von Laon, am Tage der Affaire von Fère-Champenoise wie-

derum zum Marsch nach Paris mit der großen Armee vereinigte, das alles findet sich im 7ten Abschnitte zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814 so vorgetragen, daß es keiner Berichtigungen oder näherer Aufschlüsse bedarf, so wie denn auch der Kritiker über die Märsche, Entschlüsse ꝛc. seinen Beifall bezeigt.

Der General von Winzingerode, der zur Zeit der Trennung des Feldmarschalls von der großen Armee (23sten Februar) in Rheims ankam, war ein kriegserfahrener Soldat, in den man das Vertrauen setzen konnte, er werde zu einem klar vorgeschriebenen Zweck die rechten Mittel ergreifen. Am 26sten Februar hatte General Winzingerode dem Feldmarschall aus Rheims gemeldet:

> er werde seinem Befehl gemäß von Rheims in der Richtung von Meaux vorrücken.

Dieser Vormarsch konnte nach dem Terrain und den Straßen nicht vortheilhafter Statt finden, als von Fismes über Oulchy le Château. —

Nach der Nachricht vom 26sten aus Rheims konnte Winzingerode bequem am 1sten oder 2ten März bei Oulchy eingetroffen sein, und so erwartete es der Feldmarschall.

Aber der General von Winzingerode, anstatt den Anweisungen seines Feldherrn zu folgen, hatte sich mit dem General von Bülow vereinigt, um Soissons zu erobern, ein elendes Nest, von Czernitschew mit einigen Bataillons genommen und wieder verlassen, in welches sich Cadres und Rekruten geworfen hatten. Und dieses Nest schlossen 47,000 Mann schlagfertige Truppen ein, anstatt dazu höchstens 6000 Mann zu verwenden.

Selbst als Winzingerode durch den aus La Ferté-sous-Jouarre abgefertigten Adjutanten erfahren hatte, daß der Feldmarschall am rechten Ufer der Marne war, blieb er, ohne sich

zu rühren, in dem Thal der Aisne in Cantonnirungs-Quartieren liegen.

Es war beschlossen, daß wenn der Feldmarschall die Generale von Winzingerode und Bülow mit 40,000 Mann, oder auch Winzingerode allein mit 30,000 Mann fand, er mit einigen 80,000 Mann die Schlacht gegen Napoleon, der nicht 50,000 Mann entgegenstellen konnte, annehmen und in die Offensive übergehen wollte.

Dies mußte aufgegeben werden, da keine Truppen der Nord-Armee sich bis zum 2ten März Abends in Oulchy-le-Château mit der schlesischen Armee vereinigt hatten.

Der Rückzug hinter die Aisne war beschlossen; man wollte die Bagage los sein und sendete sie voraus über Fismes und Berry-au-Bac. —

Die Armee sollte sich erst gegen Mittag in Marsch setzen und zwar der Bagage nach Fismes folgen, wo sich eine starke Stellung hinter der Vèle fand, aus welcher man ohne Schwierigkeit bei Pontavaire und Berry über die Aisne gehen konnte. — General von Winzingerode schrieb in der Nacht vom 2ten auf den 3ten über die angefangenen Unterhandlungen zur Capitulation von Soissons mit einer Wichtigkeit, als ob dadurch seine Kräfte und die der davorstehenden 47,000 Mann völlig in Anspruch genommen wären.

Der Feldmarschall, der es übersah, daß, wenn Soissons bis zum 4ten des Morgens nicht in unsern Händen war, dessen Blockade aufgehoben werden mußte, der aber die Mittel dazu gar nicht kannte, und nicht wußte, welche Uebergangsmittel Winzingerode sich bei Bailly bereitet hatte, begab sich nach Busancy. Auf dem Wege dahin ging die Meldung ein, daß Soissons capitulirt habe, und nichts mehr einen Durchmarsch hindere. In Soissons konnte man allerdings am bequemsten über die Aisne kommen, deshalb schlug ich vor, die Bagage ziehen zu lassen, den Truppen jedoch, welche sich noch auf der

großen Straße von Oulchy nach Soissons befanden, ehe sie rechts von derselben abgingen, den Marsch über Soissons anzuweisen.

Dies wurde genehmigt und ersparte ihnen einen Umweg. Bei der ersten Entrevue zwischen dem Feldmarschall und seinen beiden neuen Feldherrn, war ich nicht zugegen, weiß also nicht, ob tadelnde Worte gefallen sind. Nur so viel kann ich versichern, daß der Feldmarschall eine große Vorliebe für Winzingerode hatte, den er zu den vorzüglichsten europäischen Sabreurs zählte, und daß er Bülow wegen seines feurigen ritterlichen Charakters liebte.

Indeß konnte er es gar nicht vergessen, daß er um die Schlacht bei Oulchy gebracht war, da dem „Prahlhans," dem Napoleon, (so nannte er ihn, seit der Fürst Wenzel Lichtenstein ihm seine letzte Conversation mit Napoleon erzählt hatte) eine tüchtige Tracht Schläge so nothwendig wäre.

Später, als der Feldmarschall in der Stadt Soissons seine Corps bei sich vorbeimarschiren ließ und Bülow an seiner Seite stand, war ich zugegen. Unsre Leute sahen merkwürdig aus. Vom Bivouac-Rauch geschwärzte magere Gesichter, dem Luxus des Rasirmessers seit langer Zeit entfremdet, aber mit dem Ausdruck der Energie und körperlichen Kraft, in zerfetzten Mänteln, kümmerlich geflickten Hosen, unangestrichenem Lederzeug und unpolirten Waffen. Die Cavallerie auf magern ungeputzten, aber wiehernden Pferden, — alles in ächt kriegerischer Haltung.

Meine Augen wendeten sich immer unwillkührlich auf Bülow und seine Umgebungen, in deren Gesichtern ich um so mehr glaubte lesen zu können, was in ihrem Innern vorging, als ich so eben einem Truppentheil des Bülow'schen Corps begegnet war, in glänzend schöner neuer Uniform, weiß und rothbäckig, mit zierlich gekräuselten Locken und blinkenden Waffen. „Den Leuten wird einige Ruhe wohl thun," sagte Bülow mit

großem Ernſt von unſern zerlumpten Soldaten, und das mochte in ſeinem Innern ohngefähr heißen: alſo ſo ſollen meine Leute auch bald ausſehen! Von ſeinen Umgebungen verlautete mehr.

Der General Gneiſenau, aus der Zeit, wo der Tugendbund eine Macht war, mit mehreren dieſer Männer, die er als tüchtig und ehrenwerth kennen gelernt hatte, befreundet, fragte mich: ob ich den Eindruck bemerkt hätte, den unſre zerlumpten Truppen auf unſre geputzten gemacht hätten? und theilte mir lachend mit, wie einer ſeiner alten Freunde ihm eine Vorleſung über die Mittel, die Truppen zu ſchonen, gehalten habe. Dies Kapitel konnte nach meiner Meinung zu keiner Veränderung ſeiner Anſicht führen, da General Gneiſenau ſich ſelbſt nie ſchonte, und ſelbſt zu viel leiſtete, um wenig von andern zu fordern. — Auch ich war mit einigen ſolchen Phraſen regalirt worden, allein damit war es auch abgemacht, weil ich den Satz aufſtellte, daß die rothbäckigen ſchmucken Jünglinge des Bülow'ſchen Corps noch viel zu thun hätten, bis ſie unſern zerlumpten Soldaten der ſchleſiſchen Armee, aus denen der Wind ſchon alle leichte Spreu geſichtet habe, gleich kommen würden.

Am folgenden Tage hatte ich eine Unterredung anderer Art zu beſtehen. — Das Zuſammenſchmelzen des Corps von York und von Kleiſt, zu einer Zeit, wo (wie jeder vorausſehen konnte) der Friede nicht mehr fern war, wurde als ein betrübendes Ereigniß aufgeſtellt, weil dann jede Macht der Verbündeten nach dem Maaß ihrer Kräfte, welche ſie zum Friedens-Congreß mitbringe, mitſprechen und aus dem Kriege Vortheil ziehen würde.

Dies geſtand ich in der Theorie zu, ſchlug jedoch die entwickelten intellectuellen Kräfte ſo viel höher als die materiellen an, daß ich gerade aus den abgeriſſenen, an alle Entbehrungen gewöhnten, bewährten, und von ganz Europa reſpectirten Soldaten der ſchleſiſchen Armee, den Eindruck berechnet wiſſen

wollte, den jede billige preußiſche Forderung auf die Verbündeten machen würde.

Ich fühlte mich in dieſer Discuſſion ſo überlegen, daß ich ſie nicht fortſetzen mochte, weil die Sache, für welche ich ſprach, rein, die meines Gegners hingegen, auf's wenigſte geſagt, nicht rein war.

Die Art, wie der Feldmarſchall ſeit der Eröffnung des Krieges gehandelt hatte, lag klar vor; er hatte ſich deren nicht zu ſchämen. Der Zufall leitete ihn zu der Rolle eines Vorfechters, und wie er ohne Affectation dahin gekommen war, ſo konnte er auch ohne Affectation nicht aus ſeiner Rolle fallen.

Bülow hatte in 3 Schlachten ritterlich entſchieden, und die Ehre der preußiſchen Armee eben ſo gut gewahrt, als die Corps der ſchleſiſchen Armee. Die Umſtände hatten ſeinem Corps nicht ſo viel Entbehrungen aufgelegt, er war begünſtigt, und hatte nicht nöthig gehabt, zu bivouakiren. — Wer wollte ihn deshalb tadeln! — aber ein Verdienſt lag nicht darin, und ihn erhaben, über den Feldmarſchall ſtellen wollen, weil dieſer ſeine Truppen durch Bivouacs oder forcirte Märſche anſtrengen mußte, war eine Arroganz. Mehr als dies war es aber, wenn Bülow's Umgebungen ihren ungeſchlagenen Feldherrn aus dem Grunde über den Feldmarſchall ſtellen wollten, weil dieſer ſich ſo eben hatte von Napoleon einzeln ſchlagen laſſen und ſich vor ihm zurückzog, während jener einen verfallenen ſchlechten Platz mit einer ſchwachen Garniſon zum Capituliren genöthigt hatte. — Hier hörte ich denn auch zum erſtenmal die Anſicht, daß es dem Feldmarſchall ſchlecht gegangen ſein würde, wenn das Corps von Bülow ihm nicht Soiſſons geöffnet hätte, um über die Aisne zu kommen. — Dieſe Anmaßung wies ich auf der Stelle zurück.

Man hatte zu der Unterhandlung über die Capitulation von Soiſſons einen Mann gebraucht, der in dem Ruf eines sich überſchätzenden Windbeutels ſtand, und deſſen Anſicht, als

ob er etwas ganz Außerordentliches gethan hätte, durch die hervorgerufene Meinung im Bülow'schen Corps unterstützt wurde, als sei er der Erretter des Feldmarschalls gewesen.

Späterhin, als Briefe von der großen Armee ankamen, ergoß sich alles in Glückwünschen, daß der Feldmarschall und die brave schlesische Armee durch die Uebergabe von Soissons so wunderbar vom Untergange gerettet worden sei.

Dem General von Gneisenau war dieses wahrhaft lächerliche Gerücht so empfindlich, daß er nach dem Ursprung forschte, und mir einige Zeit darauf sagte:

> der General Bülow habe sich in einem Bericht an den König so ausgedrückt, daß man hätte annehmen müssen, der Feldmarschall wäre ohne die Capitulation von Soissons verloren gewesen.

Das waren die Mittel, welche angewendet wurden, um dem Fall von Soissons eine Wichtigkeit beizulegen, welche den Einschließungsmitteln und dem Mangel an Entgegenkommen der schlesischen Armee entsprach.

Indeß, das hätte hingehen mögen, da es ohne Einfluß auf die Gegenwart und Zukunft blieb. — Aber die alten Freunde des Generals Gneisenau nahmen seine Zeit mit großem Erfolg in Anspruch. Ich fand ihn nach jeder solchen Unterredung zerstreut, verdrießlich, ja, einige Tage darauf sah der sonst so klare Mann unsre Lage unbehaglich, kritisch und gefahrvoll an. Als ich darauf mein kleines Zettelchen aus der Tasche holte, und die aus den Tagesrapporten gezogene Combattanten-Zahl der an der Aisne vereinten Armee von mehr als 100,000 Mann mit der Stärke des uns gegenüberstehenden Napoleon verglich, ferner den Dienst in Anschlag brachte, den wir der großen Armee durch die Bewegung gegen Paris geleistet hatten, und wie jetzt Alles auf ein glückliches Ende hindeute, da trat der sonst so selbstständige Gneisenau mit den Besorgnissen vor, beim Friedens-Congreß wegen der Schwäche unsrer Armee keinen

guten Frieden erhalten zu können, und zwar in derselben Gedankenfolge, fast mit denselben Worten, als ich sie von den Bülow'schen Umgebungen vernommen hatte.

Diese Ansicht von Gneisenau nachsprechen zu hören, war das, was ich am wenigsten auf der Welt erwartet hätte. — Auch ergriff es mich tief, da ich sogleich die Folgen dieser falschen Richtung übersah, wenn es mir nicht gelang, ihn wieder in den richtigen Weg einzulenken.

Ich habe mehrfach die Erfahrung gemacht, daß nichts sich so schwer widerlegt, als ein unrichtiger Schluß in der Politik, wenn er durch ein darauf gestütztes Benehmen bereits festgewurzelt ist. — Gneisenau wollte etwas vermeiden, wozu er von vorn herein hätte annehmen müssen, daß unsre Alliirten *tükkisch* und *treulos* an uns handeln würden. Dies von dem Kaiser Alexander annehmen und vor der Welt durch General Gneisenau geltend machen zu wollen, war eine Idee, die nur aus einem intriganten oder schlecht organisirten Kopfe kommen konnte. — Ich fühlte, daß ich nicht vermochte, eine Widerlegung mit der nöthigen Ruhe und ohne Bitterkeit zu führen; ich schob daher die politische Frage ganz in den Hintergrund, und sprach lediglich gegen den Satz, den Gneisenau als Resultat abgeleitet hatte, nämlich:

> wir müssen aus dieser *activen* Kriegführung in eine passive übergehen. Die große Armee mag endlich auch einmal etwas thun.

Solche Worte klingen am Abend vor einer Schlacht nicht angenehm, und ich hatte vollauf zu thun, das Unvermeidliche einer Schlacht nachzuweisen, wir mochten uns activ oder passiv benehmen.

Man hatte Gneisenau die Vorstellung aufdrängen wollen, Napoleon werde uns nicht angreifen, sondern ruhig abziehen, wenn er uns in der starken Stellung von Laon finde. Greife er uns jedoch an, so sei dies ein unfehlbarer Beweis seiner

großen Uebermacht, und dann empfehle die Klugheit, ſich in keine Schlacht einzulaſſen, ſondern unter dem Schutz unſerer überlegenen Cavallerie das Gefecht geſchickt abzubrechen. Auf ſolche Crocodillen-Schlüſſe blieb mir nur die Erwiederung, daß ich hoffe: daß, wenn uns Napoleon angreife, wir nach alter Gewohnheit, wie in den Schlachten an der Katzbach, Leipzig und La Rothière ihm zu rechter Zeit entgegen gehen würden, damit der bei Groß-Beeren, Dennewitz, Leipzig und der Eroberung der Niederlande wohl erworbene Ruhm der Nord-Armee nicht durch das Commando der ſchleſiſchen Armee auf's Spiel geſetzt werde.

Hiermit mußte ich mich begnügen; ich dachte: kommt Zeit, kommt Rath. Meine Gegner gewannen indeß immer mehr Feld, und leider mußte ich bemerken, daß mein Verhältniß zum General von Gneiſenau ſich täglich mehr verſchob.

Statt der ſonſt offnen und vertraulichen Berathungen wurden meine Anträge einſilbig und kalt, als nicht zu den politiſchen Verhältniſſen paſſend, zurückgewieſen, und ich fühlte mich nicht frei von Bitterkeit, da ein fremder Einfluß dem Mann eine ganz ſchiefe Richtung gegeben hatte, der durch ſeine Stellung zum Feldmarſchall Blücher und das Vertrauen, welches deſſen großer Kriegsruhm den Souverainen und allen Alliirten eingeflößt hatte, einen ſo bedeutenden Einfluß auf die Beendigung des zweijährigen Kampfes übte, der nichts anderes mehr erforderte, als eine kurze Fortſetzung der Anſtrengungen, welche dem großartigen Charakter Gneiſenau's ſo ganz entſprachen. Wenn ich in meinem Herzen tief verwundet und niedergedrückt war, ſo trachtete ich um ſo mehr dahin, in meinen Dienſtpflichten unverändert zu bleiben.

Am 5. März kam feindliche Kavallerie bis vor Corbeny, ohne daß dem Feldmarſchall etwas gemeldet war. Am 6ten März als vom General Winzingerode der Anmarſch Napoleons gemeldet wurde, und der Befehl zur Verſammlung der Corps

auf dem Plateau zwiſchen der Aisne und Lette gegeben war, begab ſich der Feldmarſchall mit ſeinem Gefolge gegen den linken Flügel. Ich ritt ſchnell voraus. Als ich bei Craonne eintraf, war das Tirailleur-Feuer der aus 2 Bataillons beſtehenden Arriergarde gerade in dieſem Ort. Das Corps von Winzingerode war eine Stunde rückwärts auf dem Plateau verſammelt. Dem ausdrücklichen Befehl entgegen war alſo die Arriergarde nicht am Uebergang bei Berry, das Corps nicht bei Craonne aufgeſtellt, wo ſich für ein Corps eine außerordentlich ſtarke Stellung befand, vor der Fronte eine bedeutende Ebene lag, gerade, was wir bei der großen Ueberlegenheit an Cavallerie bedurften.

Das verlorene Craonne wieder zu nehmen, war ganz unmöglich, da die Arriergarde nur aus 2 Bataillons beſtand, und Winzingerode mit dem Corps viel zu weit entfernt war. — Ich benachrichtigte den Feldmarſchall durch einen ihm entgegengeſandten Offizier von dem Verluſt von Craonne und der ſtarken Stellung, welche Napoleon dadurch gegen uns gewonnen habe, als Folge des Ungehorſams des Generals von Winzingerode.

Ich ritt dem Feldmarſchall entgegen und hielt folgenden Vortrag: General Winzingerode, anſtatt ſich mit ſeinem Corps in der ganz unüberwindlichen Stellung bei Craonne aufzuſtellen, ſeine zahlreiche Cavallerie in der Ebene vor ſich, hat dieſe Ebene nebſt Craonne Napoleon überlaſſen, der nun auf dem Plateau eben ſo feſt etablirt iſt, als wir. Ihn in ſeiner gewonnenen feſten Stellung angreifen, würde ſehr viel Menſchen koſten und um ſo weniger rathſam ſein, als bei dieſem Angriff keine Uebermacht helfen kann, da der Angreifende nicht mehr Menſchen in's Gefecht zu bringen vermag, als der ſich Vertheidigende.

Da nun Napoleon ohne alle Frage ſelbſt zum Angriff übergehen wird, indem ihn die Zeit drängt, uns aber nicht,

ſo würde ſein Angriff abzuwarten ſein. Dann aber muß der größte Theil unſerer nahe an 20,000 Mann ſtarken Cavallerie, die wir auf dem Plateau nicht brauchen können, davon weggezogen werden, und da wir auf dem Plateau Stellung hinter Stellung finden, in denen nicht mehr als 10,000 Mann entwickelt werden können, und die Beſetzung von zwei hinter einander liegenden Stellungen mit einer Reſerve von 20,000 Mann hinreicht, den Napoleon'ſchen Kräften ohne Gefahr zu widerſtehen, ſo ſchlage ich vor:

1) die Corps, welche im Marſch ſind, ſofort anzuweiſen, daß ſie auf dem Plateau halten und bivouakiren, wo ſie gefunden werden,
2) daß ein Cavallerie-Corps von 10,000 Pferden mit 40 Geſchützen reitender Artillerie gebildet wird, welches ſofort links abmarſchirt, über die Lette geht, und ſich auf Corbeny dirigirt, von wo es Napoleon bei Tages-Anbruch in den Rücken fällt*).
3) Das Corps von Bülow ſogleich nach Laon, zu deſſen Beſetzung abmarſchiren zu laſſen,
4) York und Kleiſt mit Tagesanbruch marſchfertig, und
5) die Corps von Winzingerode, von Sacken und von York zur Vertheidigung des Plateau's aufgeſtellt zu laſſen**).

Die Genehmigung meines Vorſchlags erfolgte auf der Stelle. Winzingerode, der gegen den Feldmarſchall einige nichtsſagende Ausflüchte vorbrachte, und in ſeinen Aeußerungen ſich ſehr bereitwillig zeigte, Napoleon zu vernichten, bewirkte dadurch, daß ihm der Feldmarſchall das Commando der 10,000 zur Umgehung beſtimmten Pferde übertrug. — Ich erſchrack nicht wenig,

*) Dieſer Vorſchlag wurde gemacht um 5 Uhr Nachmittag. Um 6 Uhr wurde es dunkel. Die zurückzulegende Entfernung betrug in Raum 4 Stunden, und es war in Zeit dazu gegeben 12 Stunden.

**) Dieſe 3 Corps hatten eine Geſammtſtärke von circa 70,000 Mann.

als ich dieſe Ernennung hörte, und zweifelte keinen Augenblick, daß die Sache verunglücken würde. —

Mir hatte es als das einfachſte, natürlichſte geſchienen, daß der Feldmarſchall mit dieſen 10,000 Pferden in eigener Perſon über die Lette ging, ihren Marſch auf Corbeny förderte, dann York und Kleiſt an das rechte Ufer der Lette auf einen ſolchen Punkt zog, von welchem man dem vorrückenden Napoleon in die rechte Flanke, und wenn er ſich nicht daran kehrte, in den Rücken ging.

Was wäre aus Napoleon geworden, wenn er bei Bray im Gefecht mit Sacken verwickelt, durch York und Kleiſt über Ailles oder Vaucler umgangen, und durch das Cavallerie-Corps mit Artillerie unterſtützt, genöthigt wurde, nach 3 Seiten Fronte zu machen, ohne einen andern Rückzug zu behalten, als die unwegſamen Thäler vom Plateau bis zur Aisne. An der brückenloſen Aisne und dem beſetzten Soiſſons mußte ein ſolcher Rückzug immer mit einer völligen Niederlage enden.

Die Umgehung durch das Cavallerie-Corps wurde durch die Schuld des Generals von Winzingerode nicht ausgeführt. Dem Feldmarſchall blieb nichts übrig, als dies den General von Sacken wiſſen zu laſſen, und ihm den Rückzug auf Laon zu befehlen.

Zu ſpät kam aber dieſer Befehl auf dem Plateau an. Ein äußerſt blutiger Kampf hatte begonnen.

Sacken zog ſich ſeiner Inſtruction gemäß von einer Stellung zur andern bis nach Froidemont. — Napoleons Heftigkeit in der Verfolgung, bei der er jedoch Sacken nichts anhaben konnte, zeigte, was für Reſultate wir gehabt haben würden, wenn Winzingerode ſeinem Auftrag gemäß gehandelt hätte.

In einer großen Verſtimmung kamen die ruſſiſchen Corps bei Laon an. Der Verluſt an Todten und Bleſſirten der Corps von Sacken und Winzingerode war bedeutend, unverhältnißmäßig groß aber an höheren Offizieren.

Die ruſſiſchen Generale ſahen dieſes Gefecht als ganz unnütz, und die Gebliebenen als völlig zwecklos geopfert, an.

Sie ſprachen den Feldmarſchall nicht frei, obgleich der Fehler von einem der Ihrigen begangen war. — Der Feldmarſchall hätte wiſſen müſſen, daß der bequeme und ungehorſame Winzingerode nicht zu einem ſolchen Commando geeignet war.

Wenn der Ausfall des Tages auch nicht in dem Sinne der Bülow'ſchen Umgebung ſein mochte, ſo hatte der Zufall gewollt, daß in ihrem Sinn die preußiſchen Truppen dabei gar keinen Verluſt erlitten.

General Gneiſenau fühlte indeß anders, und äußerte ſich im Allgemeinen gegen mich. — Ich hatte eine Unterredung mit dem General von Bülow, nach welcher ich ſchließen mußte, daß die Anſichten des Schonens der preußiſchen Truppen nicht von ihm ausgingen, und daß er an der Bearbeitung des Generals von Gneiſenau keinen Theil hatte. Die ruſſiſchen Generale von Sacken, Graf Woronzof, Waſiltſchikof und Andre ſprachen mit gewohnter Offenheit, wodurch ich überſah, daß die Anſichten von dem „aus dem Gefecht halten" der preußiſchen Truppen, ihnen fremd und unbekannt waren. Ich ſuchte zu beruhigen, zu beſänftigen, und indem ich es völlig abläugnete, daß irgend eine Veränderung in den Grundſätzen der ſchleſiſchen Armee-Führung eingetreten wäre, verwies ich auf die Schlacht, welche uns bevorſtand und hoffentlich den Krieg beendigen werde.

Der General von Gneiſenau war von ſeinen alten Freunden dergeſtalt belagert, daß es mir ſehr ſchwer wurde, ihn allein zu ſehen, was er wahrſcheinlich auch vermeiden wollte, da er meine Abneigung gegen die politiſchen Grundſätze dieſer Freunde kannte. Bis dahin hatte meine Geſundheit den großen Anſtrengungen getrotzt, mit denen meine Geſchäfte unvermeidlich verbunden waren. An die Unterbrechung des Schlafs war ich gewöhnt, denn ſelten verging eine Nacht, in der ich

nicht mehrere Male geweckt worden wäre; meine natürliche Heiterkeit erhob mich über die gewöhnlichen kleinen Verdrießlichkeiten. Der Aerger seit der Ankunft in Soissons hatte aber dergestalt gewirkt, daß mich am 7ten Abends ein starkes Fieber befiel, was sich am 8ten fortsetzte. —

General Gneisenau wußte, daß ich bereits seit dem Abmarsch von Mery die Stellung von Laon sehr sorgfältig studirt und alle ihre Vortheile und Nachtheile reiflich erwogen hatte. Er selbst hatte sich mit diesem Gegenstande gar nicht beschäftigt, sondern verließ sich auf meine Studien bei der Besetzung der Stellung und der aus derselben zu ergreifenden Offensive. Daher brauchte er mich, und zwar um so nothwendiger, als sich in Laon kein höherer Offizier befand, der sich darauf vorbereitet hatte, aus der Stellung die möglichen Vortheile zu ziehen.

Aus Napoleons Bewegungen ließ sich schließen, daß er uns bei Laon angreifen würde.

Die Kosacken hatten einen Secretair Napoleons in der Gegend von Craonne eingefangen und nach Laon gebracht. Es war ein Deutscher, ein Hannoveraner, der bereits 1806 in's Geheim französische Aufträge an den preußischen General von Le Coq nach Hameln ausgerichtet hatte.

Besonnen in seinen Antworten, schien er es sich zur Aufgabe gestellt zu haben, Napoleons Macht und Hülfsmittel zu übertreiben, und jeden Einzelnen, der mit ihm sprach, mit affectirter deutscher Treuherzigkeit glauben zu machen, Napoleon sei mit 60—70,000 Mann zur Schlacht von Craonne marschirt, und habe zwei über Fismes kommende Marschälle mit circa 20,000 Mann hinter sich.

Ein treuherziger Deutscher, als Privat-Secretair Napoleons angestellt, war an sich ein Widerspruch. Zufällig war mir der Mann dem Namen nach als so verächtlich bekannt, daß

ich in seiner jetzigen Lage mich begnügen konnte, ihm bei solchen Aeußerungen in's Gesicht zu lachen.

Dieser Lumpenkerl wurde bei Gneisenau eingeführt, und statt daß er sonst vor ihm ausgespuckt haben würde, fanden seine Aussagen bei ihm Eingang, so daß er (wie ich es später erst erfuhr) an diese Stärke Napoleons glaubte.

Ich nahm am 8ten März alle meine Kräfte zusammen, und nachdem die Aufstellung der Armee hinter der Höhe von Laon geordnet war, ging ich in einen langen Vortrag über die Details unserer Stellung und die zu ergreifenden Maaßregeln ein. Gneisenau stimmte bei, und legte einen Werth darauf, daß meine Gesundheit mir verstatten möge, die auf den folgenden Tag vorauszusehende Schlacht mitzumachen. Mein Fieber hatte am andern Morgen so weit nachgelassen, daß ich bis zum Abend, wo es heftig wiederkehrte, meinen Dienst versehen konnte.

Die Schlacht von Laon, so wie die Fehler Napoleons, und wie sie von unserer Seite benutzt wurden, sind durch mein Werk „zur Kriegsgeschichte" bekannt.

Ich bemerke nur, was hierher gehört, daß ich von dem Augenblick an, wo der Nebel sich verzog, mit meinem Fernrohr an eine alte Mauer des ruinirten Schlosses von Laon gelehnt, die 3 Zugänge beobachtete, welche Napoleon zum Marsch auf Laon zu Gebot standen.

Daß er unsern rechten Flügel angreifen oder umgehen würde, hatte ich als das Allerunwahrscheinlichste betrachtet, weil dort unsre Stellung die größte Stärke hatte. — Höchst erwünscht mußte es für uns sein, wenn das offensive Gefecht auf der Straße zwischen Laon und Rheims Statt haben konnte, weil in dieser Richtung der General Graf St. Priest in den nächsten Tagen mit 16,000 Mann ankommen mußte, oder bereits angekommen war.

Der Berg und die Stadt Laon war mit 17,000 Mann besetzt, und diese Besatzung reichte vollständig hin, um den überlegensten Gegner so lange an ihrer Wegnahme zu hindern, bis seine Angriffe in die Flanken und Rücken genommen waren.

90,000 Mann standen hinter dem Berge verdeckt, um die Vertheidigung des Berges so lange zu unterstützen, bis der Angreifer mürbe geworden war, wodann man ihn durch eine kräftige Offensive und bedeutende Uebermacht erdrücken konnte.

Das war die allgemeine durch die Localität gebotene Disposition. Nun traten aber besondere Umstände ein.

Die Garnison von Soissons hatte den Befehl, sich über La Fère an die Armee bei Laon heranzuziehen, und man konnte annehmen, daß sie am 9ten Mittag auf der Chaussee von La Fère nach Laon eintreffen werde. Dies bedingte eine Aufstellung, welche bis zum 9ten Mittag den vorgeschriebenen Marsch der Garnison von Soissons sicherte. Hiernach wurde das Corps von Winzingerode am 8ten vorwärts und zugleich parallel der Chaussee von La Fère, das Dorf Classy vor sich besetzt, aufgestellt.

Nachdem am 9ten um 10 Uhr Morgens, viel früher als erwartet, der General Rudczewitsch mit der Garnison von Soissons hinter Laon eingetroffen war, hörte der Grund auf, das Corps von Winzingerode in seiner vorgeschobenen Stellung zu belassen, und dieses Corps würde die Ordre erhalten haben, sich in die verdeckte Stellung hinter den Berg zu ziehen, wenn nicht ein ganz neu eingetretener Umstand etwas anderes vorgeschrieben hätte.

Der feindliche linke Flügel auf der Chaussee von Soissons wurde, nachdem der Nebel gefallen war, von uns so schwach erkannt, daß mit Bestimmtheit angenommen werden mußte, mit dieser geringen Truppenzahl kann Napoleon unmöglich einen Angriff auf die starke Stellung von Laon wagen.

Nun wußten wir zwar (gegen Mittag), daß sich eine feindliche Colonne auf der Chaussee von Rheims im Marsch auf Laon befand, jedoch konnte vernünftiger Weise nicht angenommen werden, daß zwei auf eine so große Entfernung getrennte Flügel ohne ein Centrum zu einem ernsten Angriff schreiten würden.

Meine Vermuthung ging daher dahin: daß entweder noch ein Centrum über Bruyères erscheinen werde, oder aber Napoleon sich mit Marmont zu vereinigen beabsichtigte, es sei dadurch, daß er sich rechts oder daß Marmont sich links schob. —

Im ersten Fall war das Corps von Winzingerode bei der Hand, um (mit seinem linken Flügel am Pivot Laon) Napoleon festzuhalten, oder ihm bei den Uebergängen über den Ardon-Bach, Chivy und Leully, Niederlagen beizubringen, und später bei der allgemeinen Schlacht mitzuwirken.

Ich machte den Vorschlag, den rechten Flügel noch dadurch zu verlängern, daß der ausgezeichnete General Wasiltschikof den Auftrag erhalte, mit seiner Cavallerie und zahlreicher reitender Artillerie durch Clacy um den feindlichen linken Flügel herumzugehen.

Durch diese Maaßregel blieb das Corps von Winzingerode ungeschwächt in seiner Stellung, und General Wasiltschikof unabhängig in seiner Bewegung.

Ließ Napoleon sich eine solche Umgehung gefallen, so konnte man annehmen, daß er die Absicht habe, sich rechts, Marmont entgegen kommend, zu schieben.

Jede andere Offensive der schlesischen Armee mußte ausgesetzt bleiben, bis die Absicht Napoleon's aufgeklärt war. — Mein Vorschlag wurde genehmigt. Noch ehe Wasiltschikof bis Mons-en-Laonnais gekommen war, rückten feindliche Abtheilungen auf Ardon vor und setzten sich darin fest.

Wir blieben in der Defenſive, bis man mittelſt Fernröhren erkannte, daß Napoleon eine Flanke gegen Waſiltſchikof bildete und eine Kanonade mit ihm annahm.

Dies war der Augenblick der definitiven Dispoſition zur Schlacht. General Bülow erhielt den Befehl zur kräftigſten Offenſive über Ardon und zur Trennung des feindlichen linken Flügels unter Napoleon, von ſeinem rechten Flügel unter Marmont, wobei dem General von Bülow der Gebrauch ſeiner Reſerve-Cavallerie auf der Ebene zwiſchen Leully und Bruyères zu Statten kam.

Dieſer Befehl hatte bei der Ausführung den vollkommenſten Erfolg und bewies dadurch, daß der Feind ſich auf Leully zurückzog: Napoleon habe nicht die Abſicht, Marmont entgegen zu gehen.

Jetzt kam es darauf an, den Marſchall Marmont mit allen disponiblen Kräften anzufallen und ihn zu vernichten.

Der Berg von Laon, mit ſeiner Beſetzung von 17,000 Mann, wurde bei dieſer Bewegung als eine ſich ſelbſt zu überlaſſende Feſtung angeſehen und alle übrigen Truppen blieben zum Schlag gegen Marmont disponibel.

Es fragte ſich jedoch: wo wird Marmont zu faſſen ſein?

Der Wind kam aus Weſten, Marmont mußte (bei Fetieur angekommen) Napoleon's Kanonenfeuer gehört haben und es erſchien daher wahrſcheinlich, daß er von Fetieur über Parfondry auf Bruyères marſchirt war. Dann konnte er beim Dunkelwerden zwiſchen Bruyères und Leully angekommen ſein und der Schlag gegen ihn mußte in dieſem Terrain-Abſchnitt ausgeführt werden.

Daß der Angriff von den Corps von York und Kleiſt ausgeführt und von Sacken und Langeron unterſtützt werden ſollte, ſtand feſt, und die Befehle, ſich dazu in Bereitſchaft zu ſetzen, wurden gegeben. Wo Marmont anzugreifen ſei, mußte erſt noch ermittelt werden, und der Feldmarſchall ſendete mich zu

dieſem Zweck auf den linken Flügel. Als ich bei Chauſous angekommen war, fand ich zwei 12pfder Batterien des Corps von Kleiſt aufgefahren, und die Kanonade begann ſo eben mit den bei Athis aufgefahrenen Batterien von Marmont.

Es blieb mir kein Zweifel, daß ſich dieſes ganze feindliche Corps an der Chauſſee von Rheims befand, obgleich es nicht höher als 20,000 Mann geſchätzt werden konnte.

Dieſes Vorrücken auf der Chauſſee, war für die beſtehende Dispoſition das erwünſchteſte, was geſchehen konnte, denn es bedurfte nichts weiter, als mit einer größeren Fronte gerade auf den ganz iſolirten Marſchall Marmont loszugehen.

Der Feldmarſchall und der General Gneiſenau hatten von ihrem Beobachtungspunkt am ruinirten Schloß von Laon durch die Kanonade bei Athis erkannt, daß Marmont ſich auf der Chauſſee befand und nicht von derſelben gegen Bruyères abgebogen war. Ich begegnete daher bereits dem General Graf Golz, der die Ordre zum Angriff an die Generale von York und Kleiſt, ſo wie den Befehl, als Unterſtützung vorzurücken, an die Generale Langeron und Sacken brachte.

Das Kanonen-Feuer an der Chauſſee von Rheims war auf der Höhe von Laon zwar geſehen aber kaum gehört worden. Es war alſo wahrſcheinlich, daß Napoleon, der nicht dahin ſehen konnte, gar nichts davon erfahren hatte.

Als die Dunkelheit einbrach, verließ der Feldmarſchall ſeinen Beobachtungspunkt. Sein Unwohlſein nöthigte ihn, ſich niederzulegen, allein nie iſt ein Feldherr wohl ſeines Sieges ſicherer geweſen, nachdem er den Befehl zum Angriff abgeſendet hatte.

Marmont war in's Garn gelaufen, ob auf Befehl ſeines Kaiſers oder aus eigener Unvorſichtigkeit, das iſt bisher noch nicht ganz klar geworden.

Die Leitung dieſer Defenſiv-Schlacht von Seiten des Feldmarſchalls iſt ſehr einfach, und ebenſo der Angriff von der andern Seite.

Napoleon konnte aus ſeiner Stellung mit dem rechten Flügel an Leully mit dem linken hinter Clacy, mit beiden Flügeln an den Ardon-Bach angelehnt, unmöglich zu einem ernſtlichen Angriff des Berges von Laon übergehen, ſo lange das Corps von Winzingerode mit 25,000 Mann hinter Clacy ſtand.

Seine Angriffe ſind alſo lediglich als Verſuche anzuſehen, um die feſte Haltung des Feldmarſchalls und des ruſſiſchen Führers hinter Clacy zu prüfen.

Wenn man jedoch den Schlachtbericht durchgeht, der 29 Jahr ſpäter, 1843, in der Geſchichte des Feldzuges von 1814 erſchienen iſt, ſo erhält man das Bild einer mit abwechſelnden Vortheilen geführten und bis zum Schluß in ihren Reſultaten völlig ungewiſſen Schlacht. Die Veranlaſſung zu dieſem Eindruck wird vorzüglich dadurch gegeben, daß die partiellen Gefechte, die wichtigen, wie die unwichtigen, mit einer gleichen Feierlichkeit vorgetragen werden. Hierzu kommen noch Unrichtigkeiten.

Seite 87 heißt es, daß der Feldmarſchall ſich wegen ſeines Unwohlſeins vom Kampfplatz zurückgezogen habe (um die Mittagsſtunde).

Dies iſt unrichtig. Nachdem ich vom linken Flügel, als es dunkel zu werden anfing, auf den Punkt zurückkam, auf welchem der Feldmarſchall ſich vom Morgen an befunden hatte, fand ich ihn noch auf derſelben Stelle, und erſt, nachdem alle Befehle für dieſen Tag gegeben waren, führten wir ihn in ſeine Wohnung. Auf derſelben Seite iſt geſagt:

> daß an dieſem Tage ganz andere Reſultate gegen den feindlichen linken Flügel erkämpft ſein würden, wenn

es dem Feldmarschall möglich gewesen wäre, sich an die Spitze zu setzen.

Das ist eine harte Beschuldigung gegen die Führer, die sie um so weniger verdienen, als das Gegentheil erwiesen werden kann, nämlich: daß alle wichtigen Befehle des Feldmarschalls an diesem Tage so vortrefflich ausgeführt worden sind, als er sie in eigener Person hätte ausführen können.

Der Verfasser dieses Berichts erwähnt der Ankunft der Garnison von Soissons über La Fère bei Laon gar nicht*); er scheint auch die Veranlassung zur Aufstellung des Corps von Winzingerode hinter Clacy gar nicht zu kennen, weder in Beziehung auf die Deckung des Marsches der Garnison von Soissons, noch in Beziehung darauf, daß Napoleon in seiner eingeklemmten Umarmung durch den Ardon-Bach festgehalten werden sollte. Daher kann man auch dem Verfasser zu Gute halten, wenn er Seite 88 sich darüber ereifert, daß die Offensiv-Bewegungen der Alliirten keinen Erfolg gehabt hätten, während der Feldmarschall es für einen befriedigenden Erfolg hielt, daß Napoleon seine eingeklammerte Stellung nicht verlassen konnte.

Nach Mitternacht traf ein Offizier vom Generalstabe von Fetieur in Laon ein, um, vom General von York gesandt, mündlich Bericht über das Gefecht abzustatten, in dessen Folge Marmont völlig auseinander gesprengt war; seine Artillerie

*) Er hat aus dem Schlachtbericht von Wagner fälschlich nachgeschrieben, daß diese Garnison am 7ten Abends bei Chevrigny eingetroffen sei, was nach Raum und Zeit ganz unmöglich war. Der General Graf Langeron sagt in seinem Bericht: **Le général Rudczewitsch encloua toutes les pièces trouvées a Soissons, et brûla les affûts. Le manque total de chariots le força de laisser ses blessés, qui furent pris, et soignés par les ennemis. Il marcha par Coucy, St. Gobin et Charmes (Faubourg de la Fère) et vint me rejoindre près de Laon le 9 Mars à 10 heures du matin.**

(über 50 Geschütze) verloren hatte, und gegen Berry-au-Bac floh.

York war in der Verfolgung geblieben, um dem Gegner keine Zeit zur Zerstörung der Brücke von Berry zu lassen.

General von Gneisenau sendete mir diesen Offizier zu, der (vor meinem Bett) alle meine Fragen gründlich beantwortete, so daß ich die Disposition für den 10ten entwerfen konnte.

Ich hatte als Basis dazu angenommen: Napoleon ist nun, nachdem seine Marschälle so total geschlagen sind, nicht mehr im Stande, die beinah dreifach starke schlesische Armee, und obenein in einer so starken Stellung, als die von Laon ist, anzugreifen. — Er hat dadurch, daß wir Bruyères besetzt und ihn sorgfältig von seinen Marschällen getrennt haben, nur auf Umwegen Communication mit ihnen.

Hätte er auch das Kanonenfeuer bis zum Einbruch der Nacht (auf der Chaussee von Laon nach Rheims) gehört, so mußte ihm das Nachtgefecht (wobei kein Kanonenfeuer Statt hatte) unbekannt geblieben sein, und so ist es möglich, daß er erst nach Tages-Anbruch Nachricht von der Niederlage seiner Marschälle erhält, folglich nicht abgezogen ist.

Da ihm bei der Verfolgung auf der Chaussee nach Soissons nichts anzuhaben sein würde, so müssen wir:

1) York und Kleist die Reste der geschlagenen Marschälle verfolgen lassen und nebenbei folgende Zwecke ausführen:
   a. die Zerstörung der Brücke bei Berry-au-Bac verhindern,
   b. die Vereinigung mit dem General Graf St. Priest bewirken.
2) Was dann noch bei Laon bleibt, ist in 2 Theile zu theilen, wovon der eine, Winzingerode und Bülow, in der Stellung von Laon stehen bleibt, bis es sich ausweist, ob

Napoleon abgezogen ist, in welchem Fall sie ihm folgen, und ihn zu stehendem Gefechte nöthigen; der andere Theil aber

3) Sacken und Langeron, parallel der Rückzugs-Straße Napoleons, gegen Chevrigny an der Lette marschiren, um jeden Augenblick rechts gegen ihn einschwenken zu können, wenn er abzieht, oder ihm auf dem Plateau zwischen Lette und Aisne zuvorzukommen, wenn er sich zu lange aufhält. —

Wenn nach dieser Disposition Alles zur Ausführung kommt, so ist die Armee in 3 Theile zerlegt, wovon York und Kleist circa 25,000 Mann, die beiden andern jeder circa 35,000 Mann stark sind, d. h. eben so stark, als Napoleon nach seinem Verlust bei Craonne *).

Da ich nicht mein Bett verlassen konnte, ohne mich allen Folgen einer gestörten Transpiration auszusetzen, so sendete ich meinen Adjutanten von Gerlach mit der schriftlichen Disposition und den mündlichen Erläuterungen zum General von Gneisenau, um ihm alles gründlich vorzutragen. —

Der Lieutenant von Gerlach berichtete bei seiner Zurückkunft, daß der General von Gneisenau so wie der Feldmarschall mit Allem vollkommen einverstanden, die Disposition ungeändert angenommen hatten, wie es die Unterschrift des Feldmarschalls bezeugte.

Ich fertigte hierauf die Befehle aus und erhielt mit Tages-Anbruch die Nachricht: daß alle Corps bereits im Marsch zu ihrer Bestimmung wären.

Mit großer Beruhigung und in der Ueberzeugung, daß der angebrochene Tag uns große Resultate bringen würde, begab ich mich zum Feldmarschall, der ein großes Vorzimmer

*) Hier sind die 14 bis 16,000 Mann unter dem General Grafen St. Priest, welche dem 12ten März mit York und Kleist vereinigt sein konnten, nicht mitgerechnet.

hatte, das ganz mit Offizieren angefüllt war. — Ich bemerkte darunter viele russische Generale, welche gekommen waren, um zum Erfolg des gestrigen Tages Glück zu wünschen, auch Neugierige, Kritiker und die Klasser, welche sich bei jedem Hauptquartier einfinden, wenn sie von großen Begebenheiten erschreckt werden.

Als ich mich durchdrängte, bemerkte ich den General von Gneisenau am Fenster in einer Unterredung mit einem alten Freunde. Ich trat heran, mich wieder gesund zu melden; der General von Gneisenau rief mir entgegen: „es ist gut, daß Sie kommen, — die Disposition muß sogleich abgeändert werden." — Ich trat näher, da ich glaubte, es seien wichtige Nachrichten vom Feinde eingegangen. „Die von Ihnen entworfene Disposition ist zu kühn, und könnte uns in's Verderben bringen."

„Alle 4 Corps, welche im Marsch sind, müssen auf der Stelle zurückgerufen werden. — Napoleon greift uns um 10 Uhr an, Bülow und Winzingerode können ihm allein nicht widerstehen, es bedarf dazu der ganzen Kräfte von Sacken und Langeron."

Der Eindruck ist schwer zu beschreiben, den diese schwache Aeußerung aus dem Munde eines von mir so hoch geachteten Mannes auf mich machte!

Nachdem ich mit den sanftesten Worten darzustellen suchte, daß uns nichts Glücklicheres begegnen könnte, als wenn Napoleon uns angreife, und Sacken und Langeron ihn in Flanke und Rücken nähmen, und als Gneisenau auf nichts eingehen wollte, ersuchte ich ihn, aus dem Tumult des Vorzimmers in ein anderes Zimmer zu kommen, wo wir allein wären und ich ihm ruhig alle Verhältnisse auseinander setzen könnte; — er entgegnete mir: „es sei keine Zeit zu verlieren, überdies sei der Feldmarschall krank, und er als sein Stellvertreter könne

eine ſolche Gefahr, in welche ich die Armee verſetzt hätte, nicht auf ſich nehmen."

Ich fragte: ob bereits Meldungen eingegangen wären, daß Napoleon ſich noch in ſeiner Stellung befinde?

Niemand konnte darüber Gewißheit geben, und ſo ſtellte ich die Nothwendigkeit vor, erſt zu erforſchen, ob unſer Gegner nicht bereits in vollem Abzuge ſei. Ich ſah, daß dieſe öffentlichen Verhandlungen zwiſchen uns zu nichts führen konnten, ja daß man bereits in der Verſammlung auf unſre Discuſſion aufmerkſam wurde, und da meine Pferde vor dem Hauſe ſtanden, ſo erbot ich mich, auf eine Höhe vor der Stadt zu reiten, auf welcher eine Windmühle ſtand, und von welcher man die Dörfer überſehen konnte, zwiſchen welchen Napoleon ſich am vergangenen Tage gezeigt hatte.

Dies wurde bewilligt.

Der fremde Einfluß, der ſich hier auf eine ſo unbegreifliche Weiſe äußerte, machte mich beſorgt, daß man meine Abweſenheit benutzen könnte, um durch meine, an die Ausfertigungen gewöhnten Offiziere, die beabſichtigte Contre-Ordre ausfertigen zu laſſen. Ich nahm daher alle meine Adjutanten mit.

An der Windmühle, bei welcher ich mein Fernrohr aufſtellte, traf ich mit dem General Graf Woronzow zuſammen, deſſen Vorpoſten ihm gemeldet hatten, daß der Feind ihnen noch gegenüber ſtehe, wie am geſtrigen Abend. —

Woronzow war ungewiß, ob dies nicht ein Rideau ſei, um den Abmarſch zu maskiren, was übrigens bei Napoleons verdeckter Aufſtellung leicht war. — Zu ſehen war zu dieſer Zeit (es mochte 8 Uhr ſein) durchaus nichts, weder Bivouakfeuer noch Truppen-Maſſen.

Ich ließ dies dem General Gneiſenau melden und verzögerte meine Zurückkunft in der Hoffnung, daß ſich bald etwas Beſtimmteres angeben laſſen würde.

Bei ruhiger Ueberlegung, und nochmaliger Prüfung aller Verhältniſſe, konnte ich den Vorwurf, der meiner Dispoſition gemacht wurde, in keiner Art begründet finden; die dem General Gneiſenau aufgedrungenen Ideen konnten nur aus dem politiſchen Grundſatz des Schonens der preußiſchen Truppen entſtanden ſein, ſo übel er auch hier, wo es darauf ankam, die Früchte einer gewonnenen Schlacht zu ernten, angebracht ſein mochte*).

Die Art, wie der General von Gneiſenau mich bei dieſer Gelegenheit, nach einem ſo alten und feſtbegründeten Freundſchafts-Verhältniß abermals behandelte, und gegen neue egoiſtiſche Rathgeber zurückſetzte, hatte mich tief empört, indeß ich gewann es über mich, Alles zu unterdrücken, denn ich ſah wohl ein, wohin eine Uneinigkeit im Hauptquartier der ſchleſiſchen Armee, wenn ſie öffentlich wurde, führen, und welchen Schaden ſie der guten Sache bringen mußte.

Nur das ſtand bei mir feſt, daß ich meine Hand nicht zu Intriguen, nicht zur Contre-Ordre brauchen laſſen wollte.

Bald nach 8 Uhr kam der Chef des Generalſtabes vom Corps von Kleiſt, Oberſt von Grolmann, an die Windmühle, wo er den Feldmarſchall ſuchte, dem er eine Meldung vom General von York zu machen hatte. „Weshalb läßt man uns halten?“ fragte er. Hier erfuhr ich denn, daß gleich nach meiner Entfernung aus dem Unglücks-Vorzimmer der Befehl an alle marſchirende Corps abgeſendet war, da, wo die Ordre ſie treffe, zu halten. Der ꝛc. von Grolmann ſah dies, ſo wie ich, als ein Unglück an. — Ich wußte, daß General Gneiſenau viel Werth auf Grolmann's Meinung legte und forderte ihn daher auf, ſich gegen ihn zu erklären und den Befehl zur Fortſetzung des Marſches herbeizuführen.

*) Ich habe ſpäter erfahren, daß meine Gegner dem General Gneiſenau geſagt haben: ich ſei krank, und dieſe kühne Dispoſition trage alle Spuren eines Fieberanfalls.

Er ritt nach Laon, konnte aber keine Abänderung bewirken*). Es zeigten sich einige Patrouillen des Feindes. Nach 9 Uhr kam der General von Sacken an die Windmühle, entrüstet, wie ich ihn noch nie gesehen hatte:

Sie wissen, Herr General, so redete er mich feierlich an, wie ich bisher aus innerer Ueberzeugung alles respectirt habe, was von dem Feldmarschall ausging, allein seit 4 Tagen vermisse ich ganz den Geist, der hier sonst leitend war!

Weshalb ändert man die Disposition ab, welche uns dahin geführt hätte, Napoleon den Todesstoß zu geben.

Ich entgegnete: der Marsch sei ja nur aufgeschoben, — worauf ich erfuhr, daß durch eine zweite Ordre der Rückmarsch aller 4 Corps angeordnet worden sei.

So war denn also damit die Gelegenheit vorüber und verloren gegangen, die eingeklemmte Armee Napoleons, wenn nicht gänzlich zu vernichten, doch bei seinem Rückzug mindestens seine ganze Artillerie in unsere Gewalt zu bekommen.

Napoleon entkam und das Mißvergnügen in der verbündeten Armee wurde allgemein, um so mehr, als der Graf St. Priest wenige Tage darauf eine Niederlage von derselben französischen Armee erlitt, welche nicht ungestraft hätte aus den Defiléen von Etouvelles und Chivy zurückkommen sollen.

Ich hatte mich über das, was vorging, gegen niemand geäußert, auch meine Ansicht darüber durch kein Wort verrathen, indeß wurde das gestörte Vernehmen zwischen General Gneisenau und mir bald bemerkt, und die Veranlassung dazu errathen.

---

*) Grolmann hat, wie ich später erfahren habe, in den General von Gneisenau gedrungen, wenn er die Corps von Sacken und Langeron zurückrufen wolle, wenigstens die Corps von York und von Kleist auf dem Plateau zwischen Lette und Aisne fort marschiren zu lassen, damit sie sich zwischen Soissons und Napoleon ihm vorlegen könnten. Auch dies wurde abgeschlagen.

Dem General von York war nicht entgangen, wie sich Alles im Hauptquartier verändert hatte, und entschlossen, nicht ein Spiel der Intriguen zu werden, verließ er unter dem Vorwand zerrütteter Gesundheit sein Corps.

Ein solcher öffentlicher Schritt konnte die nachtheiligsten Folgen hervorbringen, und es wurde daher alles aufgeboten, um den General von York zu bewegen, noch die kurze Zeit auszuhalten, die es bis zur Abschließung des Friedens dauern konnte. Der General von York gab nach.

Ich hatte denselben Entschluß des ruhigen Abwartens gefaßt, obwohl ich voraussah, daß es mit den Thaten der schlesischen Armee zu Ende war.

Am 11ten mußte marschirt werden, denn es fehlte an Fourage. Mein Vorschlag war auf einen Marsch gegen Rheims gerichtet, um uns mit General Graf St. Priest zu vereinigen, und dann auf Paris vorzurücken. Hier fand ich beim General Gneisenau den größten Widerstand.

Er verlangte Ruhe und Auseinanderlegung für die Armee, jedoch eine Ausbreitung rechts gegen La Fère, wodurch wir uns von der großen Armee entfernten. Ich stellte vor: daß diese Trennung von der großen Armee um so bedenklicher sei, als Alles, was sich jetzt rechts ausbreite, wieder links über Laon zurück müsse. Vergebens.

Endlich wurde ich aus den Aeußerungen des Generals von Gneisenau gewahr, daß die Quartiere für das Corps von Bülow schon vorläufig ohne mein Wissen jenseit der Aisne, in der fetten Gegend von Noyon (6 Meilen von Laon) verabredet waren.

Durch dieses für das Bülow'sche Corps gewählte Capua gingen 6 Tage rein verloren. Hätten wir uns, wie ich es wollte, nach Neufchatel und Rethel geschoben, so trafen wir am 12ten oder 13ten daselbst ein, konnten die Verbindung mit der großen Armee herstellen, St. Priest an uns ziehen, der

Armee 3 Tage Ruhe geben, und den 17ten in Rheims oder den 18ten in Châlons ſein, wo wir (nach der ganz unpaſſenden und verkehrten Dispoſition) erſt am 23ſten und 24ſten eintrafen.

Meine Widerlegungen und Mißbilligungen halfen zu nichts.

York und Kleiſt rückten nach Corbeny und Craonne und konnten (wegen des allgemeinen Rechtsſchiebens) die Brücke von Berry-au-Bac, welche eine Diviſion hätte decken ſollen, nur mit Vorpoſten beſetzen. — Nachdem St. Prieſt am 13ten geſchlagen war, mußten wir den Schimpf ertragen, daß Marmont vor unſern Augen die Brücke von Berry-au-Bac, nach Vertreibung unſerer Poſten, ſprengte.

Täglich mahnte ich an den Wiederaufbruch und die Beendigung der Ruhe, aber ein neuer, lächerlicher Grund zum Verweilen war aufgeſtellt. — Beim Corps von Bülow curſirten alle Klatſchgeſchichten aus dem Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden, und dieſer hatte nach ſeiner Ankunft in Lüttich allerdings viel lächerliches Zeug geſprochen, woraus ſich entnehmen ließ, daß er den Marſch über den Rhein mißbilligte, und ſich immer noch einbildete, die Franzoſen ſollten ihn (den Kronprinzen) an Napoleons Stelle auf den Thron Frankreichs berufen.

Man hatte Gneiſenau in den Kopf ſetzen wollen, der Kronprinz, beleidigt durch die Entziehung des Commando's der Corps von Bülow und Winzingerode, werde vorrücken, und uns mit ſeinen Schweden im Rücken angreifen, deshalb könne die Armee nicht vorrücken und den Centralpunkt Laon nicht verlaſſen. Dieß war doch etwas zu geſucht, als daß Gneiſenau in Folge meiner Gegenvorſtellungen es nicht hätte fallen laſſen ſollen.

Da wir nicht wußten, wo Napoleon ſeit der Affaire von Rheims geblieben war, und die Nachricht einging, daß er aus den Ardennen-Feſtungen Verſtärkungen nach Rethel beordert habe, ſo war es möglich, daß er, um die Scharte von Laon

auszuwetzen, alle disponiblen Truppen an ſich zog, und von Nethel her in unſre Flanke fiel, wo er uns auseinander gezogen fand, und aufrollen konnte.

So wenig ich an dieſe Bewegung glaubte, ſo diente ſie mir doch ganz gut, um am 15ten die Wiederzuſammenberufung der Armee durchzuſetzen.

Der Feldmarſchall war in dieſer Zeit, und bis zum Einrücken in Paris ſehr angegriffen. Doch konnte er ſich in gewohnter Art alle wichtigen Angelegenheiten vortragen laſſen und die Beſchlüſſe unterzeichnen.

Ein Wechſel im Commando wäre ſehr bedenklich geweſen; der Feldmarſchall wollte auch die Armee nicht verlaſſen, um, ſobald er ſich hergeſtellt fühlte, das Commando gleich wieder übernehmen zu können*).

---

*) Der ruſſiſche General Graf Langeron war der älteſte General nach dem Feldmarſchall und fürchtete ſehr das Commando übernehmen zu müſſen. Dies vermehrte ſich noch, als er ihn beſucht und abgeſtumpft gefunden hatte. Als er aus ſeinem Zimmer trat, ſagte er mir: **Au nom de Dieu, transportons ce cadavre avec nous.**

Nach dem oben erwähnten Schlachtbericht, der 1843 erſchien, iſt die Krankheit des Feldmarſchalls, Seite 127, ſo dargeſtellt, daß man auf eine, ihn unzurechnungsfähig machende Geiſtes-Abweſenheit ſchließen muß. Es iſt nicht zu läugnen, daß es damals eine Parthei gab, in deren Intereſſe es lag, dieſe Meinung zu verbreiten, — was ſie jedoch nicht öffentlich auszuſprechen wagte, da die Aerzte und näheren Umgebungen des Feldmarſchalls das Gegentheil beweiſen konnten. Beim Erſcheinen dieſes Werkes 1843 war der größte Theil dieſer Zeugen verſtorben. Der General-Lieutenant Graf Noſtitz als der erſte Adjutant des Fürſten Blücher belehrte den Verfaſſer, der ſich zu einer Berichtigung bereit erklärte, und ſie auch in Nr. 11 des Militair-Wochenblattes vom 16ten März 1844 einrücken ließ. Dieſe Berichtigung ſagt der Wahrheit gemäß: daß der Feldmarſchall die Operationen der ſchleſiſchen Armee aus ſeinem Zimmer in gewohnter Art leiten konnte, jedoch nicht eine Schlacht, bei welcher er überall zu ſein pflegte, wo der Kampf am heftigſten war, in gewohnter Art. — Ich ſetze hinzu, daß er die Operationen bis zur Schlacht von Paris wirklich geleitet hat, und ſich nicht zurückhalten ließ, dieſe Schlacht, einen grü-
Schirm vor den Augen, mitzumachen.

Beim Weitermarsch, und als wir die Aisne überschritten hatten, fand ich wieder die größten Schwierigkeiten. Der alte Freund war wieder da, und vermochte mündlich viel mehr als schriftlich.

Ich hatte in meiner Disposition angenommen, daß beim Marsch auf Paris, Soissons, in welchem sich höchstens 2500 bis 3000 Mann befinden konnten, nicht angegriffen, sondern am rechten Ufer der Aisne durch Kosacken, am linken Ufer durch 3000 Mann blokirt werde, welche sich auf der Chaussee von Paris verschanzen sollten.

General Gneisenau mißbilligte dies; er wollte es belagert und mit glühenden Kugeln beschossen haben.

Ich stellte diese Anstrengung als unnütz, und unsre Kräfte zersplitternd dar, da man alsdann 6000 Mann vor dem Nest lassen müsse.

Durch diesen Widerspruch von meiner Seite kam zu meiner Kenntniß, daß mit dem Corps von Bülow bereits Alles besprochen war, daß dieses Corps die Belagerungsmittel aus dem von ihm eroberten La Fère nehmen wolle, und dem aus Belgien mit 9000 Mann erwarteten General von Borstell die Belagerung übergeben werde, sobald er ankomme. — Wie soll es aber „bis dahin werden," fragte ich?

Bis dahin muß das Corps von Bülow die Belagerung führen, war die Antwort.

Mein Kopfschütteln, meine Bemerkung: „was wird der General von Bülow zu einem Auftrag sagen, der kaum für einen Brigade-Commandeur paßt?" alles half nichts, und das ganze Corps ging zu dieser glorreichen Bestimmung ab.

Ich hatte und habe noch heute die Ueberzeugung, daß diese Intrigue dem General von Bülow fremd war, aber ich würde es nicht begreifen, wenn Bülow nicht bemerkt haben sollte, daß diese Belagerung allen unterrichteten Offizieren der alliirten Armee als ein Vorwand erscheinen mußte, um andere

Zwecke zu verdecken. — Ein wohl unterrichteter höherer Offizier ſagte mir, als er die Dispoſition geleſen hatte:

„Nun kommt Borſtell nimmermehr an.“

Von dem Tage ab, als das Bülow'ſche Corps ſich von der ſchleſiſchen Armee los gemacht hatte, war der General Gneiſenau wieder der Vorige, ſtark und kräftig im Urtheil, energiſch im Handeln. Bis zum Frieden von Paris fand zwiſchen uns auch nicht die geringſte Meinungs-Verſchiedenheit mehr ſtatt. Ich vermied es, mit ihm über die Differenz-Punkte zu reden, obgleich er mir nicht allein Gelegenheit dazu gab, ſondern es auch zu wünſchen ſchien.

Von der Belagerung von Soiſſons hatte er durch ſeinen Freund Privat-Nachrichten, die er mir mittheilte, um mir einen hohen Begriff von der Wichtigkeit dieſer Operation zu geben. Ich antwortete nie darauf, und der Name Soiſſons, ſo wie das Corps von Bülow, wurde von mir bis zum Einrücken in Paris nicht ausgeſprochen*).

*) In Paris, nachdem der Feldmarſchall Blücher wegen ſeiner Augen-Uebel das Commando der ſchleſiſchen Armee niedergelegt hatte, und Sr. Majeſtät dem ruſſiſchen General Barcley den Oberbefehl über die Corps von York, von Kleiſt und von Bülow übertragen hatten, wozu auch die Corps: Kurprinz von Heſſen und Herzog von Gotha, (vor Luxemburg und Mainz) gehörten, legte der General Gneiſenau ſein Amt als Chef des Generalſtabes der ſchleſiſchen Armee nieder, und ich mußte mich auf Allerhöchſten Befehl als Chef des Generalſtabes der preußiſchen und deutſchen Armee-Corps in das Hauptquartier des Generals Barcley begeben, bei welchem der General von Diebitſch (nachmaliger Fürſt Sabalkansky) als Chef des Generalſtabes für die ruſſiſche Armee angeſtellt war.

Wenn es mir gelang, bis zum Einrücken in Paris meine ſchwierige Stellung bei der ſchleſiſchen Armee ſo durchzuführen, wie es das Intereſſe des Königs und des Staates verlangten, ſo ſchien es mir von meiner Seite eben ſo erlaubt, als im Intereſſe des Staates, daß ich eine ſolche Stellung, als ich bei der ſchleſiſchen Armee hatte, nie wieder annähme.

Beilage.

Der General der Infanterie, Freiherr von dem Knesebeck*), gehörte zu der Zahl der preußischen Offiziere, welche, mit allen dazu nöthigen Vorbereitungen ausgerüstet, die französische Revolution mit Sorgfalt studirt und Napoleons Waffenthaten mit Gründlichkeit verfolgt hatten, als der Krieg von 1806 ausbrach.

Als Adjutant des Generals von Rüchel in Potsdam war er dem Könige näher bekannt geworden, und leistete am Abend der Schlacht von Auerstädt als Quartiermeister im Generalstabe dem Könige den wichtigen persönlichen Dienst, daß er ihn einer kaum zu entgehenden Gefangenschaft durch Geistesgegenwart entzog. Das Königliche Ehepaar bewahrte ihm dafür eine bis zum Lebensende fortgesetzte Dankbarkeit.

Nach dem Frieden von Tilsit zog er sich auf sein Landgut Carve ohnweit Berlin zurück; der König hatte sein Anerbieten angenommen, sofort wieder einzutreten, wenn Seine Majestät von seinen Diensten Gebrauch machen könne. Hier verfolgte er in völliger Abgeschiedenheit die öffentlichen Angelegenheiten und beschäftigte sich fast ausschließlich mit dem Gedanken:

wie das schwer gedrückte Europa aus den Händen des Welt-Eroberers zu befreien sei.

*) Im Jahre 1848 als Feldmarschall verstorben.

Die Partheiungen in seinem Vaterlande waren ihm nicht fremd geblieben. Er ließ sich jedoch, seinen Grundsätzen getreu, in keine geheimen Verbindungen ein, deren Zwecke und Oberen er nicht kannte, bewahrte aber den festen Glauben, daß er den Untergang Napoleons noch erleben würde.

Als der Krieg von 1809 ausbrach, eilte er in's Geheim zu der östreichischen Armee; sein Zweck wurde jedoch nicht erreicht. Er mußte verwundet in seine Heimath zurückkehren, was indeß, so wie seine ganze Reise unbekannt blieb.

Als es im Jahr 1811 nicht mehr bezweifelt werden konnte, daß Napoleon die Vernichtung des russischen Reichs beschlossen hatte, war das Ereigniß eingetreten, was ꝛc. Knesebeck seit längerer Zeit als das letzte und einzige Mittel zu dem ersehnten Untergang Napoleons angesehen, und worauf er sich Jahre lang durch gründliche Studien in seiner Einsamkeit vorbereitet hatte. Er ging nach Berlin, wo ihm die politischen Ansichten fremd geworden waren, obgleich er alle Personen kannte, welche Einfluß gewonnen hatten.

Er war geachtet durch seine geleisteten Dienste und Einsichten, bekannt als ein großer Freund der russischen Armee und ein persönlicher Verehrer des Kaiser Alexander; man sah seine Ankunft als ein Zeichen an, daß er der allgemeinen Meinung beitrete: Preußen müsse alle seine Kräfte aufbieten, um in Gemeinschaft mit den sofort in Bewegung zu setzenden russischen Armeen seine verlorenen Provinzen wieder zu erobern.

Man rechnete auf seinen Beistand gegen die sogenannten französisch Gesinnten, welche den Untergang des russischen Reichs voraussahen und als das einzige Rettungsmittel für Preußen (dessen Festungen in französischen Händen waren) die Allianz mit Frankreich empfahlen.

Doch verbreitete sich das Gerücht, Knesebeck sei gegen die russische Allianz und empfehle die französische. Man sah, daß sein alter Freund Scharnhorst, der dem Könige seit der

neuen Organisation der Armee am nächsten stand, sich von ihm fern hielt, und schloß um so mehr auf die Richtigkeit dieses Gerüchts, als Knesebeck mit der ostensiblen Sendung nach Petersburg abging, einen letzten Versuch zu machen, um den Kaiser Alexander zur Erhaltung des Friedens zu bewegen. Napoleon hatte seine Zustimmung zu dieser Sendung gegeben; Knesebeck reiste mit französischen Pässen, und wie die französische Gesandtschaft mit Sorgfalt in Berlin verbreitete, dem französischen Ambassadeur Lauriston in Petersburg besonders empfohlen, den 9ten Februar 1812 zu Schlitten ab.

Er kam Mitte März 1812 zurück, und seine Sendung wurde als eine völlig verfehlte angesehen. — Man sagte, der Kaiser Alexander habe erklärt:

> er wünsche den Frieden aufrichtig, und könne wohl keinen bessern Beweis dafür geben, als daß er auf das Feierlichste versichere, er würde seine Grenzen nicht überschreiten, wenn er jedoch innerhalb derselben angegriffen werden sollte, sich zu vertheidigen wissen.

Wenn diese Antwort geeignet war, ganz Europa zu überzeugen, daß Rußland nicht der den Krieg suchende Theil sei, so fielen damit alle Hoffnungen und Wünsche derjenigen Preußen zusammen, welche die Allianz mit Rußland betrieben hatten. Es blieb nun keine andere Wahl für Preußen, als die französische Allianz, und für alle preußischen Offiziere, welche nicht die Waffen gegen Rußland tragen wollten, den Abschied zu nehmen. Knesebeck ging in seine Einsamkeit zurück, schwieg, selbst gegen seine vertrautesten Freunde, über diese Sendung und trat 1813 als General-Adjutant des Königs ein, wo er von Breslau aus dem Kaiser Alexander mit diplomatischen Aufträgen entgegengesendet wurde. — Dies ward als die Folge einer kurz zuvor Statt gehabten geheimen Sendung nach Wien erklärt, welche ihn vorzüglich geeignet machte, Verständnisse herbeizuführen, nicht allein zwischen Preußen und Rußland, sondern

auch zwiſchen Oeſtreich und Rußland, da Oeſtreich ſich von der Allianz mit Frankreich noch nicht losgeſagt hatte. Das von ihm geſtellte Hülfs-Contingent war jedoch von der franzöſiſchen Armee, welche dem Rhein zueilte, getrennt, folglich kein Motiv zur Fortſetzung des Krieges mehr vorhanden, daher auch kein Hinderniß zu einer Verſtändigung zwiſchen Oeſtreich und Rußland. —

Dieſe Verhandlungen, welche zur Herſtellung der Verhältniſſe zwiſchen Rußland und Oeſtreich führten, hatten dem General von dem Kneſebeck in Wien ein wohlverdientes Vertrauen erworben, und ſo begann der Krieg von 1813.

Im Jahre 1792 hatte das Regiment Herzog von Braunſchweig, bei welchem General Kneſebeck damals als Mann von 25 Jahren ſtand, und das Füſilier-Bataillon von Schenck, bei welchem ich als ein junger Offizier von 17½ Jahren ſtand, gemeinſchaftliche Winterquartiere. —

Kneſebeck erkannte mein Streben nach Ausbildung und wurde mein wohlwollender behülflicher Freund, ſo wie er mir als ein Muſter, als ein Ideal vorſchwebte. Aus dieſer Verbindung iſt ſpäter, nachdem der Unterſchied der Jahre ſich mehr ausgeglichen hatte, eine nie unterbrochene innige Freundſchaft entſtanden, welche während der Kriegsjahre für den Staatsdienſt gute Früchte getragen hat, da Kneſebeck in ſeiner Stellung bei den Souverainen durch mich wußte, was uns bei der ſchleſiſchen Armee Noth that und was wir leiſten konnten, ſo wie durch ihn erfuhr, was man eigentlich von Seiten der höchſten Kriegs-Leitung als Zweck im Auge hatte. —

Der Tugendbund, d. h. ſeine Häupter, waren ſeit 1812 gegen Kneſebeck auf eine nicht auszugleichende Art geſchieden, und mir hatten dieſe Häupter eben ſo wenig Vertrauen. Als General Gneiſenau entdeckt hatte, daß ich, allen

Partheiungen fremd, meinen Gang ruhig fortging, so wie, daß ich durch meinen Freund Knesebeck von allen wichtigen Angelegenheiten im großen Hauptquartier unterrichtet, meine geheimen Nachrichten zum Wohl der schlesischen Armee verwendete, wußte er von diesem Umstand den vortheilhaftesten Gebrauch zu machen. Er hatte gehört, daß ich bei Bautzen einem zum König zurückreitenden Flügel-Adjutanten aufgetragen hatte, dem General von dem Knesebeck von mir auszurichten:

> das Verlassen der, von 3 Seiten angegriffenen Kreckwitzer Höhen, ist nothwendig.

Er hatte erfahren, daß General von dem Knesebeck hierauf diese Maaßregel vertheidigt, ja daß der König sie vollständig gebilligt hatte, und der Kaiser durch die aufgestellten Gründe von dieser Nothwendigkeit ebenfalls überzeugt worden war, und sah daher in mir ein Mittel, sich mit den Souverainen gut zu stehen, was er um so mehr festhalten müsse, als ihm sein Lieblingswunsch abgeschlagen war, den damaligen russischen Obristen von Clausewitz in meiner Stellung bei der schlesischen Armee angestellt zu sehen. Er munterte mich daher zur vertraulichen Correspondenz mit Knesebeck um so mehr auf, als er erkannte, daß ich nie die Maaßregeln der großen Armee in Schutz nahm, wenn nach meiner Ueberzeugung etwas Besseres hätte geschehen sollen oder können. So wird es erklärlich, daß der General Gneisenau, der ein persönliches Vertrauen der Souveraine nicht genoß, sich in einer würdevollen Stellung als Chef des Generalstabes der schlesischen Armee erhielt, welche ihm zu wahren der Gegenstand meiner besonderen Sorgfalt war, da ich erkannt hatte, daß Gneisenau durch viele höchst schätzenswerthe Eigenschaften der Armee von großem Nutzen, und so lange Blücher als General en Chef kommandirte, ganz unentbehrlich war. —

Aber zum glücklichen Ausgang des Krieges hielt ich Knesebeck für eben so unentbehrlich, da ich Zeuge von dem großen

Vertrauen geweſen war, welches die Souveraine in ihn ſetzten, und wovon ich die begründete Veranlaſſung damals noch nicht kannte. Im Jahre 1819 war ich von einer diplomatiſchen Miſſion aus den Niederlanden zurückgekehrt, wo ich den General von Phull (der 1807 unſern Dienſt verlaſſen hatte) als ruſſiſchen Geſandten fand. —

Ich hatte dieſen gelehrten, intereſſanten, aber immer noch ſchroffen Mann ſeit der Conferenz von Erfurt 1806 nicht wieder geſehen, wurde jedoch von ihm freundlich aufgenommen, und da er nur in der Vergangenheit lebte, ſo las er mir bereitwillig ſeinen Operationsplan zur Campagne von 1812 mit allen Details vor.

Der erſte Abſchnitt ging bis zur Concentrirung im Lager von Driſſa, die übrigen Abſchnitte ſetzten den Rückzug auf der Straße nach Moskau fort. Mir fiel dabei die Sorgfalt auf, mit welcher die Verpflegung der zurückgehenden Armeen berechnet, zugleich aber eingeleitet war, daß der Feind bei ſeinem Vorrücken weder Lebensmittel noch Menſchen, noch Schlachtvieh und Pferde finden ſollte, eben ſo wenig aber die mit der Armee zurückweichende Population den Märſchen und Bewegungen der Truppen hinderlich werden konnte.

Nach Phull's Zeichnungen ſollten die Magazine rechts und links der Straße von Smolensk nach Moskau angelegt ſein, die Straße ſelbſt ganz frei bleiben.

In voraus gewählten Abſchnitten ſollte die Armee fechtend zurückgehen.

Wo ſie Fronte machte, ſollten die Lebensmittel von rechts und links in die Lager gebracht; und wenn der Rückzug (um ſich zu keiner entſcheidenden Schlacht zwingen zu laſſen) fortgeſetzt werden mußte, waren Maaßregeln getroffen, daß alle Bewohner mit ihrem Vieh und Lebensmitteln ihre Dörfer verließen, jedoch nicht in der Richtung, welche die Armee nahm, ſon-

dern in die Wälder rechts und links, (und zwar in einer senkrechten Linie von der Straße nach Moskau) flüchteten.

Ueber die Richtigkeit der Theorie vermochte ich keinen Zweifel aufzustellen, wohl aber über die Möglichkeit der praktischen Ausführung, da der Russe vielleicht noch mehr als alle hochcultivirten Völker an seiner Scholle hängt.

Phull behauptete, daß dieser ganze Plan gerade auf die Charakterstärke, auf die wenigen Bedürfnisse des russischen Landmannes, und daher die Möglichkeit für ihn, ein Nomaden-Leben in seinen Wäldern zu führen, berechnet sei. Bei keinem andern Volke würde sich ein solches Ansinnen durchsetzen lassen.

Phull schloß: der Kaiser habe seinen Operations-Plan vollständig genehmigt, jedoch nur den ersten Abschnitt bis in's Lager von Drissa als Disposition ausgegeben, ihm aber über alles Weitere das größte Geheimniß anbefohlen, wodurch ihm alle Mittel genommen worden wären, seinen Plan zu vertheidigen, da sein erster Abschnitt allerdings als ein Flickwerk erscheinen mußte, wenn man ihn ohne die übrigen Abschnitte als Ganzes betrachtete.

Die tumultuarischen Auftritte, durch welche der Kaiser veranlaßt worden sei, ihn von der Armee zu entfernen, hätten übrigens erwiesen, daß die höheren russischen Offiziere nicht à la hauteur gewesen wären, seinen Plan richtig aufzufassen, geschweige zu würdigen und auszuführen.

Als ich Knesebeck (ich glaube, es war nach Phull's Tode) alles dies mittheilte, erwiederte er mir: „und alles ist buchstäblich wahr.“ Ich hatte nicht daran gezweifelt, allein viele Offiziere, welche im Lager von Drissa gegenwärtig gewesen waren, bestritten, daß Phull weiter als bis dahin gedacht hätte, es komme daher auf einen Beweis zu Phull's Rechtfertigung an, den ich wünsche, da ich zu Phull's Wahrheitsliebe das vollkommenste Vertrauen habe. Knesebeck wurde sehr ernst und erwiederte:

und Staats-Maaßregeln besprochen, die wir nicht
konnten, mein edler Freund ein gegebenes Versprech
fremdes Geheimniß nicht verletzen konnte und wollt

Anfang Mai 1844 kam die 3te Abtheilung
bensbildern (von Hormeyer) in meine Hände, u
darin einen von Knesebeck an seinen König erstatt
über seine Sendung nach Petersburg im Frühjahr

Die erste Frage, welche sich mir aufdrängte, w
ser Bericht ächt?

Die zweite: weshalb ist er in französischer
schrieben? und wenn es kein Machwerk
fälscher bereits öffentlich angeklagten Ho

die dritte Frage: wie konnte dieser Bericht in
Hände kommen? Es ließ sich nichts an
als durch Verrath, es sei aus dem
Staats-Archiv, oder durch Entwendun
Papieren des sonst so vorsichtigen Knes

Abgesehen von dem allgemeinen Interesse, we
Bericht für die Geschichte Preußens hatte, deutete
an, daß man in Petersburg sehr klar erkannt habe

nur so nichtige und frivole Motive aufzubringen vermochte, so mußte man auch annehmen, daß das Cabinet über einen Defensiv-Plan völlig mit sich einig war, der einen glücklichen Ausgang des Krieges zwar nicht sichern, aber wenigstens in Aussicht stellen konnte.

Ich habe den Gedanken nie aufgeben können, daß Napoleon in's Geheim wünschte und wünschen mußte, daß Preußen die von ihm angebotene Allianz zurückweisen möge, und unter der Bedingung, daß Rußland mit seinen Armeen zu Preußens Schutz bis an die Elbe vorrücke, sich mit dieser Macht alliire*).

Von einem Abfall Oestreichs hatte er damals nichts zu fürchten, und in diesem Fall konnte er das Schlachtfeld zu einer Hauptschlacht wählen, zwischen Elbe und Oder, Oder und Weichsel. Er konnte in dieser Schlacht mit 500,000 Mann gegen 250,000 Mann auftreten, die Operations-Linie und Verpflegung durch den Besitz der Festungen an der Elbe, Oder und Weichsel gut basirt. — Er lebte dabei auf Kosten des Preußischen Staats, den er als Strafe für den Abfall mit einem Schein von Recht züchtigen konnte, und es blieb mit Sicherheit vorauszusehen, daß der Kaiser Alexander den Frieden mit großen Opfern annehmen mußte, weil er sonst Gefahr lief, von seinem eigenen Volk dazu gezwungen zu werden, welches sich bei der Fortsetzung des Krieges fremden Interessen aufgeopfert erachtet haben würde. —

Aus diesen Gründen hielt ich es für das wahre Wohl von Preußen angemessen, die russische Allianz weder zu suchen

*) Lebensbilder 2te Abtheilung Seite 86. Bericht des Staats-Kanzlers an seinen König vom 2. November 1811, weist alle Forderungen Napoleons nach, welche derselbe als Bedingung einer Allianz stellt.

Sie sind so hart, daß man unwillkürlich zu der Voraussetzung kommt: Preußen habe sollen zu dem verzweifelten Entschluß getrieben werden, sich Rußland in die Arme zu werfen.

noch anzunehmen, so wie für das Cabinet von Petersburg, in denselben Ansichten zu handeln. Mein Freund Knesebeck war 1844 auf dem Lande, wohin er nach dem Verlust seiner Gattin gegangen war. Ich glaubte, daß ihm die Hormeyer'sche Indiscretion sehr unangenehm sein würde, und hielt es für Freundes Pflicht, ihm unterm 6ten Mai 1844 die Nachricht von dem Druck seines Berichts nebst den obigen 3 Fragen zu geben, im Fall er einen Schritt gegen diese Veröffentlichung zu thun nöthig erachte. — Auf dieses Schreiben erhielt ich eine Antwort, welche ich wegen ihrer großen Wichtigkeit für die Geschichte hier wörtlich nachfolgen lasse:

Rödershoff bei Halberstadt den 20. Mai 1844.

„Dein vertraulich liebes Schreiben, geehrter alter Freund, vom 6ten d. hat mir in meiner einsamen stillen Betrübniß um so wohler gethan, da es seit lange wieder die ersten längeren Zeilen Deiner Hand waren, die ich erhielt, und zweitens, da sie meine Gedanken ableiteten von dem Trauer-Gegenstande, der sie beschäftigte, und hinführten zu einer Epoche, als die größte Welt-Begebenheit vieler Jahrhunderte sich vorbereitete, in welcher mehrmals tief einzugreifen die Bestimmung gewesen ist, die mir der Himmel auf dieser Erde hat zu Theil werden lassen, wenn auch immer im Stillen und ohne alles Geräusch.

So verhält es sich auch mit der mir zu Anfang des Jahres 1812 gewordenen Sendung, von welcher Herr Hormayer den ostensiblen Bericht, den ich damals abstattete, jetzt in der dritten Abtheilung seiner Lebensbilder wieder hat abdrucken lassen.

Ich sage wieder, — denn wenn ich nicht irre — befindet er sich schon in dem VII. Bande der Correspondance inédite, welche, wie es damals hieß, bald nach dem Frieden von Jomini herausgegeben und in den Papieren gefunden sein sollte, welche theils dem Napoleon auf der Flucht abgenommen, theils

von ihm in Paris zurückgelaſſen wären. — Ob dies wahr, — laſſe ich dahin geſtellt ſein.

Welche Bewandtniß es nun mit meinem Memoire hat, will ich im Freundes-Vertrauen Dir in Nachfolgendem treu berichten.

Die wörtliche Aechtheit kann ich nicht abläugnen, da ich es mit dem Brouillon verglichen habe, welches ſich von meiner Hand geſchrieben noch unter meinen Papieren erhalten hat. Wie es aber zur Veröffentlichung gekommen, weiß der Himmel, — mit meiner Bewilligung iſt es nicht geſchehen, und entwendet iſt es mir auch nicht; — ich vermuthe alſo (wie ich ſchon oben angegeben), daß es unter Napoleons abgenommenen Papieren ſich wirklich vorgefunden hat, wie man mir damals ſagte, als ich es zuerſt in der Correspondance inédite fand. Dies iſt auch möglich, da ich dieſen Bericht auf Wunſch des Staats-Kanzlers ſo ſchreiben mußte, daß er St. Marſan, und durch ſelbigen dem Napoleon mitgetheilt werden konnte; und ich mir gleich vornahm, ihm darin ſein Schickſal vorherzuſagen, das ihn denn auch betroffen; wenn auch nicht vorherzuſehen war, daß der Himmel mit der Zucht-Ruthe ſeines frühen Froſtes noch zu Hülfe kommen und ein ſolches Weltgericht halten würde. Zur Aufklärung der Sache muß ich nun aber etwas weit ausholen.

Du weißt, ich hatte 1806 den Winter-Feldzug mit den Ruſſen und im Hauptquartier theils von Benningſen, theils von Tolstoy mehrere kleine Gefechte, beſonders aber die Schlacht von Pultusk mitgemacht, und ich darf ſagen, die letztere geleitet, und dadurch das Vertrauen der Heer-Führer erworben. Als nun im Frühjahr 1807 der Kaiſer Alexander zur Armee kam, hatte Tolstoy, der damals General-Adjutant war, mich beſonders dem Kaiſer empfohlen, und ich ward nach Bartenſtein zu ihm berufen. Hier war es, wo ich das großartige Herz kennen lernte, das in ſeiner Bruſt ſchlug, das nur das

noch anzunehmen, so wie für das Cabinet von Petersburg, in denselben Ansichten zu handeln. Mein Freund Knesebeck war 1844 auf dem Lande, wohin er nach dem Verlust seiner Gattin gegangen war. Ich glaubte, daß ihm die Hormeyer'sche Indiscretion sehr unangenehm sein würde, und hielt es für Freundes Pflicht, ihm unterm 6ten Mai 1844 die Nachricht von dem Druck seines Berichts nebst den obigen 3 Fragen zu geben, im Fall er einen Schritt gegen diese Verböffentlichung zu thun nöthig erachte. — Auf dieses Schreiben erhielt ich eine Antwort, welche ich wegen ihrer großen Wichtigkeit für die Geschichte hier wörtlich nachfolgen lasse:

Rödershoff bei Halberstadt den 20. Mai 1844.

„Dein vertraulich liebes Schreiben, geehrter alter Freund, vom 6ten d. hat mir in meiner einsamen stillen Betrübniß um so wohler gethan, da es seit lange wieder die ersten längeren Zeilen Deiner Hand waren, die ich erhielt, und zweitens, da sie meine Gedanken ableiteten von dem Trauer-Gegenstande, der sie beschäftigte, und hinführten zu einer Epoche, als die größte Welt-Begebenheit vieler Jahrhunderte sich vorbereitete, in welcher mehrmals tief einzugreifen die Bestimmung gewesen ist, die mir der Himmel auf dieser Erde hat zu Theil werden lassen, wenn auch immer im Stillen und ohne alles Geräusch.

So verhält es sich auch mit der mir zu Anfang des Jahres 1812 gewordenen Sendung, von welcher Herr Hormayer den ostensiblen Bericht, den ich damals abstattete, jetzt in der dritten Abtheilung seiner Lebensbilder wieder hat abdrucken lassen.

Ich sage wieder, — denn wenn ich nicht irre — befindet er sich schon in dem VII. Bande der Correspondance inédite, welche, wie es damals hieß, bald nach dem Frieden von Jomini herausgegeben und in den Papieren gefunden sein sollte, welche theils dem Napoleon auf der Flucht abgenommen, theils

Mitternacht,
nter-Palais,
Abend zu
e. Wäh-
nichtssa-
ührte; —
französi-
ein Mit-
und 12
er mich
bst mich
rschiede-
g orien-
n, Ein-
gnädiges
ich wohl
em Ge-
reitkräfte
ie Ope-
würde.
Alexan-
el seiner
ich beur-
erais pas
Innig-
ägte, ich
wenn er
reten sei,
önig den
ische Par-

gebracht, als ich ihm einmal bemerkte, 300,000 Mann schienen mir viel zu wenig. „Comment," rief er aus, „vous comptez 300,000 Russes pour rien? Vous qui avez fait la campagne avec mes troupes?"

Ich erwiederte, ich hätte gesehen, wie tapfer sie föchten, er habe aber noch zwei andere Alliirte, auf welche ich eben so rechnete. — Dies wären Raum und Zeit; — beide habe er für sich, wenn er Feld gäbe und nicht Friede machte, — und gegen diese werde und könne Napoleons Genie (für welches der Kaiser einen ungeheuren Respect hatte) so wenig, als Napoleons Uebermacht etwas ausrichten, seine Uebermacht im Gegentheil ihm nur mehr Hindernisse in den Weg legen. Von allen Mächten Europa's habe nur Rußland diese Vortheile seinem Gegner entgegenzustellen, und selbige gehörig benutzt, müßten Napoleons Untergang bewirken. Mir schiene Er (der Kaiser Alexander) also von der Vorsehung berufen, der Welt die Freiheit wiederzugeben, und aus den Fesseln zu erlösen, in welchen sie schmachte. Dies wäre ja auch eigentlich sein Ziel und sein Zweck, und so auch dies der Vorsatz des Königs meines Herrn, der seinem Herzen dazu das schwere Opfer auferlegen wolle, eine Zeitlang gegen ihn, seinen besten Freund auf Erden, zu kämpfen. — Um diesen großen Zweck zu erreichen, käme es aber gar nicht darauf an, ob 20,000 Preußen mehr gegen ihn stritten; wohl aber darauf, daß es richtig angefangen würde, den Gegner zu bekämpfen, und darüber meine Gedanken seiner Weisheit vorzulegen, hätte ich die ihm bewußte offizielle Sendung übernommen, und schicke mich der König mein Herr! — ich aber vertraue auf die großartigen Gefühle und Gesinnungen in seiner Brust, und hoffte, er würde die Gnade haben, mich zu hören! —

Eh bien, Vous me développerez vos idées, je Vous donnerais des audiences privées.

Und so bestimmte er mir eine Stunde gegen Mitternacht, und bezeichnete mir eine geheime Thür in dem Winter-Palais, wo, wenn dort ein Kosack stehen würde, ich jeden Abend zu ihm kommen könne und der Kosack mich führen würde. Während ich nun des Morgens mit Romanzow eigentlich nichtssagende leere Gespräche über den Mann im Mond führte; — den Mittag vielfältig bei Lauriston, dem damaligen französischen Gesandten in Petersburg, zubrachte, und mir sein Mittagbrod gut schmecken ließ, — fand ich zwischen 11 und 12 des Nachts sehr oft den mir bezeichneten Kosacken, der mich zum Arbeits-Saal des Kaisers hinaufbrachte, wo Er selbst mich sowohl über die Stärke seines Heeres, als über die verschiedenen Kriegs-Pläne, die ihm gemacht worden, vollständig orientirte, und mit großer Aufmerksamkeit meine Bemerkungen, Einwendungen und eigene Ideen anhörte, und mir sein gnädiges Vertrauen im allerhöchsten Grade bezeigte. — So war ich wohl ein Dutzendmal dort, und machte ihn vertraut mit dem Gedanken, fechtend immer Feld zu geben, indeß die Streitkräfte nie ganz zu opfern, und die Linie nach Moskau als die Operations-Basis anzusehen, welche Napoleon gewiß wählen würde.

Dies letztere gab viele Discussionen, da damals Alexander fest glaubte, Napoleon würde Petersburg zum Ziel seiner Operationen wählen. — Als ich indeß von Ihm mich beurlaubte, sagte er, mir fest die Hand gebend:

„Dites au roi, que si je venais à Kazan, je ne ferais pas la paix."

Ich hielt die Hand lange fest; er drückte mich mit Innigkeit an seine Brust, war sehr bewegt, als ich ihm sagte, ich für meine Person würde nie gegen ihn fechten, und wenn er höre, daß ich wieder in den Dienst meines Königs getreten sei, so könne er dies als ein Zeichen ansehen, daß der König den Zeitpunkt gekommen glaube, öffentlich wieder die russische Parthei zu ergreifen.

So schied ich von Petersburg, ich glaube den 7ten März. Daß mein Vortrag einen großen Eindruck auf den Kaiser Alexander gemacht hatte, davon hatte ich mich überzeugt; das Uebrige hoffte ich von Napoleons Vordringen selbst. Bei Riga oder Dorpat begegnete ich in einer Nacht noch Czernitschef, der von Paris gejagt kam, wo er sich, wie bekannt, vieler wichtiger Papiere bemächtigt hatte.

Die Postillone wollten Pferde wechseln, — wir erkannten uns wechselseitig an der Stimme, als ich frug, was er brächte, rief er mir zu: „la nouvelle que 600,000 hommes marchent contre nous!" — und ich bat ihn, dem Kaiser zu sagen, ob ich nicht Recht gehabt habe! —

In Berlin angekommen, galt es nun, einen ostensiblen Bericht über meine offizielle Sendung zu machen, der St. Marsan und Napoleon mitgetheilt werden könne.

Ich hatte mir die Sache unterweges überlegt, hatte schon in Petersburg daran gearbeitet, und fand, daß ich — da der offizielle Zweck der Sendung doch eigentlich war, beide Theile vom Kriege abzuhalten, sehr gut alle Schwierigkeiten eines Krieges mit Rußland, die der Angreifer vorfinden würde, als Warnung, und zu meiner Genugthuung gewissermaßen als Prophezeihung hineinlegen könne; — und so ist entstanden, was Du im Hormayer gelesen hast. — Als der Staats-Kanzler St. Marsan den Bericht mitgetheilt hatte, war dieser ganz entzückt davon, bat mich, zu ihm zu kommen, und sagte mir, wenn etwas im Stande sein könne, Napoleon von diesem Kriege abzuhalten, so würde es meine am Ende gemachte militairische Bemerkung sein. Der Bericht selbst sei für Napoleon zu lang. Die Bemerkung am Ende würde er ihm aber gleich per Courier zuschicken; und es ist mir, als habe ich auf Wunsch des Kanzlers darauf noch gleich denselben Vormittag meine Bemerkung noch durch eine kurze Hinzufügung verstärkt, wie das größte Genie die Schwierigkeiten nicht überwinden könne, die

Raum und Zeit dem Angreifer entgegenstellten, der in Rußland eindringen wolle, — und es ist möglich, daß dies in dem Bericht steht, den St. Marsan abgeschickt, und dieser es ist, der in Napoleons Papieren gefunden, und in der Correspondance inédite abgedruckt ist. Da ich die letztere nicht bei der Hand habe, so kann ich darüber nichts Gewisses sagen. In meinen Papieren finde ich ihn nur so, wie er im Hormayer steht, und ist mein Brouillon, was ich Dir gelegentlich einmal zeigen kann, auch französisch entworfen; wie ich denn bei meinen politischen Sendungen überhaupt mich öfter der französischen Sprache bedient habe, wenn ich ihrer auch nicht mächtig bin und es nur sehr fehlerhaft schreibe. Die Präcision des Ausdrucks aber, die das Französische hat, und die Annehmlichkeit, die Worte des Gesprächs — wenn es französisch gewesen — wörtlich wieder zu geben, hat mich mehrmals dazu bestimmt.

Bei dem ostensiblen Bericht der Petersburger Sendung war ich aber um so mehr dazu veranlaßt, da er für Franzosen bestimmt war.

Hier, mein lieber, alter Freund, hast Du nun, was mir von jener Sendung so für den Augenblick in das Gedächtniß gekommen ist, mit der Schwatzhaftigkeit des Alters erzählt, in vertraulicher Eröffnung. Mündlich einmal mehr. Mein Leben naht sich seinem Ende. Mein eigentliches Wirken und was ich gethan in der Welt und wohl mein zu nennen berechtigt bin, ist tief begraben und Niemandem bekannt. Es ist also wohl verzeihlich, wenn sich im 77sten Jahre das Herz so bei Gelegenheit einem Freunde eröffnet, — und Du wirst davon keinen Mißbrauch machen! —

Und da ich nun einmal im Zuge bin, zu plaudern, so muß ich Dir doch noch hinzufügen, welche große Genugthuung mir über diesen in Rede stehenden Bericht durch Napoleon selbst geworden ist.

Als ich im Jahre 1814 St. Marſan in Paris wiederſah, ſagte er mir, er wolle mir doch eine Sache mittheilen, die mir Freude machen würde, und erzählte mir nun Folgendes:

Als er im Frühjahr 1813, nachdem wir uns gegen Frankreich erklärt hatten, von Breslau weggegangen ſei, habe er Napoleon in Mainz getroffen und ihn dort nur auf flüchtige Augenblicke geſehen und ſeinen Rapport abgeſtattet. Nun ſolle ich einmal rathen, welches eine der erſten Fragen geweſen ſei, die Napoleon an ihn gerichtet? — Er habe ihn gefragt, ob St. Marſan ſich wohl noch eines Berichts erinnere, den er ihm im vorigen Jahre vor Ausbruch des ruſſiſchen Krieges von einem preußiſchen Offizier geſchickt habe, und wie derſelbe hieße?

St. Marſan habe ihm darauf meinen Namen genannt, und Napoleon gleich hintereinander geäußert:

„Cet homme a très bien jugé les affaires et la situation des choses; il ne faut pas le perdre de vue. Est-ce qu'il est employé?"

St. Marſan habe ihm darauf geſagt, er glaube wohl, denn er habe mich in Breslau geſehen, (wohin ich nämlich ſchon wieder von einer geheimen Miſſion nach Wien zurückgekehrt, und zwei Tage vor St. Marſan's Abreiſe angekommen war, um gleich wieder von dort zum Kaiſer Alexander abzugehen, den ich in Plocks traf; von meiner Wiener Miſſion wußte aber St. Marſan nichts) — Napoleon habe nun ein etwas nachdenkliches „hem" gemacht, und mit ihm über den ruſſiſchen Feldzug geſprochen.

Daß Napoleon ein Jahr nachher, als nun Alles ſo eingetroffen war, wie ich es voraus geſagt hatte, noch an jenen Bericht gedacht hat, iſt nun allerdings merkwürdig genug, und mir die größte Genugthuung geweſen, die ich darüber erhalten konnte.

Treu und der ſtrengſten Wahrheit gemäß habe ich Dir, geehrter lieber Freund, nun Alles erzählt; und Du wirſt daraus

ersehen, daß ich über die Publication jenes Berichts, an welcher ich übrigens ganz unschuldig bin, und diese Stunde nicht weiß, wie und auf welche Weise solche zum Druck gekommen, ganz ruhig sein kann, da der gedruckte Bericht, nicht der Privat-Bericht meines geheimen Auftrages ist, von welchem ich Dich übrigens oben vertraulich auch nun in Kenntniß gesetzt habe.

Das Zartgefühl, welches der König bei dieser Gelegenheit mir so höchst gnädig wieder bewiesen hat, hat mich tief gerührt. Ein Freund kann gegen einen Freund sich nicht liebevoller benehmen! — Hast Du Gelegenheit, so statte meinen innigsten Dank darüber ab.

Doch genug, schon zu lang ist dieses Schreiben geworden, und schon nur zu viel habe ich Dich von meiner Person darin unterhalten, daß ich fürchten muß, langweilig geworden zu sein. Halte es dem Alter zu gute, und bleibe, wie seit so langen Jahren, mein Freund, wie ich der Deine.

v. d. Knesebeck."

Zu diesem Schreiben habe ich zu bemerken, daß in spätern Unterredungen mein Freund mir zugestand, wie eine Lücke in der Weltgeschichte bleibe, wenn die Motive des Kaisers Alexander und unsers Königs, zur Abänderung von Allem, was aktenmäßig auf die Nachwelt übergehe, verborgen blieben.

Doch wollte er nicht mit dem Schein persönlicher Anmaßung diese Welt verlassen, und überließ mir, nach seinem Tode der Geschichte zu geben, was ihr gehört.

Man kann die Ansicht aufstellen, ich hätte in diesem Schreiben mehr gegeben, ich hätte neben dem gereiften Urtheil und dem klaren Verstande eines der größten Strategen ein reich ausgestattetes Gemüth entfaltet, und darauf muß ich erwiedern: daß es mit vollem Bewußtsein geschehen ist.

oft an der nöthigen Ruhe bei den Ermittelungen, welche den Entscheidungen vorangehen mußten.

Dem Feldmarschall Blücher ließ er als Soldat Gerechtigkeit widerfahren, indeß sagte ihm sein Umgang nicht zu. Dem Mann von feinen Sitten mißfiel die derbe, oft rohe Außenseite nebst den leichtfertigen Gesprächen des Feldmarschalls, welche ihn stets in Verlegenheit setzten, oft erröthen machten.

Den General Gneisenau fand er zu scharf, zu eckig und absprechend, um sich ihm, als einem jüngern General, zu nähern. Mit diesen Ansichten hielt er das ganze Hauptquartier des Feldmarschalls von sich entfernt, und ich, der ich da mitten inne gestanden hatte, ohne mich zu äußern, gehörte zu denen, welche er vermeiden wollte.

Meine Anstellung als Chef des Generalstabes war ihm daher nicht angenehm, und seine Zurückhaltung machte es mir bemerkbar. Ich that ganz einfach meinen Dienst. Als er sah, daß ich nicht Taback rauchte, nicht spielte, und die zweideutigen Reden nicht liebte, daß ich nicht absprechend, sondern gehorsam war, trat er mir näher, und hat mich bis zum Ende seines Lebens seiner Freundschaft nicht unwerth gehalten. — Die gelungene Unterhandlung mit Frimont machte den Anfang dieser neuen Epoche, in welcher mir in allen Dienstangelegenheiten das volle Vertrauen wurde.

In Aachen angekommen, fand sich General Kleist noch weniger geneigt, an der Civil-Administration Theil zu nehmen, als es in Paris der Fall war. Der Präsident Sack stand in dem Ruf eines ehrlichen, aber sehr groben und aufgeblasenen Mannes. In Aachen bewährte er diesen Ruf, ließ überdies seinem Nepotismus freien Lauf und zeigte wenig Talent zur höheren Administration. — Kleist, der außer den preußischen Armee-Corps, noch das sächsische und kurhessische Contingent unter seinen Befehlen hatte, war durch dieses Commando reichlich beschäftigt. Er hatte eine, von den Souverainen genehmigte

Instruction über die Aufstellung seiner Armee-Corps, nach welcher eines derselben unter der Bedingung der Marschfertigkeit im Armee-Verbande nach Marburg und Gegend verlegt werden konnte. —

Dies erschien als ein Wink, das kurhessische Truppen-Corps dahin zu legen, wodurch dessen Verpflegung (im eigenen Lande) sehr erleichtert wurde. Der Kurfürst hatte das Commando dieses Contingents (eines Corps von 12—14,000 Mann) bei dessen Aufstellung 1814 seinem Herrn Sohn dem Kurprinzen übergeben, der damit Luxemburg blokirt und späterhin es besetzt hatte.

General Kleist wies Se. Hoheit den Kurprinzen zum Marsch nach Marburg, und die dort zu nehmenden Kantonirungen an, und indem er die damit verknüpften Bedingungen eröffnete, setzte er auseinander, wie er dem Corps vorzugsweise diese Stellung angewiesen habe, um die Verpflegung zu erleichtern und die Einwohner fremder Einquartierung zu überheben.

Der Kurfürst fand die Aufmerksamkeit des Generals Kleist nicht an der rechten Stelle, nahm seinem Herrn Sohn das Commando, setzte das Corps auf den Friedens-Etat, und ließ es auseinander gehen. Die Gegenvorstellungen des Kurprinzen waren fruchtlos, und so wurde der Vorgang von ihm dem General Kleist angezeigt, dem die ganze Sache wahrhaft zu Herzen ging. Er war in seiner Gemüthlichkeit auf dem Punkt, dem Kurfürsten zu schreiben, und sich den größten Grobheiten auszusetzen. Meine Bemerkung, daß er mit dem Kurfürsten gar nichts zu thun habe, und daß man mit ihm nur diplomatisch verhandeln könne, wozu er nicht autorisirt sei, brachten endlich Alles in das richtige Gleis.

Das sächsische Corps, das in Coblenz stand, wurde an die Stelle des hessischen dahin beordert, wo nach der Instruction ein Corps stehen sollte, nach Marburg und Gegend, und

ein preußischer Stabs-Offizier des Generalstabes nach Cassel gesendet um mit dem Ministerio Quartiere und Verpflegung zu reguliren. Der Kurfürst wollte die Nachricht nicht glauben, ließ den Stabs-Offizier kommen, und versuchte ihm zu imponiren, indem er sich als preußischer General ankündigte, der diese Würde schon bekleidet hatte, als der General von Kleist kaum Major gewesen sei. — Er behauptete, es gehöre zur Souverainetät, daß eigne Truppen im Inlande von niemand Befehle empfangen dürften, als von ihrem Souverain. Indeß, als es sich auswies, daß der Stabs-Offizier mit keinen Vollmachten versehen war, das abzuwenden, was der Kurfürst in seinem Zorn eine Execution genannt hatte, als der Kurfürst von ihm erfuhr, daß der General Kleist nur höheren Ordres folge, daß die Frage, ob Se. Hoheit befugt waren, sich aus einer Allianz beliebig zurückzuziehen und ihre Truppen auseinander gehen zu lassen, nur von denselben Souverainen entschieden werden konnte, welche noch kürzlich so behülflich gewesen waren, Ihro Hoheit wieder auf den Thron zu setzen, da sah der alte Herr wohl ein, daß er sich übereilt und in schlimme Händel verwickelt hatte.

Sein Hang zu einer übermäßigen Sparsamkeit hatte ihn gegen den Rath seiner Minister zu dem schroffen und unpolitischen Schritt des Entlassens seiner Truppen vermocht, ein Schritt, der übrigens auch nach den von Paris an ihn ergangenen diplomatischen Mittheilungen gar nicht zu rechtfertigen war. —

Ehe das sächsische Corps — nachdem der Kurfürst seinen Mißgriff wieder gut gemacht hatte — aus seinen Cantonirungen in Hessen wieder nach Coblenz zurückmarschirte, ereignete sich eine andere Begebenheit, welche später bedeutende Folgen gehabt hat, und daher hierher gehört.

Der König von Sachsen war nach der Schlacht von Leipzig als Gefangener nach Friedrichsfelde gebracht worden, und es

war klar, daß mit Sachsen eine politische Veränderung vorgehen mußte. Die Anhänger des Königs von Sachsen glaubten bei der Milde der Souveraine diese Veränderung ganz unbedeutend zu machen, wenn sie dem Wiener Congreß Bittschriften vorlegten, in welchen die getreuen sächsischen Unterthanen baten, ihnen ihren König zu belassen.

Es lag in dem Plan, sich auch von den Truppentheilen solche Bittschriften zu verschaffen, und zwar von den Offizier-Corps Regimenterweise.

Die Zeit der Cantonirung in Hessen wurde benutzt, um durch Emissaire, welche von Ort zu Ort reisten und die Offiziere einzeln bearbeiteten, solche Adressen zu bewirken. — Diese geheimnißvoll getriebene Sache wurde dem General Thilmann bekannt, der das Corps als russischer General-Lieutenant kommandirte, die Adressen einforderte, und dem General Kleist zum weiteren Beschluß einsendete. — Diese Adressen waren ganz eigen, mystisch, diplomatisch, und so abgefaßt, daß sie nicht als eine unschuldige Sache nach Wien abgesendet werden konnten.

General von Kleist sendete mich nach Coblenz, um mit sämmtlichen Offizier-Corps einzeln über diese Adresse zu reden.

Ich sagte ihnen: sie hätten ihrem Könige bis zur Schlacht von Leipzig mit Ergebenheit gedient. Bei dieser Schlacht sei jedoch die sächsische Armee zu uns übergegangen, und habe sich von der Politik des Königs, und dem Gehorsam gegen ihn losgesagt.

Sie habe aber dadurch bewirkt, daß ihr Vaterland nicht feindlich, sondern als alliirt behandelt worden sei.

Anstatt nun ruhig die Entscheidung über Sachsen abzuwarten, trete das Offizier-Corps auf, und verlange, von politischen Gründen unterstützt, den König zurück, den es vor 10 Monaten wegen seiner politischen Richtung verlassen habe.

Das scheine, (auf's wenigste) nicht consequent.

Die Souveraine hätten die sächsische Armee als Deutsche aufgefordert, ihnen in dem Krieg gegen Napoleon beizustehen; sie hätten dem Ruf gefolgt, hätten den König, der dem Ruf nicht folgen wollte, verlassen, und dadurch den Souverainen die Pflicht auferlegt, für ihre und Sachsens Zukunft zu sorgen, — jetzt aber wollten sie sich wieder von uns lossagen und sich ihrem gefangenen König in die Arme werfen.

Was das heißen solle?

Ich erkannte bald, daß diese geheim getriebene Adressen-Angelegenheit (wie das bei geheimen Verbindungen immer der Fall ist) die confusesten Ideen erzeugt hatte, aus denen die Leute nicht herauskommen konnten.

Die Consequenten waren übrigens so eingeschüchtert, daß keiner wagte, sich klar auszusprechen, — als ob ihnen ein Dolch drohte, wenn sie sich nicht für eine Wiedereinsetzung des Königs erklärten.

Von diesen Offizieren trat übrigens 8 Monat später, nachdem es ihnen zur Wahl gestellt war, die Hälfte in preußischen Dienst über. Diese Bemerkung wird hinreichen, um über die Entstehung dieser Adressen zu urtheilen.

Bei den Bewohnern des linken Rheinufers fanden wir eine stumpfe Gleichgültigkeit gegen Deutschland, gegen seine Sprache und Sitten vorherrschend. Alle Interessen hatten sich nach Frankreich gewendet. Die Handels-Verhältnisse mit Deutschland waren fast völlig abgebrochen, wozu die Douanen-Linie am Rhein und die Erschwerung seines Ueberganges mitwirkten.

Zwischen Mainz und Wesel gab es keine Ponton-Brücke. Die französische Regierung hatte die Provinz sorgfältig von Deutschland getrennt, um sie desto sicherer und schneller in französische Departements umzuwandeln.

Die Angestellten so wie die Aspiranten bedurften der französischen Sprache und Sitten; es war also kein Wunder, daß

Alles, von den Moden bis zu den häuslichen Gewohnheiten, aus Paris geholt wurde.

Die deutsche Sprache war darüber fast ganz zu Grunde gegangen. Man fand im Jahre 1814 wenig Eingeborne am linken Rheinufer, welche in deutscher Sprache correct schrieben oder sprachen. Deutsche Werke, welche seit dem Revolutions-Kriege erschienen waren, welche Epoche sie auch gemacht haben mochten, kannte niemand.

Das waren die Früchte des kaum 20jährigen französischen Besitzes.

Noch eine Fortsetzung von 10 Jahren, und es wäre ganz und für ewige Zeiten um den deutschen Sinn geschehen gewesen.

Nachdem die Dislocation geordnet, die Verpflegung gesichert war, und folglich der Generalstab und das Ingenieur-Corps bei den Truppen keine stehenden Geschäfte hatten, gab ich den Ingenieur-Offizieren auf, ein Befestigungs-System von Mainz bis Nimwegen gegen Frankreich zu entwerfen, den Offizieren des Generalstabes übertrug ich Recognoscirungen in den uns unbekannten Gegenden des linken Rheinufers, deren Schicksal auf dem Congreß von Wien entschieden werden sollte.

Wir hatten am Rhein die Festungen Mainz und Wesel besetzt. Coblenz mit dem Ehrenbreitstein lag in Trümmern, und Düsseldorf war geschleift. Cöln hatte Mauern und Graben, war aber nicht haltbar.

Wesel und Düsseldorf waren durch die Lage der Städte am rechten Ufer, recht eigentlich französische, Cöln, Coblenz und Mainz durch ihre Lage am linken Rheinufer, deutsche Befestigungspunkte. — Napoleon hatte früher viel auf die Befestigung von Jülich verwendet; als er jedoch Wesel acquirirte, ließ er Jülich verfallen. — Vom Rhein als Basis gegen Frankreich lag Jülich in der zweiten Linie, Luxemburg und Saarlouis in der ersten.

Viele der höheren und Subaltern-Offiziere der sächsischen Armee gaben mir ihre Erklärung, in den preußischen Dienst zu treten, mit dem Ersuchen ab: solche geheim zu halten, um mit den exaltirten sächsischen Köpfen nicht in unangenehme Reibungen zu kommen, andre, welche noch ängstlicher oder vorsichtiger waren, baten: daß man sie mit jeder Erklärung verschonen möge, bis die Entbindung von Seiten des Königs von Sachsen erfolgt sei, und die Trennung der sächsischen Armee factisch erfolge.

Diese Wünsche schienen mir und meinem kommandirenden General billig, wurden auch so in den Berichten dargestellt, und die Vollziehung durch den König von Sachsen ruhig erwartet.

Als jedoch Napoleon wieder auftrat, nahm Alles eine andere Gestalt an. Unbekannt mit dem, was zu dieser Zeit in Wien geschah, beschränkte ich mich auf das, was bei dem sächsischen Contingent vorging, in welchem es eine Sachsen- und eine Preußen-Partei gab, wovon die erste die handelnde und renomirende, die letztere aber die ruhig abwartende war.

Die erste hatte eine sichere Correspondenz mit den Umgebungen des Königs von Sachsen, und erhielt von daher ihre bestimmten Weisungen. Meine Stellung als der Vortragende machte es mir nicht schwer, zu erfahren, was man für Ansichten im Gefolge des Königs von Sachsen hatte, der von seinem Lande und den Regierungs-Geschäften entfernt, in der Gefangenschaft lebte. Nach diesen Ansichten wurde die Theilung des Landes als ein großes Unglück und als eine schreiende Ungerechtigkeit angesehen.

Man glaubte auf Oestreichs Widerspruch und auf Napoleons Mitwirken rechnen zu dürfen, wenn das Glück wolle, daß er sich wieder auf seinem Thron befestige.

Es wurde daher empfohlen: auf das Fortbestehen eines guten sächsischen Geistes zu halten, denn der König werde Alles in die Länge zu ziehen wissen, und sicherlich keine Abtretung unterschreiben, so lange Napoleons Glücksstern nicht abermals untergegangen sei.

Die sächsischen Truppen sollten nur beharrlich sein und sich einer Theilung mit Energie widersetzen.

So stand es, als 1815 der Feldmarschall Blücher mit dem General Grafen von Gneisenau bei der Armee angekommen war, und das Commando übernommen hatte. Die bearbeiteten sächsischen Truppen fingen an, sehr unruhig zu werden.

Der Feldmarschall, um jeden Schein von Besorgniß zu vermeiden, concentrirte das ganze sächsische Corps um Lüttich und legte 4 Bataillons davon in die Stadt (wo er sein Hauptquartier genommen hatte) ohne einen Mann preußische Truppen bei sich zu haben.

Wenn hier die Nachricht von der Entbindung des Eides, Seitens des Königs von Sachsen, ankam, so wäre die Theilung ruhig vor sich gegangen, so aber kam von Wien die Nachricht, daß — da dieser Akt von dem König von Sachsen immer aufgeschoben und nicht zu erlangen war, — die Theilung unvorzüglich vorgenommen werden solle.

Es war allerdings die höchste Zeit, dem ungewissen Zustand ein Ende zu machen, denn der Krieg war seinem Ausbruch nahe, — aber die Ausführung dieses Befehls hatte große Schwierigkeiten, da zwar die Unteroffiziere und Gemeinen, wovon ungefähr die Hälfte des ganzen Corps zum preußischen Antheil gehörten, leicht herausgezogen werden konnten, jedoch es dann zur Frage kam, wer diese unorganisirte Mannschaft kommandiren sollte, da die Offiziere sich nicht definitiv erklären konnten.

Der Feldmarschall berief die sächsischen Generale, um mit ihnen zu berathen, und Alles so sanft als möglich einzuleiten.

doch ehe es zur Ausführung kommen konnte, war es bekannt geworden, daß die Theilung ohne die Einwilligung des Königs von Sachsen vor sich gehen sollte, und dies schien denjenigen, welche die altsächsische Parthei leiteten, der richtige Augenblick zum Widerstand.

Das zu diesem Zweck bearbeitete Garde-Bataillon kam in Masse — ohne Offiziere — vor die Wohnung des Feldmarschalls, um dem König von Sachsen ein Vivat zu bringen.

Einige sächsische Offiziere vermochten jedoch die unbewaffneten Mannschaften, wieder in ihre Quartiere zurückzugehen.

Der Feldmarschall ließ das Bataillon sofort ausrücken, und wies ihm Quartiere in Namur mitten zwischen dem 2ten preußischen Armee-Corps an.

Einige Stunden darauf erschienen jedoch die andern 3 Bataillons mit Säbeln bewaffnet und wildem Geschrei vor der Wohnung des Feldmarschalls, so daß das Hausthor geschlossen werden mußte. — Die Fenster des Hauses, und namentlich des Zimmers, in welchem der Feldmarschall sich befand, wurden durch Steine eingeworfen.

Mir war bekannt, daß das Haus noch einen Ausgang in eine andere Straße hatte; ich eilte durch diesen mit einigen Offizieren des Generalstabes zur nahen Hauptwacht, und forderte den wachthabenden sächsischen Capitain auf, mir zur Wiederherstellung der Ordnung zu folgen. Dies geschah. Die Meuterer wichen einen Augenblick zurück, ermuthigten sich aber durch ein wildes Geschrei wieder und drängten mit gezogenen Säbeln die Wache nach und nach zurück.

Alle Ermahnungen waren vergeblich, denn das wilde Gebrüll erlaubte niemand, sein eignes Wort zu hören. Ich versuchte es nebst einigen preußischen Offizieren die Vordrängenden zurückzuhalten, aber man griff uns mit Säbelhieben an, wovon einer mich schwer verwundet hätte, wenn er nicht durch den halben Mond meines Epauletts aufgefangen worden wäre.

Hiernach ließ ſich überſehen, was dem Feldmarſchall bevorſtand, wenn die Meuterer bis zu ihm gedrungen wären.

Ich zog die Wache bis in's Haus zurück, ließ das Thor verrammeln und führte den Feldmarſchall durch den hintern Ausgang, wo unſere Pferde bereit ſtanden; ſeine Suite ritt mit ihm ruhig aus der Stadt.

Der Feldmarſchall hatte ſich bereits einige Tage zuvör auf den folgenden Morgen ein Rendezvous mit dem Herzog von Wellington auf dem halben Wege zwiſchen Lüttich und Brüſſel gegeben.

Als wir davon zurückkamen, befanden ſich bereits die dahin beorderten preußiſchen Truppen in der Stadt. Die 3 ſächſiſchen Bataillons hatten ihren Offizieren den Gehorſam aufgekündigt, ſie von der Fronte weggejagt und waren, mit ſelbſt aus ihrer Mitte gewählten Führern, unter dem Geſchrei: „der Garde nach" abmarſchirt. Am andern Tage zeigte es ſich, daß dieſe Bataillons ſich in Dörfern in der Richtung von Hannut einquartiert hatten. Sie wurden von preußiſchen Truppen umringt, und ſo wie das Garde-Bataillon in Namur entwaffnet.

Ich hatte von verſchiedenen der durch die verwilderten Soldaten weggetriebenen Offiziere erfahren, daß nur wenige bekannte ſchlechte Subjecte die Meuterei geleitet hätten. Ich ließ mir das Verzeichniß geben. Von 3 verſchiedenen Seiten ging daſſelbe mit 7 gleichen Namen ein.

Der Feldmarſchall, General Graf Gneiſenau und General Grolmann waren für das Decimiren dieſer Bataillone. Dieſe Maaßregel erſchien mir zu hart, weil dann vielleicht kein einziger Verführer betroffen wurde, ſondern nur Verführte. Ich ſchlug vor, ſtatt des großen Blutvergießens die durch Meuterei entehrte Fahne öffentlich zu verbrennen und die Bataillons aufzufordern, ihre Rädelsführer auszuliefern unter Bedrohung des Decimirens. Der Feldmarſchall gab meinem Vor-

ſchlag nach. Die 3 Bataillone lieferten 7 Rädelsführer aus, welche gleich nach der Entwaffnung vor der Fronte der Meuterer erſchoſſen wurden; 6 davon ſtanden auf den mir eingereichten Verzeichniſſen.

Wir hatten daher auf doppelte Art den Troſt, daß keine Unſchuldige beſtraft worden waren.

Der übrige Theil der ſächſiſchen Armee blieb der Meuterei völlig fremd, und wartete in Ergebung das Ende der Theilung ab.

Der Feldmarſchall verlegte ſein Hauptquartier nach Namur, und hier war es, wo ich auf meine an den König gerichtete Bitte, mich für dieſen Feldzug in der Linie anzuſtellen, beſchieden wurde, daß mein Wunſch in der Folge berückſichtigt werden ſollte, daß ich jedoch für jetzt mich in das engliſche Hauptquartier zu begeben habe, um die Verbindung zwiſchen dem Herzog von Wellington und Feldmarſchall Blücher zu unterhalten.

So wenig dieſe Anſtellung meinen Wünſchen entſprach, ſo wenig ich glauben konnte, in dieſer Lage bedeutende Dienſte leiſten zu können, ſo willig fügte ich mich, obgleich ich in meinen frühern Studien der engliſchen Sprache nicht über den Vicar of Wakefield und Thomſons Jahreszeiten hinausgekommen war. Der General von Gneiſenau warnte mich bei meinem Abgange, mit dem Herzog von Wellington ſehr auf meiner Huth zu ſein, denn dieſer ausgezeichnete Führer ſei durch ſeine Verhältniſſe in Indien und die Verhandlungen mit den hinterliſtigen Nabobs an die Falſchheit gewöhnt worden, und habe es darin zuletzt zu einer ſolchen Meiſterſchaft gebracht, daß ſelbſt die Nabobs von ihm überliſtet worden wären.

Ich löſte in Brüſſel den General von Roeder ab, der dem Himmel dankte, aus dieſem Hauptquartier zu kommen, wo er ſich faſt täglich beleidigt fand. Er ging aber in ſeiner Verdrießlichkeit viel zu weit. Bald war ein Engländer mit dem

Hut auf dem Kopf in ſein Zimmer getreten, bald hatte ein anderer, der ihn nicht verſtand, ein gedehntes He? gefragt und dann wieder war ſein Rang nicht beachtet worden. — Ich ließ mir vom General von Röder Alles gründlich erzählen, und dies iſt mir von großem Nutzen geweſen, weil es mir auf's Neue ſo recht klar machte, wie ungerecht es iſt, wenn jemand ſich mitten in einer fremden Nation befindet, ſeine Forderungen auf mitgebrachte Ideen zu gründen, anſtatt die Sitten und Gebräuche derer zu ſtudiren, mit denen er leben muß.

Mein Beſtreben, mich mit dem Herzog von Wellington und den Offizieren der engliſchen Armee gut zu ſtellen, blieb nicht ohne Erfolg.

Ich wurde durch den Umſtand begünſtigt, daß man wußte, daß ich ſeit der Eröffnung des Krieges von 1813 im Generalſtab des Feldmarſchall Blücher gedient hatte. Dies bewirkte mir ein freundliches Entgegenkommen, da der Feldmarſchall Blücher bei der ganzen engliſchen Armee in großem Anſehen ſtand. Es kommt nicht ſelten vor, daß die bei den kommandirenden Generalen angeſtellten Offiziere fremder Mächte die Haupt-Intrigants der Hauptquartiere ſind. Gegen einen ſolchen Verdacht war ich durch meine Stellung geſchützt. In meiner Beſtimmung:

> die Verbindung zwiſchen ꝛc. Wellington und ꝛc. Blücher zu erhalten,

lag ganz natürlich das Beſtreben, dem Herzog von Wellington Alles möglichſt zu erleichtern, was er zur Einigkeit und einer kräftigen Armeeführung mit Blücher zu verabreden hatte. — Der Herzog erkannte bald, daß ich ihm in allen Dingen, welche bei ſolchen Gelegenheiten zur Sprache kamen, ſie mochten nun die preußiſche Armee oder die Verhältniſſe zwiſchen beiden betreffen, die reine Wahrheit ſagte, und daß er mir mit Vertrauen entgegen kommen konnte.

Dagegen hatte ich erkannt, daß der Herzog in der Armee, welche er kommandirte, eine ohngleich größere Gewalt ausübte, als der Fürst Blücher in der ihm untergebenen. Die englischen Dienst-Vorschriften gestatteten ihm eine Amts-Suspension aller Offiziere und damit zugleich Zurücksendung nach England. Der Herzog hatte während des Krieges in Spanien von diesem Recht Gebrauch gemacht, wo sich Ungehorsam unter den höheren Offizieren zeigte. Sir Robert Wilson hatte das erfahren.

Unter allen Generalen, vom Corpsbefehlshaber bis zum Brigade-Commandeur, befand sich keiner bei der activen Armee, der als renitent bekannt gewesen wäre.

Den Feldherrn wegen seiner Operationen zu critisiren oder controlliren, war in der Armee nicht Sitte. Die Disciplin wurde streng gehandhabt, jeder kannte seine Rechte und Pflichten. Der Herzog war im Dienst sehr kurz und bestimmt. — Er gestattete Anfragen, wies jedoch die unnöthigen zurück. Seine Gegner haben ihm vorgeworfen: er habe eine Neigung zu Uebergriffen in die Wirkungskreise anderer. Diese Beschuldigung widerspricht meinen gemachten Erfahrungen.

Sein Military Secretary und sein General-Quartiermeister waren Offiziere, die sich bewährt hatten, seine Adjutanten und Gallopins waren junge Männer aus den ersten Lord-Familien von England, die es sich zur Ehre rechneten, ihrem Vaterlande und England's größtem Feldherrn zugleich alle Kräfte des Willens und der Intelligenz zu widmen. Im Besitz der ausgezeichnetsten Pferde von England war es unter diesen Adjutanten als eine Ehrensache angenommen, daß, wenn der Herzog bei einer Versendung zu Pferde hinzufügte schleunig, 3 deutsche Meilen in einer Stunde und 1 Meile in achtzehn Minuten zurückgelegt sein mußten.

Der Herzog richtete Fragen an mich, aus denen hervorging, er wolle wissen, worauf er von Seiten des Fürsten Blücher mit Sicherheit zu rechnen habe.

Der Herzog hatte den engliſchen Obriſt Hardinge*) in's Hauptquartier des Fürſten Blücher entſendet, einen Mann, der ſich durch ehrenwerthe Eigenſchaften und die angenehmſten Formen als Offizier wie als Diplomat empfahl. Er war in den letzten Jahren von ſeinem Gouvernement in der Diplomatie verwendet worden. — Wie dieſer Obriſt ſeine Stellung im preußiſchen Hauptquartier anſah, und welche Inſtructionen er darüber vom Herzog erhalten hatte, blieb mir natürlich völlig fremd, doch trat ich ihm bei unſern Unterredungen mit aller Offenheit entgegen, und bemerkte bald, daß er durch ſeinen Vorgänger im Feldzug vom Jahr 1814, Sir Hudſon Lowe, ſehr gut über die Perſönlichkeiten im Hauptquartier unterrichtet war. Er kannte die Eigenheiten der Generale Gneiſenau und Grolmann, mit denen er vorzüglich zu verhandeln hatte. Er war unbeſorgt über Differenzen in Beziehung auf die Grundſätze der höheren Kriegführung, da der unternehmende Wellington ganz damit übereinſtimmte, doch fürchtete er ihre vielfach hervorbrechende Lebhaftigkeit. Aus Allem ging hervor, daß er nichts mehr wünſchte, als die größte Einigkeit zwiſchen Blücher und dem von ihm hochverehrten Wellington zu erhalten. Dem Herzog blieb es allerdings freigeſtellt, ob er ſeine Fragen, ſeine Antworten und Vorſchläge durch mich an den Fürſten bringen wollte oder durch Hardinge; indeß war ich dazu ganz anders ausgerüſtet, als Hardinge. Ich hatte 4 Adjutanten nebſt Büreau und Ordonnanzen, disponirte über Feldjäger, Feldpoſt und ſo viel berittene Offiziere, als ich bedurfte, und war noch in der Stellung als General-Quartiermeiſter der preußiſchen Armee im Blücher'ſchen Hauptquartier durch den General von Grolmann vertreten. Es war daher wohl zu erwarten, daß der Herzog mich als Vermittler wählen würde, allein für das Bedürfniß der Einheit der Operationen einer combi-

*) 1845—1848 General-Gouverneur in Oſtindien.

englischen, spanischen und portugiesischen Armeen
dennoch mußte er erfahren, daß die Spanier ihm
ten, so weit sie es für gut fanden, ohne zu beach
gehorsamen Engländer und Portugiesen völligen
ausgesetzt wurden.

Der Herzog mußte mehr, als irgend Jemand
den Werth eines Befehls anerkennen, der aus
kommend, die großen Operationen und Schlachten

Er mußte einsehen, daß der Geschäftsgang, a
gewöhnt hatte, nicht in derselben Art fortgesetzt we
Ich hatte Gelegenheit gefunden, durch Gespräch
spanischen Feldzüge und über die Jahre 1813—18
zog zu überzeugen, daß ich für ein verbündetes Hee
heit in den verabredeten Maaßregeln, jeden fortdau
für unmöglich halte. An die vielfachen offiziel
dungen über unsere Heeres-Ausrüstung, Verpflegun
quisition, Lagerung ohne Zelte u. s. w., um die
zugrenzen, aus welchen beide Armeen ihre Subsiste
beziehen hätten, knüpfte ich absichtlich Betrachtung
starken Seiten unserer Armee an, ohne die sch

der Defensive, sondern zugleich in einer blutigen, aber nicht lange andauernden Offensive suchen. — Spät am Abend angreifen, so daß das Gefecht beim Sinken des Tages am heftigsten ist. Eine Oeconomie der Kräfte ist unsern Leuten völlig fremd. Sie verwenden unter Anführung unserer Offiziere in einer Stunde, woran sie vier Stunden zu zehren gehabt hätten. Sie nöthigen dadurch den Gegner zu ganz ungewohnten Anstrengungen, und zu einer Zeit, in welcher die Nacht verhindert, Heldenthaten so wie Pflichterfüllung gehörig zu bewundern. Gelingt es, am Abend irgendwo einzubohren, so daß der Gegner sich rückwärts concentriren muß, so wird sich die Stärke unserer Armee in ihrem Glanzpunkt zeigen, ihr Gegner ist verloren.

Sie können darauf rechnen, daß, wenn der Fürst seine Zustimmung zu einer gemeinschaftlichen Operation gegeben hat, sein Wort gelöst wird, und wenn die ganze preußische Armee darüber aufgerieben werden sollte, aber erwarten Sie von uns nicht mehr, als wir zu leisten vermögen; wir werden Ihnen stets mit dem entgegen kommen, was wir können; der Fürst wird vollständig befriedigt sein, wenn Sie dasselbe thun. Daß der Herzog sich bei dieser delikaten Materie schweigsam verhielt, war mir nicht unerwartet. Ich hätte in seiner Stelle dasselbe gethan, und den bereits angekündigten Antrag auf eine Verabredung,

> wie es gehalten werden solle, wenn der Feind uns nicht in den Niederlanden angreife, sondern seine Kräfte gegen die große Armee wende, und, wo wir ihm eine Schlacht liefern wollten, wenn er die niederländische Grenze überschreite,

ganz ruhig abgewartet.

So geschah es auch. Ich hatte diese verschiedenen Fälle wie gewöhnlich dienstlich und in deutscher Sprache für den Feldmarschall Blücher bearbeitet, und seine Beistimmung und

ſeine Zuſage erhalten, nach meinen Vorſchlägen zu handeln, wenn der Herzog ſich in derſelben Art erkläre. Der Herzog nahm einen mündlichen Vortrag in franzöſiſcher Sprache mit der Karte in der Hand an. Er fand meine Anträge ganz nach ſeinen Grundſätzen und genehmigte Alles.

Mit dieſem Geſchäftsgang war ich vollkommen zufrieden geſtellt in allen den Fällen, in denen die Zeit zur Einholung der beiderſeitigen Genehmigung blieb. Bei Gefahr im Verzug konnte dies jedoch nicht ausreichen; es konnte nur Einheit in die Armee-Führung kommen, wenn ich ſicher war, die alleinige Mittelsperſon zwiſchen der preußiſchen Armee und dem engliſchen Ober-Feldherrn zu ſein, und mir die Vollmacht ertheilt wurde, wo es nöthig war, im Namen des Fürſten Blücher Anträge zu machen oder zu bewilligen. Der General Gneiſenau, gegen den ich dieſe Anſichten mündlich ausſprach, wußte, daß ich der Würde des preußiſchen Ober-Feldherrn nichts vergeben, und eben ſo wenig dem Vorwurf Raum geben würde, es hätte von unſerer Seite mehr geſchehen können, billigte meine Anſicht, und der Fürſt ertheilte mir die nöthige Vollmacht. Sie entſprach der Stellung, welche mir der König gegeben hatte, und es bedurfte daher nichts anders, als die nöthigen Anweiſungen an die höheren preußiſchen Generale, meinen Aufforderungen Folge zu leiſten.

Alles Uebrige mußte der Fürſt meinem Takt und einer Verantwortlichkeit überlaſſen, von der ich mich loszuſagen nicht die entfernteſte Abſicht hatte.

Mit dieſem Schritt war Alles geſchehen, was ſich thun ließ, um Einheit in die Operationen und Schlachten zu bringen, welche uns bevorſtanden, und da ich um dieſe Zeit die engliſche Armee in ihren innern Zuſtänden bereits näher kennen gelernt hatte, ſo wohnte mir die innere Ueberzeugung bei, daß wenn das Glück uns bei einer Schlacht dahin begünſtigte, daß die engliſche Armee defenſiv und mit ihr zugleich die preu-

ßische Armee offensiv fechten könne, wir einen glänzenden Sieg über Napoleon davontragen würden.

Der Herzog von Wellington theilte mir Alles, was ich zu wissen bedurfte, mündlich mit, und da es auch alle geheimen Nachrichten von Paris einschloß, so sah ich diese Mittheilungen als vertrauliche an, und beobachtete darüber ein Schweigen gegen alle militairischen Gesandten im Hauptquartier, von denen der russische General Pozzo di Borgo die bedeutendste Stellung einnahm, da der Herzog auf seine diplomatischen Ansichten einen Werth zu legen schien, den dieser geltend zu machen strebte.

Nach dieser Darstellung des Geschäftsganges, wie er sich allmählig ausgebildet hatte, folgen wir jetzt den Begebenheiten.

Der Feldmarschall Blücher hatte von seinem Vorgänger im Commando, General von Kleist, die Veranlassung zu verdrießlichen Verhältnissen mit den niederländischen Behörden geerbt.

Als die Nachricht von der Landung Napoleons im Haag eingegangen war, forderte der König der Niederlande, durch die Umstände bedrängt, den General von Kleist auf, mit der preußischen Armee bis an die Maas vorzurücken.

General von Kleist erwiederte, daß er mit dem besten Willen dieser Aufforderung nicht Folge leisten könne, da die Verpflegung der preußischen Truppen außerhalb dem Gouvernement Nieder-Rhein nicht gesichert sei, und er kein Geld zu seiner Disposition habe, um an der Maas durch Ankäufe und aus Magazinen zu leben.

Der König, dem daran gelegen war, alle Schwierigkeiten möglichst schnell zu beseitigen, übernahm es, für die Verpflegung zu sorgen und später mit dem preußischen Gouvernement abzurechnen.

Der General Graf Kleist rückte hierauf, ganz den Wünschen des Königs der Niederlande gemäß, an die Maas vor, als jedoch die englischen Truppen in bedeutender Anzahl sich

ausschifften und zur Deckung von Brüssel angekommen waren, als dadurch sehr zweifelhaft wurde, ob Napoleon sich gegen die Niederlande oder gegen die große Armee wenden würde, die sich am Oberrhein versammelte, so entstand der Wunsch beim niederländischen Cabinet, die Auslagen dieser Verpflegung von sich abzuwälzen, und es wurde dem Feldmarschall Blücher angesonnen, wieder in die preußischen Provinzen am Niederrhein zurückzugehen, oder seine Bedürfnisse, wie es die Engländer thaten, gleich baar zu bezahlen. — Das letzte war nicht möglich, und der erste Schritt war nicht mehr Sache der preußischen Armee, sondern eine allgemeine Angelegenheit der Verbündeten geworden.

Der Herzog von Wellington hatte früher den Wunsch geäußert, daß, wenn Napoleon gegen die Niederlande vorrücke, die beiden Armeen, die preußische und die englische, sich ihm dergestalt entgegenstellen möchten, daß Brüssel erst, wenn Napoleon eine Schlacht gewinne, in seine Hände kommen könne. — Dies war allen Interessen gemäß, und der Feldmarschall war hierzu bis Namur und an die Sambre vorgerückt.

Ich berechnete nach Zeit und Raum, daß, wenn der Feldmarschall genöthigt werde, bis Aachen zurückzugehen, diese Vereinigung beider Armeen zwischen der französischen Grenze und Brüssel aufgegeben werden müsse, und nur in der Linie von Brüssel nach Lüttich Statt finden könne.

Dann aber hätte sowohl die Rückzugs-Linie der englischen Armee auf Antwerpen, als die Rückzugslinie der preußischen Armee gegen den Rhein sehr spitzige Winkel mit der Basis erhalten, wenn überhaupt sie noch ausführbar waren.

Der Herzog von Wellington fand meine Berechnungen mit ihren Folgen richtig, und wurde der Vermittler beim König der Niederlande, der sich der Nothwendigkeit fügte, die Lieferungen für die preußische Armee als Vorschuß fortzusetzen.

Der Herzog von Wellington, durch mich unterrichtet, daß die Espionage des Fürſten Blücher ſchlecht organiſirt war, glaubte ſich auf dieſem Punkt ſehr ſicher, und daß er Alles ſofort erfahren würde, was in Paris auf einen Marſch gegen die Niederlande deute. — In dieſer Zuverſicht war die Dislocation der engliſch-niederländiſch-hannöverſchen Armee angelegt, und die Stunde berechnet, in welcher ſie — vom Augenblick der Abſendung der Cavallerie-Ordonnanzen aus Brüſſel — auf dem einen oder dem andern der drei verſchiedenen Rendezvous verſammelt ſein konnte. —

Die Rechnungen ſelbſt waren mir nicht bekannt, ſie waren jedoch, wie es ſich ſpäter auswies, in der Vorausſetzung geführt, daß die Befehle zur Zuſammenziehung am Tage, und nicht in der Nacht gegeben und ausgeführt wurden. Nur zu oft kommt bei den Berechnungen dieſes Verſehen vor.

In dunkler Nacht können die Ordonnanzen auf Nebenwegen nicht ſcharf reiten, ſie finden in den Cantonnirungen Alles in tiefem Schlaf, und eine Verſpätung der Ankunft auf dem Rendezvous iſt die unabwendbare Folge einer auf die Zeit des Tages und nicht der Nacht gegründeten Berechnung.

Als es wahrſcheinlich wurde, daß Napoleon einen Angriff gegen die Niederlande beabſichtige, hatte ich ſolche Maaßregeln getroffen, daß ich jeden Angriff auf die preußiſche Armee in der möglichſt kurzen Zeit erfahren mußte.

Bereits am 14. Juni wußte ich durch Mittheilungen vom General von Zieten aus Charleroy, daß die ganze franzöſiſche Armee ſich vor ſeinen Vorpoſten concentrire, und daß ihr Angriff wahrſcheinlich auf ihn gerichtet ſein werde.

Der Herzog von Wellington, der ſonſt täglich Nachrichten aus Paris erhielt, von wo bis dahin die Diligenzen ungehindert nach Brüſſel gingen, hatte, als ich ihm die Nachrichten vom General von Zieten mittheilte, nichts von Paris erhalten, denn die Diligenzen waren nicht über die Grenze gelaſſen, und ſeine

Kundschafter hatten noch nicht die Mittel gefunden, auf Umwegen zu ihm zu gelangen.

Es schien ihm nicht wahrscheinlich, daß die ganze französische Armee über Charleroy vorbrechen werde, und vor Allem erwartete er eine Colonne auf der Haupt-Chaussee über Mons (wo seine Vorposten standen) nach Brüssel.

Man mußte voraussetzen, daß Napoleon wußte, wo die beiden Armeen in ihren Cantonnirungen aneinander grenzten, und so lag es allerdings in den Umständen, zu glauben, daß Napoleon eine starke Avantgarde in zwei Colonnen vortreiben werde, wovon die eine auf den rechten Flügel des Feldmarschall Blücher, die andere auf den linken des Herzogs von Wellington stieße, um dadurch diese mit schwachen Fäden zusammengefügte Naht auseinander zu treiben und sich vorzubehalten, dann auf die eine oder die andere der beiden Armeen zu fallen.

Die militairischen Maaßregeln, welche General Kleist in Folge Napoleons Landung ergriff, sind bis hierher völlig übergangen worden, um sie in einem ununterbrochenen Zusammenhang vorzutragen, der die Einleitung zum Feldzug vom Jahr 1815 bildet.

Als die Nachricht von Napoleons Landung im Hauptquartier Aachen einging, mußte der kommandirende General der Rhein-Armee sich fragen:

> Wird das französische Volk Ludwig XVIII. treu bleiben, oder zu Napoleon übergehen?

Von der französischen Armee ist das letzte anzunehmen. Die am Nieder-Rhein versammelten Cadres einer Armee von 100,000 Mann waren die Hauptmasse, welche innerhalb der Grenze von Deutschland gegen Frankreich zu Gebote stand. Die Engländer in Belgien und die Süddeutschen sammt den

Oestreichern waren sehr schwach. General Kleist war für einen solchen Fall und Abfall ohne alle Instruction. Da es jedoch klar zu Tage lag, daß bei seinem Eintreten schleunigst entschiedene Maaßregeln ergriffen werden mußten, so war er auch sofort bereit, sie auf eigene Verantwortlichkeit auszuführen.

Zur Lösung der, für Kleist so wichtigen, oben gestellten Frage sendete ich meinen dazu vorzugsweise geeigneten Adjutanten von Gerlach mit der Instruction, eine zuverlässige Antwort zu bringen, nach Paris. Gerlach wartete Napoleons Einzug in Paris ab, und brachte die Nachricht zurück: Alles jauchzt ihm entgegen und verlangt die Wiedereroberung des linken Rheinufers. Hierauf ließ Kleist Jülich und Wesel zur Armirung vorbereiten, Cöln und Coblenz sturmfrei machen, zwischen Cöln und Deutz eine Brücke aus gemietheten Schiffen schlagen, Magazine anlegen, eine Fremden-Polizei einführen u.s.w.

Der König der Niederlande sendete einen Flügel-Adjutanten, um Kleist aufzufordern, in Gemeinschaft mit seinem Sohn, dem Prinzen von Oranien, der die englisch-niederländische Armee in Belgien kommandirte, für den Fall, daß Napoleon einfallen sollte, zu Hülfe zu kommen und eine Schlacht zu liefern. Daß die auf die Rhein-Provinz basirte, noch aus Cadres bestehende Rhein-Armee, sich jenseit der Maas ohne weitere Bedingungen als Hülfstruppen abhängig machen sollte, war an sich bedenklich. Dazu kam, daß Belgien durch Sprache, Sitten und Gewohnheiten seit so langen Jahren französisch, nur durch Zwang holländisch war, ja, daß die Truppen, welche mit dem Frieden 1814 übergeben waren, als alte Kriegsgefährten an dem Kaiser hingen und noch heute seine Uniform mit holländischer Cocarde trugen. — Indeß, Kleist konnte nicht ablehnen, er mußte dem alliirten Souverain gegenüber sogar guten Willen zeigen.

In den zu diesem Zweck angeordneten Conferenzen zwischen mir und Sir Hudson Lowe, Chef des Generalstabes beim

Prinzen von Oranien, legte ich meinem tapfern Freund und Collegen eine Karte von Belgien vor, auf welcher ein fingerbreit rother Strich von Marchienne an der Sambre, längs der Dyle über Wavre bis Löwen gezogen war. Hier haben Sie, so deducirte ich mit deutschem Pedantismus nach dem gegebenen Subject und Object die von der Natur vorgezeichnete strategische Demarcations-Linie, ein westliches (englisches), ein östliches (preußisches) Fach. Mein Zweck wurde vollkommen erreicht. Wir kamen keinen Schritt weiter, und als Wellington eintraf, wurde Alles zu den Akten genommen.

Die Truppen der Rhein-Armee waren, wie man zu sagen pflegt, gut aus dem Winter gekommen; die Rekruten gut ausgebildet, Alles gut genährt, gesund, in der besten Disciplin, gut bekleidet und kriegslustig. In demselben Zustande befanden sich alle in der letzten Zeit auf preußischen Fuß gesetzten Truppen; die in Linien-Bataillone verwandelten Frei-Corps, die russisch-deutsche Legion, die bergischen Regimenter und die noch ungetheilten Sachsen.

Die einbeorderte Landwehr kam schleunig ein. Die Besetzung der höheren Stellen vom Brigade-Commandeur aufwärts, traf von Wien ein.

Als sich beim Congreß in Wien die unabweisbare Nothwendigkeit herausgestellt hatte, das Napoleon wieder zugefallene Frankreich ein zweites Mal mit einem europäischen Krieg zu überziehen, an welchem diesmal auch England einen bedeutenden Antheil nehmen konnte, glaubte man von preußischer Seite eine Armee von 100,000 Mann dazu in Bereitschaft setzen zu müssen, wovon 3 Armee-Corps, 75,000 Mann, zum Marsch auf Paris, und 25,000 Mann, als 4tes Corps, zur Reserve in den neu erworbenen Rhein-Provinzen. Die Commando's bei der neu zu bildenden Armee mußten vertheilt, und dazu die Erfahrungen aus den Jahren 1813 und 1814 benutzt werden.

Hier aber zeigten sich große Schwierigkeiten. Es war in ganz Europa kein Geheimniß geblieben, daß der alte Fürst Blücher, der die Siebziger überschritten hatte, von der Kriegsführung gar nichts verstand, ja so wenig, daß wenn ihm ein Plan zur Genehmigung vorgelegt wurde, selbst wenn er eine unbedeutende Operation betraf, er sich kein klares Bild davon machen und kein Urtheil darüber fällen konnte, ob er gut oder schlecht war.

Dieser Umstand bedingte, daß ein Mann an seine Seite gestellt wurde, zu dem er Vertrauen hatte und dem die Neigung und das Geschick beiwohnte, es zum allgemeinen Wohl zu benutzen. Als einen solchen hatte sich Gneisenau während zwei Feldzügen bewährt, und da Blücher durch diese beiden Feldzüge gerade seinen europäischen Ruf erlangt hatte, so war kein Grund vorhanden, ihm das Commando über die preußische Armee nicht eben so, wie in den beiden vergangenen Jahren, zu übergeben.

Allein, je mehr es bekannt geworden war, daß Gneisenau die Armee commandirte, und Blücher nur in der Schlacht als der Tapferste, bei Anstrengungen als der Unermüdlichste, das Beispiel gab und durch feurige Anreden zu begeistern verstand, je mehr brach die Unzufriedenheit der 4 Generale hervor, welche 1814 Armee-Corps geführt hatten und älter in ihren Patenten waren, als Gneisenau.

Graf Tauentzien hatte Wittenberg mit Sturm genommen, York bei Wartenburg gesiegt, Bülow bei Dennewitz, Kleist bei Culm, sie hatten europäische Namen, sie waren als tapfre unverweisliche Offiziere bekannt, sie konnten, sie durften nicht verletzt werden. In wiefern diese Männer Recht hatten, empfindlich zu sein, soll hier nicht untersucht werden, genug, es war so, und sie hatten die Stimme der ganzen Armee für sich, daß es eine Ehrensache sei, sich von einem Jüngern im Patent nicht befehligen zu lassen. In allen Armeen,

in denen das Ancienneté-Avancement die Regel ist, findet sich dieselbe Idee.

Es darf jedoch auch hier nicht übergangen werden, daß zwischen diesen Generalen und Gneisenau eine gegenseitige Abneigung aus den Jahren 1811 und 1812 bestand, welche die Generale von dem Knesebeck, Borstell mit den meisten höheren Offizieren der Armee theilten. Gneisenau, Boyen, Grolmann wurden als die thätigsten Mitglieder des Tugendbundes bezeichnet, der sehr antiroyalistischer Tendenzen beschuldigt war. Gneisenau, der seine Gegner genau kannte, hatte das System angenommen, ihnen offen und mit großer Energie entgegen zu treten. Führte ihn der Dienst in ihre Nähe, so war er kalt abgeschlossen, und man erkannte die Absicht abzustoßen, was ihm denn auch reichlich erwiedert wurde.

Das Alles war in Wien bekannt. Der Kriegsminister, der dem Könige die Vorschläge vorzulegen hatte, war der vertraute Freund Gneisenau's, hatte jedoch ein anderes System angenommen, sich einen Einfluß zu sichern. Er trat seinen Gegnern mit der größten Unbefangenheit entgegen, und es gelang ihm, viele glauben zu machen, daß sie sich seines Vertrauens zu erfreuen hätten.

Der König, der schroffe Formen nicht liebte, hatte von Boyen die Meinung, daß er seiner Person und seinen Ansichten über Staats- und Armee-Angelegenheiten völlig ergeben sei, wodurch er und seine Freunde Gneisenau und Grolmann einen mächtigen Einfluß gewannen, obgleich der König gegen diese Freunde als Folge ihrer eingenommenen Stellung eine Abneigung hatte, die er sie fühlen ließ. Blücher war von ihm genau gekannt und 1815 in der Anstellung als Feldmarschall der preußischen Armee für ganz unentbehrlich gehalten. Unter diesen Umständen, und nach dem, was Gneisenau geleistet hatte war es eben so unmöglich, ihn von der Stellung als Chef des Generalstabes auszuschließen, welche er bereits während zwei

Feldzügen bekleidet hatte. Die vier oben genannten älteren Generale konnten ſich nicht weigern, unter Blücher zu dienen, und der Uebelſtand war gehoben, wenn der König beſtimmte:

Im Fall eine Vertretung des Feldmarſchalls nothwendig wird, erfolgt ſie durch den älteſten der Corpsführer.

Bei Blücher's Alter konnte dieſer Fall leicht und oft eintreten, und bei dem Syſtem, welches Gneiſenau ſo conſequent entwikkelt hatte, war dann eine unglaubliche Verwirrung beim Oberbefehl vorauszuſehen.

Man beſchloß daher, die drei erſten Corps unter die Befehle von Zieten, Borſtell und Thielmann (alle drei jünger als Gneiſenau) zu ſetzen, und das vierte, als Reſerve in die Rhein-Provinzen beſtimmt, von dem man nicht glaubte, daß es zum Fechten kommen werde, unter Bülow. Tauentzien, York und Kleiſt erhielten andere ehrenvolle Beſtimmungen, welche, wenn ſie auch nicht vollſtändig befriedigten, doch zu keiner Beſchwerde Veranlaſſung geben konnten.

Die Generale Graf Tauentzien und York blieben als Commandirende im Innern des Landes (in den alten Provinzen), General Kleiſt von Nollendorff erhielt den Oberbefehl über das zweite deutſche Armee-Corps, welches ſich in Trier verſammelte.

Noch ehe der Krieg zum Ausbruch kam, gab die Revolte der Sachſen bei Lüttich die Veranlaſſung zu einer Widerſetzlichkeit des commandirenden Generals des 2ten Armee-Corps von Borſtell, der ſein Quartier in Namur hatte. Dort erhielt er den Befehl, das ſächſiſche Garde-Bataillon, welches in Lüttich revoltirt hatte, zu desarmiren und darauf ſeine Fahne öffentlich zu verbrennen.

General von Borſtell, ſeinen Auftrag ganz einſeitig auffaſſend, hielt den Meuterern lange Reden, Strafpredigten, endete damit, ihnen Alles zu verzeihen, und meldete dies dem Feldmarſchall nach Lüttich, der dieſe Maaßregel als eine bereits

vollzogene Genugthuung für alle treu gebliebenen Sachſen verkündet hatte.

Der Fürſt mäßigte ſeinen Zorn über dieſen Ungehorſam, und ertheilte dem General von Borſtell auf ſeine Meldung den gemeſſenſten Befehl: das Bataillon zu verſammeln, zu entwaffnen und die Fahne zu verbrennen. General von Borſtell erwiederte ſchriftlich: er könne nach ſeinem Gewiſſen und ſeiner Verantwortlichkeit gegen den König den Befehl nicht ausführen.

Der Fürſt ſuspendirte hierauf den General von Borſtell von ſeinem Commando, übertrug es dem älteſten General des Corps, General von Pirch II., interimiſtiſch, ſo wie die Verbrennung der Fahne, und zeigte dem König den Vorfall an. General von Borſtell wurde von einem Kriegsgericht zur Feſtung verurtheilt, und General von Pirch behielt das Commando über das 2te Armee-Corps.

Ausbruch der Feindſeligkeiten den 15. Juni.

Als am 15ten Juni der General von Zieten vor Charleroy angegriffen und dadurch der Krieg eröffnet war, ſendete er einen Offizier an mich ab, der um 3 Uhr in Brüſſel eintraf.

Der Herzog von Wellington, dem ich es ſofort mittheilte, hatte keine Nachrichten von ſeinen Vorpoſten bei Mons. Ich that ihm die Frage:

> Ob und wo er ſeine Armee zuſammenziehen werde, da der Feldmarſchall Blücher ſich in Folge dieſer Nachricht bei Ligny concentriren werde, oder bereits dieſe Stellung bezogen habe.

Der Herzog erwiederte mir hierauf:

> Wenn Alles ſo iſt, wie es der General von Zieten anſieht, ſo concentrire ich mich auf meinem linken Flügel, dem Corps des Prinzen von Oranien, und ſtehe dann à portée, mich in Gemeinſchaft mit der preußi-

schen Armee zu schlagen. Kommt jedoch ein Theil des Feindes über Mons, so muß ich mich mehr nach meinem Centrum zusammenziehen. Dies ist der Grund, weshalb ich durchaus erst die Meldung von Mons abwarten muß, ehe ich das Rendezvous bestimme. — Da jedoch der Aufbruch der Truppen gewiß, und nur das Rendezvous noch ungewiß ist, so werde ich Alles beordern, sich bereit zu halten, auch das in Reserve stehende Braunschweig'sche Corps und eine leichte Cavallerie-Brigade sofort in Marsch gegen Quatre-bras setzen.

Die Befehle dazu wurden um 6—7 Uhr expedirt.

Später ging dieselbe Nachricht von der Eröffnung der Feindseligkeiten, welche von Charleroy nach Namur gegangen war, von dort zum zweiten Male bei mir ein. Der Feldmarschall benachrichtigte mich von seiner Concentrirung bei Sombref, und beauftragte mich, ihm schleunig Nachricht von der Concentrirung der Wellington'schen Armee zu geben.

Ich theilte dies sofort dem Herzog mit, der mit den Anordnungen des Feldmarschall Blücher ganz einverstanden war. Der Herzog konnte sich jedoch nicht entschließen, seine Concentrirungen zu bestimmen, ehe er die erwartete Nachricht von Mons habe. Er versprach mir, wenn diese eingehe, sofortige Nachricht. Er hielt seine Adjutanten und Schreiber im Geschäftslokale zurück.

Ich begab mich nach 10 Uhr nach Haus, erstattete meinen Bericht, so daß ich nur am Schluß die Rendez-vous-Plätze zu nennen hatte, und ließ eine Courier-Chaise vor meiner Thür halten.

Gegen Mitternacht trat der Herzog von Wellington in mein Zimmer und sagte mir:

ich habe die Meldung vom General Dörnberg aus Mons, daß Napoleon sich mit allen seinen Kräften

gegen Charleroy gewendet hat, und daß ihm nichts mehr vom Feinde gegenübersteht; daher sind die Ordres zur Concentration meiner Armee bei Nivelles und Quatre-bras bereits abgegangen.

Die hier befindlichen zahlreichen Freunde Napoleons (da man gegen Abend vor den Thoren von Brüssel das Kanonenfeuer deutlich hören konnte) machen lange Hälse, die Gutgesinnten müssen beruhigt werden, lassen Sie uns daher noch auf den Ball zur Herzogin von Richmond gehen, von wo wir darauf um 5 Uhr von hier nach Quatre-bras zu den versammelten Truppen abreiten.

So geschah es; der Herzog zeigte sich auf dem Ball (wo die Honoratioren von ganz Brüssel versammelt waren) sehr heiter, blieb bis 3 Uhr, und um 5 Uhr waren wir zu Pferde. Wir überholten die marschirenden Truppen und waren um 11 Uhr bei Quatre-bras, wo der Feind seine Vorposten den Truppen der Division Perponcher gegenübergestellt hatte. Da der Feind sich ruhig verhielt, mir aber indeß die Nachricht zugekommen war, die preußische Armee versammle sich bei Ligny, so meinte der Herzog, es sei am besten, zum Feldmarschall zu reiten und mit ihm mündlich zu verabreden, welche Maaßregeln zu einer entscheidenden Schlacht mit vereinten Kräften zu nehmen seien. Dies wurde sogleich ausgeführt, und der Herzog sagte mir unterwegs:

wenn, wie es scheint, das, was vom Feinde bei Frasnes, Quatre-bras gegenüber, steht, nur unbedeutend ist, und die englische Armee maskiren soll, so kann ich meine ganzen Kräfte zur Unterstützung des Feldmarschalls verwenden, und Alles, was er als gemeinschaftliche Operation wünscht, werde ich gern ausführen.

Ich hatte die feste Ueberzeugung, daß das, was der Herzog äußerte, sein unverhohlner fester Wille sei; allein ich kannte

das Mißtrauen des General von Gneiſenau gegen den Herzog und war im Voraus beſorgt, daß dies auf die uns bevorſtehenden Verabredungen von Einfluß ſein werde.

In meiner Stellung als Mittelsperſon zwiſchen beiden Feldmarſchällen lag vorzüglich die Verabredung aller gemeinſchaftlichen Operationen. — Sie zerfielen von ſelbſt in die offenſiven (einen Marſch gegen Paris) und die defenſiven (die Vertheidigung der Niederlande) für den Fall, daß Napoleon hinlängliche Kräfte zu ihrem Angriff, vor dem Vorrücken der Verbündeten vom Ober- und Mittel-Rhein zuſammenbringen konnte. Für die Offenſive war ſchriftlich niedergelegt, daß die engliſche Armee auf der Linie von Antwerpen über Brüſſel nach Mons, die preußiſche Armee von Lüttich, Huy und Namur bis Marchiennes an der Sambre vorrücken, von dort aber parallel auf nebeneinander laufenden Straßen marſchiren würden.

Die Belagerungen von 2 Feſtungen (von jeder Armee eine) wurden in Antwerpen und Weſel vorbereitet. Der Monat Juli war als die Zeit der Offenſive angenommen.

Wenn Napoleon einen Angriff nicht vor Mitte Juni unternehmen konnte, ſo war anzunehmen, daß die beiden verbündeten Armeen ſeinen Kräften um ein Bedeutendes überlegen ſein würden, oder, daß die Armee, welche er ihnen entgegenführte, zum Theil aus zuſammengerafftem Geſindel beſtehen werde.

Einen Angriff im Thal der Maas hatten die Verbündeten nicht zu beſorgen; die unfruchtbaren Waldgegenden, die Unwegſamkeit des Landes und der Aufwand an Zeit, den ein Eindringen von dieſer Seite erfordern würde, ließen Napoleon keine Wahl. Er mußte die fruchtbaren Ebenen von Belgien zu ſeinem Kriegstheater nehmen, und der Erfolg hing davon ab, ob es ihm gelingen werde, die beiden verbündeten Armeen jede einzeln zu ſchlagen.

Dies zu vermeiden, war, was alle Regeln empfahlen, und die Vereinigung der engliſchen und preußiſchen Armeen zu einer Defenſiv-Schlacht, aus welcher in die Offenſive übergegangen werden konnte, war durch die Verhältniſſe und Localität ſo deutlich vorgezeichnet, daß darüber gar kein Zweifel aufkommen konnte.

Stand die engliſche Armee bei Goſſelies, die Verbindungs- und Rückzugslinie über Brüſſel nach Antwerpen hinter ſich, die preußiſche Armee bei Ligny, die Verbindungs- und Rückzugslinie, die Römerſtraße nach der Maas hinter ſich, ſo waren ſie in ihrer Fronte durch die Sambre völlig unangreifbar. Wurde aber Napoleon genöthigt, einen der beiden Flügel anzugreifen, ſo konnte er auch nicht hindern, daß der andere Flügel mit geſicherter Rückzugslinie ihm vorwärts entgegenſchwenkte und von der Sambre abſchnitt.

Nördlich der Chauſſee von Sombref nach Quatre-bras, alſo im Rücken dieſes Verſammlungslagers, wurde die Dyle in einer tiefliegenden und waſſerreichen Niederung gebildet, ziemlich ſenkrecht auf die Sambre nach Löwen abgeführt, und in ihrer erſten Hälfte von 5 Lieues bis Wavre für größere Truppen-Abtheilungen mit Artillerie ganz unpracticabel, diente dieſes Hinderniß dazu, die ſtrategiſche Aufſtellung beider verbündeten Heere zu verſtärken.

Hiernach war für die preußiſche Armee als Verſammlungs-Punkt vorgeſchrieben: zwiſchen Sombref und Charleroy, und für die engliſche Armee in letzter Inſtanz zwiſchen Goſſelies und Marchienne.

Die Haupt-Verbindungs- und Handelsſtraße von der Hauptſtadt Paris zur Hauptſtadt Brüſſel läuft über Mons. Die Cantonirungen der engliſchen Armee mußten daher dergeſtalt angelegt ſein, daß dieſe ſich zwiſchen Brüſſel und Mons verſammeln konnte, daß es ihr jedoch frei ſtand, ſich auf ihrem linken Flügel mit der preußiſchen Armee zu vereinigen. Dies

berücksichtigend, hatte der Herzog von Wellington an der Grenze bei Mons leichte Cavallerie, auf dem halben Wege nach Brüssel das Corps de bataille, in Brüssel selbst nebst Umgegend die Reserve. Das Hauptquartier gehörte in den Sitz der Regierung, die Hauptstadt von Belgien. Der Herzog ist einer unrichtigen Anlage seiner Cantonirungen beschuldigt worden. Dieser Vorwurf entbehrt jeden Grundes; aber es ist richtig, daß seine Armee später auf dem Rendezvous eintraf, als er es beabsichtigt hatte und erwartete. Seine Hauptmassen standen in der Gegend von Nivelles, und wenn er am 14. Juni sein Hauptquartier dorthin verlegte, so hatte er am 15ten des Morgens Nachrichten von Mons, er hörte um 9 Uhr das Kanonenfeuer beim General von Zieten. — Waren bereits am 14ten die Reserven bis Genappe herangezogen, so konnten am 15ten Abends sämmtliche Corps der englischen Armee innerhalb des Dreiecks Frasnes, Quatre-bras, Nivelles bivouakiren, und am 16ten Morgens die englische Armee in der Offensive bei Gosselies sein.

So hing es also von dem kleinen, unbedeutenden Umstand ab, daß der Herzog am 14ten Brüssel verließ, und Napoleon wäre am 16ten Juni in die caudinischen Gabeln gefallen!

Der Herzog von Wellington traf den Feldmarschall an der Windmühle von Bry. Seine Armee-Corps wurden gerade in ihre Aufstellung gewiesen, während einige Offiziere das Vorrücken Napoleons von der tombe de Ligny aus beobachteten. Der Herzog übersah die getroffenen Maaßregeln und schien damit zufrieden. Als die Spitzen der Napoleon'schen Angriffs-Colonnen sich auf St. Amand in Bewegung zeigten, fragte der Herzog den Feldmarschall und den General von Gneisenau: „que voulez-vous que je fasse?" — Mit wenigen Worten hatte ich bereits dem General von Gneisenau gesagt: daß der Herzog die besten Absichten habe, den Feldmarschall zu unterstützen, und daß er Alles thun werde, was man wünsche,

wenn man ihm nur nicht ansinne, seine Armee zu theilen, was gegen seine Grundsätze sei. Es wären bei Quatre-bras noch wenig Truppen angekommen, und die englische Reserve (welche dahin dirigirt sei) könne vor 4 Uhr Nachmittag nicht eintreffen; mir scheine es daher wichtig, daß die Wellington'schen Truppen sich vorwärts, etwa jenseits Frasnes, concentrirten, von da in gerader Linie gegen den preußischen rechten Flügel (Wagnelé) vorrückten, und dort im rechten Winkel mit der preußischen Stellung ankommend, Napoleons linken Flügel sofort umfaßten.

General von Gneisenau hatte dazu den Kopf geschüttelt, aber ich wußte nicht, was er gegen meinen Vorschlag einzuwenden hatte.

Jetzt auf die Frage des Herzogs von Wellington erwiederte der General Gneisenau: das Wünschenswertheste für die preußische Armee sei:

wenn der Herzog mit seiner Armee, sobald sie bei Quatre-bras versammelt sei, links auf der Chaussee nach Namur abmarschire und sich als Reserve der preußischen Armee hinter derselben bei Bry aufstelle.

Dieser Vorschlag war auf die Voraussetzungen gegründet:

1) daß die Armee von Wellington in wenigen Stunden bei Quatre-bras versammelt sein könne,

2) daß der Feind gar nichts gegen sie detachire, so daß sie sowohl Quatre-bras verlassen, als mit Sicherheit auf der Chaussee im Angesicht des Feindes marschiren könne, so wie endlich:

3) daß die englische Armee früher als Reserve der preußischen Armee ankommen könne, als die Schlacht durch Napoleon bei Ligny entschieden sei.

Alle drei Voraussetzungen waren jedoch unrichtig, denn

ad 1. Wie konnte der rechte Flügel der englischen Armee, und deren Reserve-Cavallerie von Grammont (nach

der Zeit, wo sie die Ordre erhalten hatten, sich bei Nivelles zu concentriren) vor Einbruch der Nacht bei Quatre-bras sein? — Ein Marsch von da bis Ligny ($1\frac{1}{4}$ Meile weiter) mit der ganzen Wellington'schen Armee war also am 16ten ganz unmöglich.

ad 2. Hatte ich eine Abtheilung französischer Truppen mit eignen Augen bei Frasnes gesehen; es war aber unmöglich, ihre Stärke zu beurtheilen. Ueberhaupt fand ich die Aufstellung bei Quatre-bras über alle Maaßen schlecht. Wer sie besetzt, hat zwei nicht unbedeutende Wälder rechts und links vor der Fronte, der Horizont ist durch die Höhen von Frasnes beschränkt und die tactische Stellung ist vor der Chaussee, von Quatre-bras nach Namur, dahinter oder auf derselben gleich unvollkommen.

ad 3. Wenn der Feldmarschall Blücher darauf rechnen konnte, daß die Armee von Wellington um 6 Uhr Abends als Reserve (zum Vorrücken bereit) hinter seiner Linie bei Bry stand, so stellte er sich die Aufgabe: 5 Stunden lang die Angriffe Napoleons auszuhalten. — Dann mußte aber die englische Armee um 4 Uhr von Quatre-bras abmarschiren, und General Gneisenau wußte durch mich, daß zu dieser Zeit kaum die Reserve nach einem Marsch von 5—6 Meilen bei Quatre-bras angekommen sein konnte.

Dieser Vorschlag war also keineswegs günstig für die preußische Armee, da er auf Unmöglichkeiten basirt war, er konnte aber auch von dem englischen Feldherrn, der die niederländischen Truppen unter seinen Befehlen hatte, gar nicht angenommen werden, weil er bei einem Links-Abmarsch von Quatre-bras die beiden vom Feinde her auf Brüssel führenden Chausseen

hätte aufgeben und die Hauptstadt Belgiens Preis geben müssen, während in seinen Instructionen gerade das Gegentheil lag.

Der Herzog von Wellington sah in seine Karte und antwortete kein Wort.

Ich sah, wie ihm der Vorschlag mißfiel, und machte daher folgende Bemerkungen:

Nach diesem Vorschlag würde die englische Armee, bis sie versammelt wäre, bei Quatre-bras in völliger Unthätigkeit 12,000 Schritt von der preußischen entfernt stehen müssen, ohne ihr auf das entfernteste nützen zu können.

Wenn jedoch die englische Armee bis dahin vorrücke, wo die Römerstraße die Chaussee von Quatre-bras nach Charleroy durchschneidet (1½ Stunden), so stehe sie nicht mehr als 6000 Schritt vom preußischen rechten Flügel, würde, wenn sie links aufmarschire, völlig mit dem Feldmarschall Blücher zusammen stoßen und ein günstiges Terrain zum Fechten und Manövriren haben.

Das Corps des Prinzen von Oranien habe von Nivelles wenig weiter an den angegebenen Durchschnittspunkt zu marschiren, als nach Quatre-bras, und der rechte Flügel von Ath stehe dem ersten sogar näher. Auf diese Art vermied ich, die falschen Berechnungen des Herzogs über die Zeit der Versammlung seiner Armee, sowie die unrichtigen Rechnungen des Generals von Gneisenau über die Ankunft der englischen Armee bei Bry öffentlich zu erwähnen, und der Herzog ergriff meinen Vorschlag mit Lebhaftigkeit, indem er sagte: je culbuterai ce qu'il y a devant moi à Frasnes, me dirigeant sur Gosselies.

General Gneisenau widerlegte Alles, was für diese Bewegung gesagt, durch die wenigen Worte: sie ist zu weitläuftig und unsicher, der Marsch von Quatre-bras gegen Bry dagegen

ſicher und entſcheidend. Der Herzog erklärte: Wohlan! ich werde kommen, ſofern ich nicht ſelbſt angegriffen werde.

Nach unſerer Zurückkunft bei Quatre-bras fanden wir den Marſchall Ney in vollem Angriff, der auf die von uns beſetzte Ferme Germioncourt begonnen hatte. Der Feind mit ſeinen zwei Armee-Corps entwickelte eine ſo große Ueberlegenheit über die Diviſion Perponcher, daß es klar vorlag, ohne ganz beſonders eintretende Ereigniſſe war Quatre-bras nicht zu halten. Es war jedoch von dem Augenblick an, als die Gebäude auf dieſem Straßenknoten in Feindes Hände fielen, nicht allein alle Verbindung mit der preußiſchen Armee völlig unterbrochen, ſondern auch ganz in derſelben Art die Verbindung mit dem Gros, dem Corps de Bataille der engliſchen Armee, welches im Marſch von Braine le Comte auf Quatre-bras, während die Reſerve von Genappe im Marſch auf Quatre-bras war.

Der Diviſion Perponcher wäre dann kein anderer Rückzug als auf die Reſerve geblieben. Der Herzog ſuchte ſeinem Gegner durch eine feſte Haltung zu imponiren, und gewann ſo viel Zeit, daß Picton bei Quatre-bras ankommen und auf der Chauſſee aufmarſchiren konnte.

Indeß auch jetzt war Wellington mit ſeinen beiden Diviſionen kaum halb ſo ſtark als der Marſchall Ney, und hatte in der nächſten Zeit keine andere Verſtärkung, als durch das Braunſchweig'ſche Corps von etwa 8000 Mann zu erwarten.

Der Herzog faßte in dieſem hochwichtigen Augenblick einen Entſchluß, der eines großen Feldherrn würdig war. Er ließ mit ſeinem linken Flügel das bereits verlorene Dorf Pernimont angreifen, und ging dem Marſchall Ney mit Allem, was er hatte, entgegen.

Der Marſchall, der ſeinen rechten Flügel an Pernimont gelehnt, ſein Centrum bei der Ferme und ſeinen linken Flügel am Walde hatte, drang mit drei tiefen und dicht aufgedrängten Colonnen tambour battant vor.

Die Schwäche der entgegenkommenden englischen Armee wurde der französischen durch das hohe Getreide verborgen; zwei Neunpfünder-Batterien beschossen die rechte Flügel-Colonne wirksam. Auf deren Unordnung folgte eine Pause; die Verstärkungen kamen von zwei Seiten an, der vollständige Sieg blieb in den Händen des Herzogs.

Die erste Nachricht, welche ich dem Fürsten von Quatre-bras nach der Rückkunft von der Windmühle gab, konnte keinen Zweifel darüber lassen, daß der Herzog nicht zur Hülfe kommen konnte, jedoch bei einer tapfern Gegenwehr den großen Dienst leistete, 30,000 Mann des Feindes (gerade die Uebermacht Napoleons über die preußische Armee) festzuhalten und zu beschäftigen. Ich zeigte später den großartigen Entschluß des Herzogs an. Ich gab von dem glücklichen Fortgang Nachricht. Ich ließ dies wiederholt von 5 Uhr ab dem Feldmarschall Blücher mündlich durch Adjutanten und schriftlich durch Ordonnanzen melden.

Als es bereits dunkel war, wurde mir in Gegenwart des Herzogs von Wellington angezeigt: es sei ein preußischer Offizier auf der Chaussee von Sombref gekommen, als eben ein französisches Detachement Infanterie den linken Flügel der Stellung bei Quatre-bras überflügelt habe. Hier, auf der Chaussee wäre der preußische Offizier vom Pferde geschossen worden; später von den Nassauischen Truppen gefunden, habe er ausgesagt, einen Auftrag an mich erhalten zu haben. — Diese ganze Sache war etwas confus, ist nie aufgeklärt worden, und ich erwähne sie hier nur deshalb, weil es sich später ermittelte, daß dieser Offizier mit der Nachricht von dem Rückzug des Feldmarschalls an mich abgesendet war, wovon ich keine Kenntniß bekam.

Ehe der Tag völlig sank, war der vor der englischen Armee stehende Feind überall gegen Frasnes zurückgedrängt, hielt aber noch die Ferme Germioncourt vor dem Centrum des Herzogs

beſetzt. Der Herzog ſagte mir, die beiden verbündeten Armeen würden doch nun jedenfalls am andern Morgen die Offenſive ergreifen, und ſomit wäre es die Frage: ob es nicht am beſten ſei, die Ferme ſogleich, noch zum Schluß des Tages wegzunehmen, oder dies auf den andern Morgen zu verſchieben? Ich erklärte mich für die ſofortige Wegnahme, da der Feind ſich eingeſchüchtert zeigte, wir aber im guten Zuge waren. — Am andern Morgen würde ihre Wegnahme viel Menſchen gekoſtet haben.

Der Herzog theilte meine Anſicht, befahl den Angriff und wir bekamen die Ferme ohne Verluſt.

Während der Nacht war nichts an mich eingegangen, was ich auf den Umſtand ſchob, daß der Feind unſre Verbindung auf der Chauſſee unſicher gemacht hatte. Bei Tagesanbruch ſendete ich meine Adjutanten aus, um auf einem Nebenwege die Verbindung mit der preußiſchen Armee zu ſuchen.

Es kam darauf an, zu wiſſen: ob der Feldmarſchall im Stande ſei, die Offenſive zu ergreifen, was der Herzog von Wellington nun konnte, da ſeine ganze Armee, bis auf das Corps des Prinzen Friedrich der Niederlande, verſammelt war.

Der General-Quartiermeiſter der engliſchen Armee war zu eben dem Zweck, den ich meinen Adjutanten aufgetragen hatte, ausgeritten, und kam mit der Nachricht zurück, daß der Feldmarſchall Blücher das Schlachtfeld von Ligny verlaſſen habe. Es unterlag dies keinem Zweifel, da der General-Quartiermeiſter Oberſt Delancy den General von Zieten geſprochen hatte, der die Arriergarde machte. Wir waren beide, der Herzog und ich, ſehr von dieſer Nachricht überraſcht. Der Herzog ſah mich an, als ob er fragen wollte:

ob ich die Sache gewußt und aus guten Gründen ihm verſchwiegen habe?

Als ich aber ganz natürlich ausrief: das iſt wahrſcheinlich die Nachricht, welche der heruntergeſchoſſene Offizier mir bringen

sollte; und hierauf: „nun können Sie aber hier nicht stehen bleiben, Mylord," ging er gleich wieder wie gewöhnlich mit mir auf die zu nehmende Maaßregel ein.

Da wir nichts weiter von der preußischen Armee wußten, als die Richtung des Rückzuges auf Wavre, ferner, daß Bülow mit seinem Corps nicht zur Schlacht angekommen war und daß Napoleon nicht verfolgt hatte, so argumentirte ich: die Sache könne nicht so ganz schlimm stehen; der Herzog müsse bis auf einen Punkt zurückgehen, welcher mit Wavre in einer Höhe läge, dann würden wir Nachricht von dem Zustand der Blücher'schen Armee haben, und früher ließe sich nichts beschließen. Dies war ganz die Ansicht des Herzogs. Er hatte die Stellung von Mont-St.-Jean gewählt; indeß entstand die Frage: ob er seine vom gestrigen Marsch ermüdeten Leute auf der Stelle aufbrechen oder zuvor noch abkochen lassen sollte. Das letzte wünschte er, fürchtete aber dadurch in sehr heftige Arriergarden-Gefechte verwickelt zu werden. Ich konnte diese Besorgnisse nicht theilen. Der Feind war am 16ten (Tages zuvor) erst mit dem Dunkelwerden in's Bivouac gekommen, und in solchen Fällen war es bei seinen Kriegen in Deutschland immer seine Gewohnheit, erst abkochen zu lassen und am andern Morgen um 10 Uhr aufzubrechen. — Die englische Cavallerie, welche zum Theil erst am Morgen bei Quatre-bras angekommen war, mußte jedenfalls erst futtern, und konnte dann nebst der sämmtlichen reitenden Artillerie die Arriergarde machen, wozu das Terrain sich eignete.

Der Herzog von Wellington ließ seine Leute kochen, auf die Gefahr eines heftigen Arriergarden-Gefechts. Um 9 Uhr kam ein Offizier aus Wavre mit mündlichen Aufträgen an mich an, als ich gerade neben dem Herzog auf der Erde saß.

Ich wußte, daß dieser Offizier französisch und englisch sprach, ich deutete ihm daher mit der Hand an, daß er dem Herzog sagen möge, was er mir zu bestellen habe. — Dies

geſchah; der Herzog that einige Fragen, erhielt vernünftige und zufriedenſtellende Antworten und wurde dadurch veranlaßt, mir zu erklären: er wolle eine Schlacht in der Stellung von Mont-St.-Jean annehmen, wenn der Feldmarſchall ihm, ſei es auch nur mit einem Corps, zu Hülfe zu kommen geneigt ſei.

Wohin dies führte, und wie wir vom Schlachtfeld von Quatre-bras in der Stellung von Mont-St.-Jean ankamen, und wie der Feldmarſchall Blücher antwortete: er werde mit Allem, was er habe, ihm zu Hülfe kommen, nehme ich als bekannt an. Es iſt dies in der Geſchichte des Feldzugs zu finden, welche ich 1817 bei Cotta in Stuttgart herausgab.

Am 18ten Juni unterſuchte der Herzog von Wellington ſehr früh alle Details ſeiner Stellung.

Ich beritt mit ihm die Umgebungen, die Ferme von Hougomont und die Fronte der Linie, dann aber eilte ich nach dem linken Flügel über Papelotte und Friſchermont auf das Plateau, deſſen Zugänglichkeit ich unterſuchte, bis mich eine franzöſiſche, von Planchenois kommende, Patrouille vertrieb. Durch das, was ich geſehen hatte, war ich überzeugt worden, daß ein kühnes Vorrücken des Feldmarſchalls Blücher über St. Lambert auf das Plateau zu den größten Reſultaten führen müſſe, da der Feind dieſe ſeine rechte Flanke gar nicht zu beachten ſchien, wahrſcheinlich, weil Napoleon annahm, er habe die Blücher'ſche Armee bei Ligny vernichtet. — Ich ſchrieb meine Anſicht über den Marſch der preußiſchen Armee in Form einer Dispoſition für das Benehmen der beiden alliirten Armeen nach drei verſchiedenen Fällen auf ein Pergament-Blatt, und las es dem Herzog von Wellington vor. „Vollkommen einverſtanden," rief er mir zu, und dieſer Beiſtimmung erwähnend, ſendete ich einen Adjutanten an den Feldmarſchall ab, mit dem mündlichen Zuſatz: daß wenn zwei Corps der preußiſchen Armee ſich in den Beſitz des Plateau geſetzt hätten, nach meiner Anſicht die Schlacht ſtrategiſch entſchieden ſei.

Ich hatte kurz vor Absendung meines Adjutanten die Nachricht erhalten, daß General von Bülow mit dem vierten Corps in der Richtung auf die englische Armee in Marsch gesetzt sei, daher trug ich meinem Adjutanten auf, wenn er dem General von Bülow begegne, ihn das Blatt für den Feldmarschall lesen zu lassen, damit, wenn ich ihn später wissen lasse, welcher Fall eingetreten sei, er sogleich verstehe, was dies zu bedeuten habe.

Der Feldmarschall genehmigte die von mir entworfene Disposition vollständig. General von Bülow (dem mein Adjutant begegnete) hatte bereits seinen Marsch, wie ich ihn vorgeschlagen hatte, eingeleitet, als er vom Feldmarschall den offiziellen Befehl dazu erhielt und von mir fast gleichzeitig die Nachricht, daß der Fall eingetreten sei, nach welchem er über St. Lambert und Lasne auf das Plateau rücken sollte.

Die Schlacht begann mit so großer Heftigkeit, daß ich besorgt wurde, es könnte Napoleon gelingen, die englische Armee auf irgend einem Punkt überzurennen und aus ihrer Stellung zu drängen, ehe die preußische Armee zu ihrer Unterstützung auf dem Plateau angekommen war. Ich wünschte deshalb die Beschleunigung des preußischen Marsches und sprach mit dem Herzog (nachdem die Schlacht bereits begonnen hatte) über die Stärke und Schwäche seiner Schlachtlinie.

Für das Centrum und seinen linken Flügel unbesorgt, hielt ich seinen rechten Flügel für den schwächsten Punkt, vorzüglich aber Hougomont bei einem ernsten feindlichen Angriff nicht zu halten.

Dies bestritt der Herzog, da er das alte Schloß in Vertheidigungsstand gesetzt, und die lange, gegen das Schlachtfeld gewendete Gartenmauer hatte creneliren lassen, und, setzte er hinzu, ich habe Macdonald hineingeworfen, einen Offizier, auf den er vorzüglich rechnete. — Wie aber, erwiederte ich ihm, wenn der Feind auf der Chaussee von Nivelles vorgeht, wo

der Garten von Hougomont keine Mauer, ſondern nur einen ganz leichten nicht zu vertheidigenden Zaun hat, folglich Alles, ausgenommen das Haus, aufgegeben werden muß? Das Haus aber, ohne den Garten, hindert den Angriff auf den rechten engliſchen Flügel durchaus nicht. — Ich begab mich mit dem Herzog dahin; er verkürzte ſeinen rechten Flügel, (der bis Braine la Leud ausgedehnt war) ſtellte eine Batterie auf, welche die Chauſſee von Nivelles gut beſtrich, und Infanterie dahinter, welche den Zugang des Gartens von dieſer Seite durch Offenſivbewegungen decken konnte.

Wenn nun Napoleon den rechten Flügel der engliſchen Armee auf Braine la Leud umgehen wollte, ſo konnte Wellington dieſen ganzen Flügel rechts rückwärts ſchwenken laſſen, und ſobald die preußiſche Armee angekommen war, mit ihr zugleich die Offenſive vom linken Flügel ergreifen*).

---

*) Der Herzog von Wellington war von Quatre-bras in 3 Colonnen, auf 3 Chauſſeen zurückgegangen, und ſtand den 17ten Abends Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, Lord Hill bei Braine la Leud und Prinz von Oranien nebſt der Reſerve bei Mont-St.-Jean.

Dieſe Anordnung war nothwendig, da Napoleon dieſe 3 Chauſſeen zu ſeinem Vorrücken auf Brüſſel zu Gebot ſtanden. Napoleon hatte am 17ten von Quatre-bras über Genappe bis Roſomme verfolgt und gedrängt; auf den beiden andern Chauſſeen hatte ſich kein Mann des Feindes gezeigt.

Am 18ten früh 9 Uhr war die Offenſiv-Schlacht bereits vollſtändig von Napoleon eingeleitet, wobei jedoch die Chauſſee von Nivelles durch ſeinen linken Flügel nicht überſchritten wurde. Dieſe Umſtände geſtatteten: den Prinzen Friedrich an die Armee heranzuziehen, was ohnfehlbar geſchehen ſein würde, wenn nicht ganz neue Verhältniſſe eingetreten wären. Der Herzog hatte ſich 24 Stunden früher verbindlich gemacht, eine Schlacht bei Mont-St.-Jean anzunehmen, wenn Blücher ihn in dieſer Stellung mit 25,000 Mann (1 Corps) verſtärken könne. Dies zugeſagt, ordnet der Herzog ſeine Vertheidigungsmittel an, als er unerwartet vernimmt, daß außer dem zugeſagten Corps, Blücher mit Allem, was er hat, bereits im Marſch iſt, um über Planchenois in Napoleons rechte Flanke und Rücken einzubrechen. Drangen 3 Corps der preußiſchen Armee über das unbeachtete Plateau bis Roſomme vor, was nicht

Nachdem diese Maaßregeln auf dem rechten Flügel getroffen waren, begann ein ernster Angriff auf dem linken Flügel.

Dies war wegen der Verbindung mit der preußischen Armee der gefährlichste Punkt, und da ich dort am nützlichsten sein konnte, um die mit dem Schlachtfeld ganz unbekannten preußischen Colonnen bei ihrer Ankunft zu dirigiren, so wünschte der Herzog, ich möge mich dahin begeben, und zugleich dafür sorgen, daß sein linker Flügel in völliger Harmonie mit der preußischen Armee handle. In diesem Sinn wies er seine Generale des linken Flügels an mich.

Ich kam in demselben Augenblick auf dem linken Flügel an, als der Angriff des ersten feindlichen Corps durch den General Picton, der bei dieser Gelegenheit blieb, abgeschlagen war.

Die zunächst der Chaussee vorgerückte feindliche Infanterie-Masse wurde von einer englischen Cavallerie-Brigade angefallen, ehe sie den flachen Grund, der sich von der Haye-Sainte nach Papelotte zieht, erreicht hatte. Die übrigen feindlichen Infanterie-Massen waren dadurch in den Rückzug gerathen und jenseit des flachen Grundes dergestalt auseinander gekommen, daß sie um so weniger einem Cavallerie-Angriff Widerstand zu leisten vermochten, als sie weder durch Cavallerie noch Artillerie unterstützt wurden.

Auf unserm linken Flügel hielten 2 englische Cavallerie-Brigaden, jede von 3 Regimentern; ich forderte beide Brigade-Commandeure auf, in die zerstreute Infanterie einzubrechen, mit der Bemerkung, daß es ihnen nicht fehlen könne, mindestens 3000 Mann Gefangene zurückzubringen. Beide stimmten

---

unwahrscheinlich war, so wurde Napoleon von seiner Rückzugslinie über Genappe abgedrängt, und es war leicht möglich, daß er auch die Rückzugslinie auf der Chaussee nach Nivelles verlor. In diesem Fall konnte der Prinz Friedrich mit seinen 18,000 Mann (die man in der Stellung von Mont-St.-Jean für überflüssig erachten konnte) die wichtigsten Dienste leisten.

mit mir darin völlig überein, indeß beide zuckten mit den Achseln und antworteten: leider dürfen wir nicht! Der Herzog von Wellington halte auf dieſem Punkt ſehr ſtreng an den Vorſchriften*).

*) Späterhin hatte ich Gelegenheit, den Herzog nach dieſen Vorſchriften zu fragen, was um ſo unbefangener geſchehen konnte, als die beiden Brigade-Generale zu den ausgezeichnetſten Offizieren gehörten und mit ihren Brigaden an demſelben Tage noch Ausgezeichnetes geleiſtet hatten. Der Herzog antwortete mir: die beiden Generale haben Ihnen eine völlig richtige Antwort gegeben, denn wenn ſie ohne meine Erlaubniß einen ſolchen Angriff gemacht und den allergrößten Erfolg gehabt hätten, ſo mußte ich ſie unter ein Kriegsgericht ſtellen, da bei uns ein- für allemal feſtſteht, daß ein General, der ſich in einer angewieſenen Stellung befindet, die unumſchränkte Vollmacht hat, innerhalb derſelben zu thun, was er für gut findet, nämlich: wenn der Feind ihn angreift, ſich ſtehenden Fußes vertheidigen oder dem Feind aus verdeckter Aufſtellung entgegengehen und in beiden Fällen ihn verfolgen, aber nie weiter, als bis an das Hinderniß, hinter welchem ihm die Stellung angewieſen iſt; mit einem Wort: das Hinderniß vor ſeiner Fronte iſt, bis zum Eingang höherer Befehle, ſeine nie zu überſchreitende Grenze.

Dieſe mir bis dahin unbekannten Vorſchriften mußte ich als Regel höchſt zweckmäßig erkennen, ich hatte ſie in meinen Discuſſionen mit Gneiſenau ſelbſt aufgeſtellt und vertheidigt, allein es ſchien mir doch beachtungswerth, daß, wenn die Vorſchrift für die Infanterie und Artillerie unbedingt als richtig anerkannt werden muß, für die Cavallerie jedoch die beſondere Vorſchrift Statt finden müſſe, daß eine Ebene jenſeits des Hinderniſſes zu der Ausdehnung ihrer Bewegungen hinzuzurechnen iſt.

Der Herzog erwiederte, daß der Fall, den ich vor Augen habe, den feſtſtehenden Grundſatz weder alteriren noch modifiziren könne. Es komme vor allen Dingen darauf an, daß ein in einer defenſiven Stellung ſich befindender General in keinem Augenblick des Gefechts die freie Dispoſition über alle ihm untergebenen Truppen verliere. Er habe in den Schlachten von Vimiera, von Talavera, Buſacs, Salamanca ſich angreifen laſſen, in der Abſicht, dem Feind, ſobald er eine Blöße gebe, mit Uebermacht entgegen zu gehen, und dadurch Stockung in ſeiner Dispoſition oder eine theilweiſe Niederlage herbeizuführen, welche eine ſpätere und allgemeine Niederlage in Ausſicht ſtelle. Zu dieſem Zweck gehöre:

1) daß der Commandirende auf einem hohen Punkt ſeiner Stellung mit dem Fernrohr in der Hand, durch Selbſtbeobachtung und die empfangenen Meldungen die Dispoſition ſeines

Faſt zu gleicher Zeit mit ihrem Abmarſch rückte der Feind auch gegen den linken Flügel (Papelotte) mit Infanterie vor. Die Avantgarde des Corps von Zieten, welche ich mit der größten Ungeduld erwartete, war plötzlich umgekehrt und von der Höhe verſchwunden, gerade als der Feind Papelotte mit Infanterie beſetzte. Ich ereilte dieſe Avantgarde jenſeit der Höhe, von welcher ich ſie in vollem Rückmarſch ſah. Der General von Zieten, den ich glücklicher Weiſe ſchnell erreichte, hatte vom Feldmarſchall die Weiſung erhalten, ſich an ihn heranzuziehen, und wollte dies ganz richtig über Papelotte bewirken; er änderte jedoch dieſe Abſicht, als einer ſeiner Offiziere, den er vorausgeſendet hatte, um zu ſehen, welchen Gang die Schlacht nehme, mit der Nachricht zurückkam, der rechte Flügel der engliſchen Armee ſei in vollem Rückzuge. Dieſer wenig erfahrene junge Mann hatte die, durch das kleine Gewehrfeuer entſtandene, große Zahl von Bleſſirten, welche nach den Verbindeplätzen zurückgingen oder zurückgebracht wurden, für Flüchtlinge gehalten und dadurch einen falſchen Rapport gemacht.

Nachdem ich dem General von Zieten das Gegentheil verſichern konnte, und es übernommen hatte, das Corps auf die Punkte ſeiner Beſtimmung zu bringen, da er bei jedem Uebergang abwärts von Papelotte nicht allein Schwierigkeiten finden, ſondern auch die Zeit zur Mitwirkung verlieren würde, ließ er ſofort wieder umwenden, folgte mir, und blieb, den Feind vor ſich hertreibend, bis zum Dunkelwerden im Vorrücken.

Durch dieſes auf den falſchen Rapport gegründete Umkehren des Generals von Zieten hätte die Schlacht verloren werden

---

handeln laſſen, als mit mir. Dies wäre den Verabredungen entgegen geweſen, welche Capitain Siborne nicht kannte. Indeß iſt dies ganz gleichgültig, da ſeine Angaben über das Zuſammenwirken der alliirten Kräfte ganz richtig ſind. (Nachgetragen im Jahr 1846.) —

können, da das Corps alsdann gar nicht mehr auf dem Schlachtfelde ankommen konnte, während es beim Marsch auf Papelotte, mit seiner Avantgarde, eine Viertelstunde darauf, in vollem Gefecht war.

Nachdem der Feind aus Papelotte vertrieben war, nachdem ich zwei Batterien vom Corps von Zieten auf zuvor ausgewählte wichtige Punkte gebracht hatte, und der Feind, in seiner Linie und in der gegen Blücher gebildeten Flanke bestrichen, wich, trabte ich mit einer preußischen reitenden Batterie nach dem Centrum der englischen Linie, welches im kleinen Gewehrfeuer stand, und wo keine Geschütze mehr feuerten. Ich traf den Herzog in der Gegend der la Haye-Sainte; das Perspectiv in der aufgehobenen rechten Hand rief er mir aus der Ferne zu: Nun! Macdonald hat Hougomont gehalten! Es war dies ein Ausdruck der Freude, daß der tapfere Waffengefährte seinen Erwartungen entsprochen hatte. Der rechte Flügel des Feindes bis an die Chaussee war bereits im vollen Rückzuge und wurde vom Corps von Zieten verfolgt.

Das feindliche Centrum von der Chaussee bis gegen Hougomont stand jedoch noch unbeweglich. Als die reitende Batterie in der Höhe von la Haye-Sainte ihr Feuer eröffnete, fing der Rückzug auch jenseits der Chaussee an, da die Kugeln der Batterien des Corps von Bülow bereits weit über das Vorwerk Belle-Alliance hinaus die französische Linie enfilirten. Der Herzog sagte mir, er werde seine ganze Linie avanciren lassen, und begab sich demzufolge vor ihre Mitte (zwischen la Haye-Sainte und Hougomont). Als die Linie der Infanterie antrat, sah man überall Häufchen von nur einigen hundert Mann mit großen Zwischenräumen vorrücken. Die Stellung, in welcher die Infanterie gefochten hatte, war, so weit man sehen konnte, mit einer rothen Linie bezeichnet, so viel Blessirte und Todte in ihren rothen Uniformen waren liegen geblieben.

Dies Avanciren so schwacher Bataillone mit den großen Intervallen erschien bedenklich; auch machte der General Lord Urbridge (nachheriger Marquis of Angelesy), der die Cavallerie commandirte, auf die Gefahr aufmerksam; indeß wollte der Herzog nicht halten lassen, da die englische Cavallerie ein zweites Treffen bildete, und wenn die französische sich noch in dem Zustande befand, die englische Infanterie anzugreifen, zu ihrer Unterstützung bereit war. — Dieses Vorrücken hatte wahrscheinlich einen politischen Grund. — Der Herzog übersah mit seinem Kennerblick, daß die französische Armee nicht mehr gefährlich war, er wußte zwar eben so gut, daß er mit seiner so zusammengeschmolzenen Infanterie nichts Bedeutendes mehr ausrichten konnte, aber wenn er stehen blieb, und der preußischen Armee allein die Verfolgung überließ, ohne die Aufstellung zu verlassen, in welcher er die Angriffe des Gegners abgeschlagen hatte, so hätte die Schlacht vor ganz Europa das Ansehen gehabt, als ob die englische Armee sich zwar tapfer vertheidigt, aber die preußische Armee sie allein entschieden und gewonnen hätte.

Als die beiden Feldherrn sich später trafen, konnte mit Anstand verabredet werden, daß die preußische Armee die Verfolgung übernehme.

Um Mitternacht, in Waterloo, von der Verfolgung zurückkommend, die ich mit der preußischen Armee bis vor Genappe fortgesetzt hatte, sagte ich dem Herzog, der Feldmarschall werde die Schlacht „Belle-Alliance" benennen. Er gab mir keine Antwort darauf, und ich bemerkte sogleich, daß er nicht die Absicht hatte, ihr diesen Namen zu geben.

Ob er nun fürchtete, sich selbst oder seiner Armee etwas dadurch zu vergeben, — ich weiß es nicht, indeß er hatte in seinem vorläufigen Bericht nach England, die Schlacht wahrscheinlich bereits Schlacht bei Waterloo genannt, denn er war

gewohnt, ſeine in Indien und Spanien gewonnenen Schlachten nach ſeinem Hauptquartier zu benennen.

Nach dieſer Schlacht erfreute ich mich eines größeren und nie getrübten Vertrauens des Herzogs. Er hatte geſehen, daß mir das allgemeine Wohl am Herzen lag, und daß ich, in Folge der großen Feldherrn-Talente, welche ihn in eben dem Maaße hervorhoben, als ihn Offenheit und Gradheit des Charakters zierten, eine tief begründete Hochachtung für ihn empfand.

Auf dem Marſch nach Paris legte die preußiſche Armee größere Märſche als die engliſche zurück, und wenn ich dem Herzog täglich des Morgens meine Mittheilungen machte, ſo verſäumte ich nicht, in paſſender Art darauf aufmerkſam zu machen, daß es beſſer wäre, wenn er gleichen Schritt hielte. Er ſchwieg dann, ſagte mir aber nach einigen wiederholten Verſuchen, ihn zu ſtärkeren Märſchen zu bewegen:

> dringen Sie nicht darauf, denn ich ſage Ihnen, es geht nicht. Wenn Sie die engliſche Armee genauer in ihrer Zuſammenſetzung und ihren Gewohnheiten kennten, ſo würden Sie das mit mir ſagen. Ich kann mich nicht von meinen Zelten und meiner Verpflegung trennen. Meine Leute müſſen im Lager zuſammengehalten und gut verpflegt werden, damit die Zucht und Disciplin erhalten wird; es iſt beſſer, daß ich zwei Tage ſpäter in Paris ankomme, als daß der Gehorſam locker wird.

Von den zwei militairiſchen Begebenheiten, welche bis Paris vorkamen, der Sturm auf Cambray und der Sturm auf Peronne, habe ich nur zu erwähnen, daß die Vorbereitungen dazu, wegen der unübertrefflichen Ordnung, welche dabei herrſchte, mir eben ſo impoſant waren, als die, durch die Erfahrungen, welche ſich in Spanien gebildet hatten, höchſt gediegene Ausführung. —

Der Herzog bezeichnete mit wenigen Worten denjenigen Truppentheil, welcher in einem Busch Faschinen machen, und denjenigen, der Leitern von 18 Sprossen (welche aus den nächsten Dörfern in ein Depot zusammengebracht waren) mit einander zu drei Sprossen verbinden sollten; er bezeichnete den Angriffspunkt und alles Uebrige machte sich von selbst. Die Bataillons hinter einem Schwarm von Tirailleurs trugen mit übergehängten Gewehren die Faschinen wie eine schützende Wand senkrecht vor sich her, und die Leitern auf ihren Schultern in zwei Colonnen neben einander — alles wie auf dem Uebungsplatz. —

Während des Marsches auf Paris hatte der Feldmarschall einmal eine Aussicht, Napoleon in seine Hände zu bekommen, so wie er denn auch von den ihm entgegen gesendeten französischen Commissarien, welche Waffenstillstand oder Frieden unterhandeln sollten, vor allen Dingen seine Auslieferung verlangte. — Ich erhielt vom Feldmarschall den Auftrag: daß ich dem Herzog von Wellington eröffnen solle, der Congreß zu Wien habe Napoleon vogelfrei erklärt, er würde ihn daher todt schießen lassen, wenn er ihm in die Hände fiele. Doch wolle er von dem Herzog wissen, wie dieser die Sache ansehe, denn wenn er dieselbe Absicht habe, so wollte der Feldmarschall es mit ihm gemeinschaftlich ausführen.

Der Herzog sah mich mit großen Augen an, und bestritt zuvörderst die Interpretation der Wiener Achtserklärung, bei welcher es in keiner Art die Meinung gewesen sei, zu Napoleons Ermordung aufzufordern. — Er glaubte daher, daß aus diesem Akt kein Recht erwachsen könne, Napoleon erschießen zu lassen, wenn es gelinge, ihn kriegsgefangen zu machen. Was aber überhaupt seine und des Feldmarschalls Stellung gegenüber von Napoleon betreffe, so wolle es ihm scheinen, als ob sie beide, seit der gewonnenen Schlacht, viel zu vornehme Leute

geworden wären, um eine solche Handlung vor den Augen von ganz Europa rechtfertigen zu können.

Ich hatte das ganze Gewicht dieser Aeußerung bereits vor dem von mir so ungern unternommenen Vortrag gefühlt, und war daher sehr weit davon entfernt, es zu bestreiten. Daher, so fuhr der Herzog fort: wünsche ich, daß mein Freund und College die Sache eben so als ich ansehen möge; ein solcher Akt würde unsre Namen der Weltgeschichte befleckt überliefern, und die Nachwelt von uns sagen: daß wir es nicht verdient hätten, seine Besieger zu sein, um so mehr, als ein solcher Akt jetzt völlig überflüssig, völlig zwecklos sei.

Von diesen Aeußerungen machte ich nur in soweit Gebrauch, als es nöthig war, um den Feldmarschall von seiner Idee abzubringen. Es ist für die Geschichte nicht unwichtig, ihr die Motive aufzubewahren, welche den Feldmarschall bei seinem mir ertheilten Auftrage leiteten.

Zu diesem Zweck erfolgen in der Beilage drei Schreiben des Generals von Gneisenau, welche diesen Gegenstand betreffen.

Der Herzog von Wellington mußte von seinem Gouvernement eine Instruction haben, den König Ludwig XVIII. überall wieder als den verdrängten Souverain einzuführen, denn er bewog den König, ihm von Gent zu folgen, und als der Herzog in Chateau Cambresis sein Hauptquartier hatte, in dieser Stadt unter seinem Schutz einen feierlichen Einzug zu halten.

Der Kaiser Alexander hatte sich nicht bestimmt geäußert, ob man, wenn Napoleon vertrieben wäre, dem französischen Volk den König Ludwig XVIII. abermals aufdringen solle. Der Fürst Blücher hat wahrscheinlich darüber mir unbekannte Instructionen gehabt, denn er vermied jede Berührung mit dem Könige Ludwig XVIII. und instruirte mich demgemäß.

Dem Herzog von Wellington war es nicht entgangen, daß ich mich zurückhielt. — Er ließ mich in Chateau am Morgen zu

Beſatzung von Paris, Herr der Stadt bleiben konnte. Dazu gehörten Barrikaden und eine Art von Blockhäuſern, welche auf den Plätzen errichtet, in welchen die Hauptſtraßen endigten, das Mittel gaben, die Hauptſtraßen wirkſam durch Kanonen und Klein-Gewehr zu beſchießen. — Die Koſten dieſer Befeſtigungen, welche nicht unbedeutend waren, mußten von der Stadt Paris getragen werden. Der Präfect weigerte ſich in keiner Art, legte mir jedoch den Zuſtand der erſchöpften ſtädtiſchen Kaſſe mit der Bitte vor:

ſie zu ſchonen, da er genöthigt ſei, viel auszugeben, um die Einigkeit zwiſchen den Bürgern und der Einquartierung zu erhalten, und alle Klagen zu vermeiden.

Allerdings wurde dieſe Maaßregel ganz überflüſſig, wenn vorauszuſehen war, daß der Friede bald geſchloſſen werde. Aus dieſem Grunde, und da ich mich überzeugt hatte, daß meine Barrikaden in 3 Tagen gebaut ſein konnten, vertagte ich dieſe Maaßregel.

Am 7ten Juli, als ich von Paris Beſitz genommen hatte, erwiederte ich auf alle Anfragen: wie dies und jenes gehalten werden ſolle?

Gerade ſo wie im vergangenen Jahre — 1814 — wo Paris ebenfalls einen Gouverneur der Alliirten gehabt hatte.

Ich hob dadurch bei den franzöſiſchen Behörden die Beſorgniſſe, daß wir uns dieſes Mal ganz anders benehmen würden, und es kam dadurch Alles in Gang, ohne daß ich nöthig hatte jede Kleinigkeit vorzuſchreiben. Was ich unzweckmäßig fand, konnte ich ja ſpäter ändern.

Man hatte mich in das Palais des Prinzen von Neufchatel und Wagram einquartirt, der kürzlich in Bamberg durch einen Sturz aus dem Fenſter ſein Leben verloren hatte.

Am folgenden Tag kamen Weinvorräthe, Köche, Silberräthſchaften u. ſ. w. in meiner Wohnung an, und man erklär

meinen Adjutanten, daß, da ich Alles so fortgesetzt wissen wolle, als im letzten Jahr, auch täglich 40 Couverts für mich von der Stadt Paris servirt werden würden. — Ich sendete sofort Alles zurück, mit der Bemerkung: ich habe als preußischer General meinen eignen Koch und eine Feldküche; danke daher der Stadt Paris für ihre Sorgfalt, da ich ihr durchaus keine Ausgaben machen wolle.

Ferner wurden mir aus der Pacht des Spiels eine Summe von 2000 Fr. täglicher Einnahme mit der Bemerkung angekündigt: daß solche 1814 vom Gouverneur der Alliirten erhoben worden sei, übrigens nach einem alten Gebrauch ebenso jedem französischen Gouverneur gebühre, so wie sie denn auch dieser in der Person des General Maison während der Restauration empfangen habe.

Unter diesen Umständen fand ich keine Veranlassung zu einem Erlaß dieser, selbst im Frieden gezahlten, Summe. — Ich wies denn auch die Spielpachtkasse an, sie in Decaden, jede à 20,000 Fr. an die preußische General-Staats-Kasse auszuzahlen, wohin diese Einnahme auch während 4½ Monat, als der Zeit, in welcher ich den Posten als Gouverneur bekleidete, geflossen ist.

Dieses Zurückweisen aller persönlichen Vortheile setzte mich in eine von allen französischen Behörden und der Stadt Paris völlig unabhängige Lage und hat nicht wenig dazu beigetragen, daß meine Stellung bis zu ihrer Auflösung, der Würde der Armee und der Gouvernements, welche ich zu vertreten hatte, angemessen blieb.

Ich konnte nun um so strenger darauf halten, daß die in Paris einquartierten Truppen gut verpflegt, und bei strenger Handhabung der Mannszucht, mit der Achtung behandelt wurden, auf welche sie als Sieger doppelten Anspruch hatten.

Von den französischen Marschällen hatte sich Macdonald 1812 während seines Commandos über das preußische Corps

Ich war durch die Minister der Alliirten genau unterrichtet, wie es mit dieser Angelegenheit stand. Bereits vor dem Frieden von 1814 hatten die Alliirten ihre Kunstschätze zurückgefordert und dem Könige Ludwig XVIII. vorgeschlagen, sie ihnen aus freiem Antriebe als ein unrechtmäßiger Weise geraubtes Gut zurück zu geben. Da der König Bedenken äußerte, so wurde ihm eröffnet, daß, wenn ihm der Vorschlag mißfalle, man diese spoliirten Kunstsachen nehmen werde.

Hierauf stellte der König vor: das Volk hänge an diesen eroberten Kunstschätzen, deren Zurückgabe seine Absicht sei; allein man möge ihm dazu eine Frist gestatten. Diese wurde bewilligt; allein so oft später erinnert wurde, daß diese Frist abgelaufen sei, so oft wurden nichtssagende Entschuldigungen vorgebracht, aus welchen hervorging: daß man die Sachen nicht herausgeben wolle.

Diese Gründe hatten 1815 den Entschluß hervorgebracht, die Kunstschätze ohne alle diplomatischen Verhandlungen zurück zu nehmen und sich an alle Protestationen nicht zu kehren, weshalb meine Instruction besagte, mich durch nichts in meiner Wegnahme aufhalten zu lassen.

Hiernach ersuchte ich den General Dessoles, dem Könige zu eröffnen, daß ich bestimmte Befehle hätte und in der nächsten Nacht zur Ausführung schreiten müsse.

Die Arbeit wurde mit Einbruch der Nacht angefangen. Indeß bereits um Mitternacht erhielt ich die Meldung, daß sie durch eine aus dem Schloß kommende Abtheilung der Garde du Corps unterbrochen worden sei, und man die Fortsetzung gehindert habe.

Die Garde du Corps, befehligt von den alten, mit dem König emigrirten Freunden, übte zu dieser Zeit eine große Gewalt über den König.

Es war nicht unwahrscheinlich, daß diese Freunde ins Geheimniß gezogen, einen Versuch gemacht hatten, uns einzu-

schüchtern und den Zweck des Königs, diese Wegnahme zu verhindern, auf diese Art herbeizuführen.

So hat es sich auch später aufgeklärt. Ich beauftragte am andern Morgen den General Dessoles, dem König mein Bedauern über den Vorfall auszudrücken, mit der dringenden Bitte, die nöthigen Befehle zu geben, daß in der nächsten Nacht dergleichen Unordnungen von seiner eigenen Wache nicht wieder vorkämen, weil ich mich sonst zu sehr ernsten Maaßregeln gegen seine Leibwache genöthigt sehen würde. — Ich verabredete mit ꝛc. Dessoles, daß er für die nächste Nacht 2 Bataillons National-Garde ins Geheim im Louvre unter Gewehr halten sollte, über welche ich disponiren würde.

In der nächsten Nacht wiederholte sich dieselbe Scene, mit dem Unterschied, daß die Störung der Arbeit dieses Mal nicht von Innen aus dem Schloß, sondern von Außen durch eine Volksmasse kam. — Die National-Garde konnte sehr gut gegen die insolente und daher allgemein verhaßte Leibwache des Königs, aber nicht gegen Volksmassen gebraucht werden, ich befahl daher die Arbeit sogleich aufzugeben, und ließ die National-Garde abgehen.

Nun war aber die Zeit der Rücksichten abgelaufen, und jede Fortsetzung der Mäßigung wäre Schwäche gewesen.

Am andern Morgen ließ ich von östreichischen Truppen vier Bataillons und eine Division Cavallerie unter dem General-Major Fürst Bentheim in den Tuillerien ein Viereck um den Triumphbogen bilden, und am hellen Tage die vier venetianischen Pferde abnehmen. — Da sich eine große Volksmasse um das Schloß versammelte und zum Theil sehr laut wurde, so ließ ich in ihrer Gegenwart scharf laden; Niemand wagte es, die Arbeit zu stören, und am Abend waren die Pferde in der östreichischen Kaserne.

Der General Dessoles hatte dem König mit aller Offenheit Vorstellungen gemacht: er möge sich dem Unvermeidlichen

Der Kaiser Franz ließ mir durch den Fürsten Schwarzenberg die bei ihm eingehenden Suppliken oder Beschwerden mittheilen und überzeugte sich nach der Auskunft, welche er dadurch erhielt, bald, daß ich nicht leidenschaftlich und nicht ohne Berücksichtigung der Verhältnisse handelte. Dies gewann mir nach einiger Zeit sein Vertrauen.

Die Ducheſſe de St. Lau disponirte über große Geldmittel. Der Präfect de Police klagte fortwährend, daß ſie ſolche im Intereſſe Napoleons verwende, und die größte polizeiliche Aufmerkſamkeit nothwendig mache, ſowohl um ihre Intriguen zu bewachen, als dem üblen Einfluß ihrer Geldvertheilungen vorzubeugen.

So widerwärtig es mir war, gegen Frauen, und obenein gegen ſolche, welche zur ehemaligen Kaiſerlichen Familie gehörten, einzuſchreiten, ſo erkannte ich doch die Nothwendigkeit, dieſe, eine erfolgreiche Oppoſition bildende und die öffentliche Ruhe gefährdende Dame aus Paris zu entfernen.

Ich trug daher einem Adjutanten auf, ihr zu eröffnen:

ich habe vernommen, daß ſie in die Schweiz zu reiſen beabſichtige, und da ich es mir zur beſondern Pflicht mache, für ihre Sicherheit zu ſorgen, indem ihre Reiſe ſie durch die Quartiere der alliirten Armeen führe, ſo werde ſie die nöthigen Päſſe und Sicherheits-Anweiſungen durch mich erhalten.

Wenige Stunden darauf erſchien ihr dienſtthuender Kammerherr, um mir anzuzeigen, daß er auf den Befehl der Ducheſſe ſich ſofort eine Audienz bei Se. Majeſtät dem Kaiſer Franz erbeten habe und von dieſem beſchieden ſei:

die Ducheſſe könne ruhig in Paris bleiben.

Ich erwiederte: daß ich die Befehle des Kaiſers erwarte, daß aber die Ducheſſe ſehr Unrecht habe, ihr und mein Geheimniß zu verrathen. Ob er denn auch dem Kaiſer angezeigt habe,

daß am folgenden Abend 10 Uhr die Postpferde nebst einer Escorte von 4 preußischen Husaren und 4 französischen Gensdarmen in ihrem Hotel eintreffen würden, von einem Adjutanten begleitet, der ihr die Pässe übergeben und für ihre Abreise sorgen werde? Der Kammerherr wurde hierauf ein zweites Mal von der höchst erzürnten Ducheſſe abgesendet, um dem Kaiser anzuzeigen, daß man sie durch Gewalt von Paris entfernen wolle. Der Kaiser fragte: auf wessen Befehl? Auf Befehl des Militair-Gouverneurs. Dann — so wurde der Kammerherr vom Kaiser beschieden — kann ich nichts machen. Die Ducheſſe mußte begriffen haben, daß ich von ihren geheimen Verbindungen Kenntniß hatte, und daß ihr viel Schlimmeres begegnen konnte, wenn der Kaiser Franz sie nicht beschützte; — sie reiste pünktlich ab.

Der Kaiser Alexander nahm von den bei ihm angebrachten Beschwerden am meisten Notiz und beschützte mit Vorliebe die an ihn sich wendenden Franzosen.

Die geheime Polizei hatte eine Anzeige, daß in dem Hotel des schwedischen Gesandten, welches die Kronprinzessin von Schweden bewohnte, täglich ein mit Sorgfalt servirtes Diner in verschlossene Zimmer des Hinterhauses gebracht wurde. Die Polizei brachte es bald zur Gewißheit, daß Napoleons ältester Bruder, Joseph, der mit einer Schwester der Kronprinzessin von Schweden verheirathet war, sich dort verborgen halte. Die Verhaftung aller männlichen Glieder der Familie Napoleons lag in meinem Auftrag, ich konnte jedoch nicht in das Hotel des Gesandten eines verbündeten Monarchen eindringen, um dort Verhaftungen vorzunehmen. Auf der andern Seite war es doch sehr auffallend, daß der Gesandte einer verbündeten Macht eine Person in's Geheim aufgenommen hatte, welche nach den diplomatischen Maaßregeln sämmtlicher alliirten Mächte verhaftet werden sollte. Ich trug den Fall dem Kaiser Alexan-

der mündlich vor; ich fragte bei ihm an, ob ich die Umgebungen des Hotels militairiſch beſetzen und die Auslieferung des Ex-Königs vom ſchwediſchen Geſandten verlangen ſolle?

Der Kaiſer behauptete, hier müſſe ein Irrthum zum Grunde liegen, er wolle Erkundigungen einziehen und mir Nachricht geben. Bis dahin ſolle ich keine Schritte thun. Ich empfahl Sr. Majeſtät die Bewahrung des Geheimniſſes, damit der Ex-König nicht heimlich entweiche.

Einige Tage darauf ſendete der Kaiſer früh Morgens einen Adjutanten, der mir beſtellte: es ſei richtig, der Ex-König Joſeph ſei in dem Hotel des ſchwediſchen Geſandten verborgen.

Gleich darauf erfuhr ich, daß er in der verfloſſenen Nacht aus einer Hinterthür des Hotels entkommen und mit falſchen, aber guten Päſſen, welche er durch ruſſiſche Vermittelung erhalten hatte, nach der Loire abgereiſt war.

Ich erſparte dem Kaiſer Alexander die Verlegenheit eines ausführlichen mündlichen Rapports über dieſe Flucht nicht.

Unter dieſen Umſtänden, und nachdem ich beinahe 5 Monate lang den ſchwierigen Poſten als Gouverneur von Paris bekleidet hatte, war ich ſehr erfreut, ihn niederlegen zu können, um ſo mehr, als in der ganzen Zeit kein Exceß vorgekommen war, der der Rede werth geweſen wäre.

Ich hatte für das Wohl der Stadt Paris auf das Beſte geſorgt, und in einer Defraudations-Angelegenheit, in welche man die Alliirten zu verwickeln gewußt hatte, zum Vortheil der ſtädtiſchen Kaſſen, wie es die Unpartheilichkeit verlangte, entſchieden, was ihr einige Millionen einbrachte.

Die Stadt Paris wollte mir bei meinem Abtreten ihre Dankbarkeit bezeigen, und der delikate Comte Chabrol, der es wußte, daß bis dahin die ſtädtiſchen Kaſſen nicht die geringſten Ausgaben für mich zu tragen gehabt hatten, der ebenſo meine Abneigung kannte, etwas anzunehmen, was in Geldeswerth

angeſchlagen werden konnte, vermittelte, daß mir die Stadt Paris das große egyptiſche Werk (welches damals nicht käuflich war) verehrte, nachdem der König Ludwig XVIII. das für mich beſtimmte Exemplar zuvor ſeiner guten Stadt geſchenkt hatte.

Nachdem ich meinen Poſten niedergelegt hatte, ertheilte mir der König auf mein Anſuchen eine Privat-Audienz, in welcher er mit einer ſolchen Offenheit und Vertrauen ſprach, als ob ich zu den Seinigen gehörte. Ich glaubte dies benutzen zu müſſen, um ihn vor einigen Perſonen zu warnen und andere ihm zu empfehlen, die ich als zuverläſſige und fähige Männer kennen gelernt hatte. Zu dieſen gehörte der Polizei-Präfect Mr. Decazes, nach deſſen Eigenſchaften der König ſich ganz beſonders erkundigte.

Am Schluß ſtellte ich ihm aus dem Bereich meiner in den 5 Monaten geſammelten Erfahrungen die Schwierigkeiten ſeiner Lage dar, wenn er den Regungen ſeines Herzens nachgäbe, in der Erwartung, dadurch auch in den Herzen ſeines Volks einen Anklang zu finden. Ich ſchilderte ihm den Einfluß, den die gemüthloſe Napoleon'ſche Regierung auf die leichtbeweglichen Franzoſen gehabt hatte, und wie alle ſeine Verſuche, ſie durch moraliſche und religiöſe Mittel an ſich zu ziehen, erfolgloſe Maaßregeln ſein würden, wenn er damit nicht eine kalte gemeſſene Strenge verbände, an welche Napoleon ſie gewöhnt hatte, und ohne welche ſeine Macht an dem verwilderten Zuſtand des Volks brechen würde.

Der König hörte meine Darſtellung im Anfang mit geſpannter Aufmerkſamkeit, gerieth ſpäter in eine große Bewegung und brach in einen Strom von Thränen aus; ich hielt inne und ſtand ihm mehrere Minuten lang ſchweigend gegenüber; er vermochte nicht, ſich zu erholen, und ich zog mich ehrerbietig in das Vorzimmer zurück. Ich hatte ihn nicht verletzt und muß vermuthen, daß die Wahrheit und Unabhängig-

Ein Anderes ist es mit uns Preußen. Wir sind durch ihn verarmt. Unser Adel wird nie mehr sich aufrichten können.

Und müssen wir uns nicht als Werkzeuge der Vorsehung betrachten, die uns einen solchen Sieg verliehen hat, damit wir die ewige Gerechtigkeit üben? Verlangt nicht schon der Tod des Herzogs von Enghien eine solche Rache? Werden wir uns nicht die Vorwürfe der Völker Preußens, Rußlands, Spaniens, Portugals zuziehen, wenn wir die Ausübung der Gerechtigkeit unterlassen?

Es sei indessen! Will man theatralische Großmuth üben, so will ich mich dem nicht widersetzen. Es geschieht dies aus Achtung gegen den Herzog und — aus Schwäche.

Senlis, den 29sten Juni 1815.

(gez.) Graf von Gneisenau.

Nr. 5.

An

den Königlichen General-Major ꝛc.

Freiherrn von Müffling.

Auf die von dem Herrn Herzog von Wellington an Ew. Hochwohlgeboren gemachte Anfrage wegen des Einzugs in Paris habe ich so eben die Befehle des Herrn Feldmarschalls eingeholt und er hat mir aufgetragen, zu erklären:

Wie ihm an einem Einzug in Paris gar nichts gelegen sei, daß er sein Hauptquartier hier zu behalten gedenke, nur ein Absteigequartier in Paris haben werde und dann nur mit wenigen Begleitern sich dorthin begeben werde, und stets nur auf kurze Zeit. Er möge nicht den Parisern das Schauspiel eines förmlichen Einzugs geben.

Was die Ernennung eines Gouverneurs betrifft, so habe ich die Ehre, Ew. Hochwohlgeboren zu benachrich-

tigen, daß der Herzog an den Herrn Feldmarschall eigenhändig geschrieben, daß er Ew. Hochwohlgeboren über den Gegenstand der Ernennung eines Commandanten von Paris (so drückt sich der Brief aus) noch keine Antwort gegeben, daß er aber wünsche, dem Herrn Feldmarschall vorzuschlagen, daß Ew. Hochwohlgeboren dazu ernannt werden möchten. Der Herr Herzog sagt bei dieser Gelegenheit von Ew. Hochwohlgeboren:

> there is no person, who in his situation has done more to forward the objects of our operation, and it appears to me that having had so much to do with us both and with our operations, he is the person who ought to be selected.

Der Fürst hat ihm geantwortet: daß er zwar schon den General-Lieutenant von Zieten zu diesem Posten ernannt, und auch mit ihm darüber geredet habe, aber da der Herzog es wünsche, er Ew. ꝛc. gern für diesen Posten ernenne.

St. Cloud, den 5ten Juli 1815.

(gez.) Gr. N. von Gneisenau.

Nr. 6.

A

Son Excellence Mr. le Général
Baron de Müffling.

Monsieur le Baron,

Monsieur Antoine Canova, qui est arrivé dans cette ville il y a quelques jours, ayant été député de la part de Sa Sainteté le Pape pour réclamer du gouvernement français les objets d'art et de sciences injustement dérobés à l'église de St. Pierre et à l'état romain par les armées de la république française depuis la révolution, ayant annoncé aux ministres des souverains alliés que les instances qu'il a fait au gouvernement de Sa Ma-

jesté très chrétienne conformement à ses instructions n'ont pas eu de succès, et qu'on refuse de les livrer, si non à la force armée, et vu qu'il parait juste et nécessaire aux souverains alliés, que les dits objets d'art et de sciences soient rendus sans délai au pape et à l'état romain.

Nous avons l'honneur d'adresser la présente à Votre Excellence afin qu'elle puisse prendre telles mesures qu'elle jugera convenables pour mettre Mr. Canova a même d'effectuer sans opposition l'objet de sa mission, et pour cet effet nous prions V. E. de mettre à sa disposition les mêmes moyens et protections militaires qu'elle à déjà fournie aux agens de Sa Majesté Impériale et du roi des pays-bas qui ont surveillé la restitution des objets d'art appartenant à leurs dites majestés et au grand-duc de Toscane.

Agréez Mr. le Baron l'assurance de notre considération très distinguée.

Paris, le 30. Septembre 1815.

(signé) Schwarzenberg.
Wellington.
Blücher.

Nachtrag.

Der Congreß von Aachen und deſſen Folgen.

Meiner Beſtimmung gemäß blieb ich bei der Occupations-Armee in Frankreich zurück, und zwar, im Hauptquartier des Herzogs von Wellington, welches der Einladung des Königs Ludwig XVIII. gemäß den Winter von 1815—1816 in Paris zubrachte, wo noch mancherlei zu ordnen war, was dieſe Armee betraf.

Ich ſchrieb in dieſer Zeit die Geſchichte des Feldzuges von 1815 und beſchäftigte mich in meinen Mußeſtunden mit höheren gradatiſchen Arbeiten.

Napoleon hatte dem Oberſt-Tranchon die Aufnahme der 4 Départements réunies übertragen.

Dieſer gründete ein Netz von großen Dreiecken auf die Baſis von Enſisheim, führte dieſe Dreiecke längs dem Rhein und der Maas, verband ſie dort mit den großen Crayenhofſchen Dreiecken, welche mit der franzöſiſchen Gradmeſſung bei Dünkirchen und dieſe wiederum mit den beiden in England gemeſſenen Grundlinien in Verbindung ſtanden.

Tranchon war durch den Krieg in ſeinen Aufnahmen unterbrochen worden. Wir hatten bereits beim erſten Pariſer

Frieden die Ablieferung dieſer Karte an uns ſtipulirt, ſie erfolgte jedoch erſt beim zweiten Frieden im Jahre 1815.

Ich hatte ſie in Paris zurückbehalten und ein Project zu ihrer Vollendung entworfen, welches der König genehmigte und welches bis 1818 zur vollſtändigen Ausführung kam. Ich war ermächtigt, eine Zahl junger hoffnungsvoller Offiziere in den Sommer-Monaten aufnehmen, in den Winter-Monaten in einem Büreau auszeichnen zu laſſen und damit einen militairiſchen Unterricht in den Generalſtabs-Wiſſenſchaften zu verbinden.

Die Hauptdreiecke, welche dieſer Karte zum Grunde lagen, waren mit den beſten Inſtrumenten und mit Sorgfalt gemeſſen; ich hielt ſie für geeignet zu einer Gradmeſſung.

Ich baute darauf den Vorſchlag, dergleichen Dreiecke vom Rhein bis zur Baſis vom Seeberg, nach Umſtänden bis Berlin fortzuführen und die Endpunkte im Raum, wie in der Zeit (durch Blickfeuer) zu meſſen, um eine Längengrad-Meſſung zu erhalten, welche überhaupt (zum Bedauern vieler Aſtronomen) noch gar nicht ausgeführt war. Auch dieſer Vorſchlag wurde vom Könige genehmigt.

Die Meſſungen in Zeit durch Blickfeuer hatte Herr von Zach auf dem Seeberge bei Gotha bei der Thüringſchen Gradmeſſung bereits practiſch ausgeführt, und ich war ſein nächſter Gehülfe geweſen.

Ich empfahl dieſe Methode in einer Vorleſung, die ich im bureau des longitudes in Paris hielt, und ſchlug den franzöſiſchen Gelehrten eine gemeinſchaftlich auszuführende Gradmeſſung zwiſchen Dünkirchen und Seeberg vor.

In dem VII. Band des deutſchen Journals Herta, redigirt vom Profeſſor Berghaus, habe ich im Juni 1826 die Geſchichte der Längengradmeſſung zwiſchen Dünkirchen und dem Seeberg gegeben, nachdem ich bereits in den aſtronomiſchen Nachrichten des Profeſſor Schumacher (Jahrgang 1823 Nr. 72)

die Resultate, die gefundene Abplattung von $\frac{1}{311,2}$ bekannt gemacht hatte. Zur Vermeidung aller Wiederholungen beziehe ich mich hier auf diese Veröffentlichungen.

Ich brachte die Sommer der Jahre 1816, 1817 und 1818 in Coblenz zu, wo ich die Aufnahmen leitete, mit meinen Gehülfen die Winkel der Hauptdreiecke zwischen dem Rhein und der Sternwarte Seeberg auswählte und mit einem Reichenbachschen Kreise multiplicirte.

Die Winter von 1816 und 1817 brachte ich mit dem Herzog von Wellington in Paris zu, wo sich bereits im Frühjahr 1818 der Congreß von Aachen vorbereitete.

Wir waren genau von den Wünschen des Königs Ludwig XVIII. unterrichtet, der seine Regierung so weit erstarkt hielt, um die Occupation der europäischen Mächte entbehren zu können. Sein Minister Duc de Richelieu stimmte dieser Ansicht bei, für welche er in Gemeinschaft mit dem russischen Gesandten Pozzo di Borgo den Kaiser Alexander bereits gewonnen hatte.

Die Verpflegungs-Kosten der Occupations-Armee waren allerdings so wie die Einquartierungslasten für die besetzten Departements drückend. Der ungewisse Zustand des französischen Reichs war eine Folge der Napoleon'schen Regierung und der verschiedenen Ansichten der Partheien, welche zwar durch die Occupation an öffentlichen Ausbrüchen ihres Hasses gehindert, aber dadurch nicht versöhnt werden konnten.

Nachdem Ludwig XVIII. wieder in einen scheinbar ruhigeren Besitz des Thrones seiner Vorfahren gelangt war, traten die Emigranten, die Gefährten seines Unglücks mit dem bescheidenen Wunsch vor, daß für sie, denen die Güter confiscirt, und die dadurch heimathlos geworden waren, jedoch für alle ihre Verluste keine Entschädigung erhalten hatten, jetzt, nachdem das monarchische Princip und die Legitimität siegreich

aus dem Kampf gegangen war — doch auch etwas geſchehen möge.

Gegen dieſen Antrag ließ ſich nichts einwenden.

Zur Zeit, als ſie ihr Vaterland verließen, wurde es für eine moraliſche Pflicht, für eine ehrenwerthe Geſinnung gehalten, ihrem König treu zu bleiben und ſeinem Ruf in's Ausland zu folgen. Sie hatten als Folge ihres Schrittes ihre Güter verloren und mehr als 20 Jahre lang eine ſorgenvolle Exiſtenz im Auslande verbringen müſſen; — ſie waren darüber alt geworden aber beharrlich geblieben, ſo wollten ſie denn auch die Früchte der ſchweren Entbehrungen erndten.

Der König hatte eine religiöſe und moraliſche Verpflichtung für die Männer zu ſorgen, die ihm zwar ſein Reich nicht wieder erobert, aber doch ſiegreich mit ihm wieder eingezogen waren.

Der König fühlte dieſe Verpflichtung, er war bereit, ſie zu erfüllen, und es kam nur darauf an, ſcharf in's Auge zu faſſen, was geſchehen konnte, was geſchehen mußte.

Die confiscirten Güter der Emigranten waren verkauft worden, waren auf die Aufforderungen des Gouvernements in Privathände übergegangen.

Die erlöſten Summen waren in die Staatskaſſen gefloſſen, die Nation hatte ſich durch die Confiscation bereichert.

Eine neue Confiscation zum Nachtheil der Erwerber und Zurückgabe an die Emigranten konnte nicht Statt finden, ohne alle Grundſätze der Gerechtigkeit mit Füßen zu treten und eine neue Revolution hervorzurufen. Die Erwerbung hatte unter dem Schutze der beſtehenden Geſetze Statt gefunden. Es wurde vorgeſchlagen, den Emigranten ihre Güter zurückzugeben und die jetzigen Beſitzer aus dem Vermögen der Nation durch dieſelben Summen zu entſchädigen, welche ſie bezahlt hatten, allein ein zwanzigjähriger Zeitraum hatte den Beſitzſtand dergeſtalt verändert, daß ſelbſt, wenn es möglich geweſen wäre,

den vormaligen Zustand wieder herauszufinden, es ganz unmöglich war, sowohl den vielfach getheilten zu ganz andern Zwecken benutzten Besitzstand wieder zusammen zu fügen, als auch denen gerecht zu werden, welche Meliorationskosten nachwiesen.

Das Project, den Emigranten den Naturalbesitz wieder zu verschaffen, mußte daher aufgegeben werden.

Die Käufer der Emigrantengüter hatten sie ohne Ausnahme wohlfeil, zum Theil um einen Spottpreis erworben. Ein solches, wegen der Treue gegen seinen Landesherrn confiscirtes Gut war nicht jedermanns Kauf, und die Besorgniß, daß der Besitz solcher Güter noch nicht als ganz feststehend anzusehen sei, sprach sich nach der Restauration sehr unzweifelhaft aus.

Solche ohne Contracte und Unterschriften der vormaligen Besitzer erworbenen Güter konnten selbst vor der Restauration nie zu ihrem wahren Werth verkauft werden.

Wenn zwei Besitzungen von ganz gleichem Ertrage neben einander lagen, die eine ein altes Familien-, die andere ein confiscirtes Emigranten-Gut, so wurde das erste in der Regel doppelt so hoch als das letzte bezahlt und damit der Volksglauben an die mit einem solchen Kauf verbundene Gefahr veröffentlicht. Vergebens hatte Napoleon alle seine Mittel aufgeboten, um das Vertrauen in die Unverletzlichkeit solcher Käufe hervorzurufen. Er war so weit gegangen, in die Bedingungen der Ehrenlegion aufzunehmen, daß diese legion sacrée die Heiligkeit der National-Verkäufe aufrecht erhalten solle, und konnte dennoch nicht hindern, daß bei den gedruckten Ankündigungen des Verkaufs eines Privatguts mit fingerlangen Buchstaben an allen Swaßenecken im Eingang bezeichnet war, daß es sich nicht um ein solches entwerthetes Nationalgut handle.

Dies darf nicht in Verwunderung setzen, denn die Geschichte der letzten Jahrhunderte zeigt bei allen Völkern dieselben Resultate.

für die Parthei der kriegsluſtigen alten Soldaten, die ihr Gegengewicht in den beruhigten Grundbeſitzern finden würden und war betroffen, als ich ihm darthat, daß wegen der großen Spoliation der Nationalgüter gerade in der Klaſſe der National-Käufer der Wunſch nach Napoleons Zurückkunft am lebhafteſten, und eine Fortdauer der Ruhe des Landes eine Täuſchung ſei, ſo lange der König nicht eine Garantie gebe, daß das durch die Revolution und während der Revolution erworbene Vermögen, als ein unangreifbares Eigenthum beſtehe. Daß der König ſeinen Marſchällen und höchſten Staatsbeamten dieſe Ueberzeugung gegeben habe, reiche nicht aus; die große Maſſe des Volks ſei in derſelben Lage und bedürfe dieſer Sicherheit noch mehr, als die höchſten und beibehaltenen Staatsbeamten. Ich knüpfte daran meine Anſichten über den begangenen Fehlgriff bei der Entſchädigung der Emigranten. — Der Kaiſer faßte meine Ideen mit Lebhaftigkeit auf und fragte: „Haben Sie mit dem Herzog von Wellington über dieſe Angelegenheit geſprochen?“ und auf meine Bejahung: „was hat er Ihnen geantwortet?“ vous mettez la main à la plaie. — Der Kaiſer ſah vor ſich nieder und fragte nach einer Pauſe: „Sie ſind alſo auch gegen das Zurückziehen der Occupations-Armee?“

Ich erwiederte, daß, wenn die Souveraine ihre Armee zurückzögen, in der ſchönen Hoffnung, daß in Frankreich alle Keime zu neuen Unruhen erſtickt und alle Hinderniſſe für den König beſeitigt wären, ich dieſen frommen Glauben nicht theilen könne, wenn aber die Frage entſtehe, ob die Fortſetzung der Occupation, wie ſie ſich einmal geſtaltet habe, ein anderes und beſſeres Reſultat erwarten laſſe, ſo müſſe ich erklären, daß ſie zu nichts führen könne. Der König von Frankreich trachte danach, die Liebe ſeines Volks zu gewinnen, und halte es für das ſicherſte Mittel, wenn er Sympathien zeige. Unſre Occupation wäre dem ganzen franzöſiſchen Volk eine verhaßte Maaß-

regel und der König zeige bei jeder Gelegenheit, daß sie ihm auf's wenigste eine drückende Last sei, von der er sich loszumachen wünsche.

Die Souveraine hätten sich bisher jedes Einflusses auf die innern Angelegenheiten enthalten und lediglich auf guten Rath beschränkt, der nicht gehört worden sei. Nur wenn die Souveraine entschlossen wären, dem Könige bestimmte Schritte zur Beruhigung seines Landes vorzuschreiben, und Frankreich nicht eher zu verlassen, bis diese Schritte geschehen, nur dann würde ich die Fortsetzung der Occupation für erfolgreich halten.

Hier sprach sich der Kaiser dahin aus: daß ein solcher dem Könige auferlegte Zwang das Uebel nur verschlimmern werde und nicht in den rechtlichen Befugnissen der Souveraine liege. — Er erklärte sich für das Zurückziehen der Occupations-Armee, und warf dabei hin, daß es heute auch zu spät sein würde, etwas Anderes zu beschließen.

Als ich dem Fürsten Staatskanzler von dieser Unterredung Mittheilung machte, setzte ich hinzu: die Occupations-Armee hatte den doppelten Zweck:

> die Ruhe in Frankreich zu erhalten und die pünktliche Auszahlung der durch den Frieden von Paris stipulirten Geldzahlungen zu sichern.

Das erste geben wir auf, in Hinsicht des zweiten Punktes werden Garantien verabredet werden müssen, denn wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß, sobald die Occupations-Armee zurückgezogen ist, von französischer Seite Versuche eintreten werden, sich von der Fortsetzung der Geldzahlungen unter irgend einem Vorwand loszumachen. Der Fürst Staatskanzler sah die Sachen nicht so rosenfarben als seine Collegen. Er trat meiner Ansicht bei, daß der Rückmarsch der Occupations-Armee von der Abtragung der rückständigen Zahlungen abhängig gemacht werden solle, hielt jedoch dafür, daß dies

nicht zu erreichen sei, da England und Rußland keine Forderungen mehr an Frankreich haben; es komme jetzt also nur wesentlich darauf an, solche Verabredungen zu treffen, daß Preußen und Holland, welche bei einem Ausbruch in Frankreich zunächst zum Handeln genöthigt würden, nicht allein ständen.

Der Herzog von Wellington hatte den Festungsbau in Belgien für den König von Holland aus den französischen Geldern übernommen, war aber, da alles auf 5 Jahr berechnet war, eben so wie wir mit den Rheinbefestigungen, kaum zur Hälfte fertig.

Der Staatskanzler rechnete darauf, in seinen Vorschlägen zur Sicherung der Bundesgrenzen so wie der Festungsbauten, durch den Herzog von Wellington und den König der Niederlande eine kräftige Unterstützung und bei Oestreich alle Willfährigkeit zu finden. Das letzte war der Fall, und da die niederländische Armee auf der einen Seite bei der weisen Oekonomie des Königs ihm genügend, auf der andern Seite aber bei 50 Festungen und Forts ganz ungenügend war, das Land gegen einen feindlichen Anfall von Frankreich erfolgreich zu vertheidigen, so wünschte Fürst Metternich, daß Preußen eine bedeutende Macht in seinen westlichen Provinzen zurücklassen möge, um auf den ersten Wink Holland zu Hülfe zu eilen und Schutz zu gewähren, bis England mit einer Armee ankommen und hierauf das vereinigte Europa auftreten könne.

Von unserer Seite wurden keine Schwierigkeiten gemacht Oestreich und Preußen übernahmen es gemeinschaftlich, die Unterhandlungen mit dem Könige der Niederlande zu führen und die Verabredungen in Gemeinschaft mit dem Herzog von Wellington in Brüssel zu treffen, wo der König der Niederlande im Winter von 1818—1819 seine Residenz zu nehmen beschlossen hatte. Da mir das Commando über ein solches Hülfs- gegeben werden sollte, so wurde ich bestimmt, als gemeinschaftlich von Oestreich und Preußen Bevollmächtigter nach

Brüssel zu gehen. Zugezogen zu einer Conferenz zwischen den Fürsten Metternich und Hardenberg, in welcher die Motive zu meiner Sendung besprochen wurden, erhielt ich den Auftrag, meine Instruction selbst zu entwerfen, die dann auch völlig angemessen gefunden und unterzeichnet wurde.

In Brüssel kam ich zugleich mit dem Fürsten Metternich und Herzog von Wellington an. Der Kaiser von Rußland und die Kaiserin Mutter waren daselbst zum Besuch der Prinzessin von Oranien eingetroffen. Meine Geschäfte wurden während der für die hohen Gäste angeordneten Festlichkeiten eingeleitet, gaben mir jedoch bald Gelegenheit zu erkennen, daß Se. Majestät der König der Niederlande wenig geneigt waren, sich in gründliche Unterhandlungen mit mir einzulassen. Der König hatte sich in seiner schwierigen politischen Stellung zur Aufgabe gemacht, die Holländer und Belgier als gleich treue und ihm ergebene Unterthanen zu behandeln, er sprach sich öffentlich aus, daß beide sich trotz der Verschiedenheit der Sprachen, der Religion und der Sitten nach einer 3jährigen Vereinigung vollständig befreundet hätten, und rühmte seine Armee als vom besten Geist beseelt und Vertrauen verdienend.

Unter diesen Umständen konnte ihm ein Abgesandter nicht willkommen sein, in dessen Auftrag eine europäische Besorgniß lag, der er nach seiner sich gestellten Aufgabe von Hause aus widersprechen mußte. — Ich hoffte jedoch über diese Schwierigkeit leicht hinweg zu kommen, wenn ich die unruhigen Franzosen als das Motiv, verbunden mit dem Wunsch der Alliirten, Se. Majestät bei einem unerwarteten Anfall auf die noch unvollendeten Festungen rechtzeitig unterstützen zu können, als den Zweck meiner Sendung festhielt. War dies angenommen, so wurden Verabredungen zwischen der englischen und preußischen Armee unentbehrlich.

Leider mußte ich jedoch bald erkennen, daß noch tiefer liegende Gründe den König der Niederlande bestimmten, unter

Beachtung aller Formen in keine Besprechung, geschweige einen Vortrag einzugehen.

Der König hatte es noch nicht vergessen, daß der Feldmarschall Blücher im Jahre 1815 nicht wie die englische Armee volle Kriegskassen zur baaren Bezahlung der Verpflegung mitgebracht hatte, und ein neuer Umstand war hinzugetreten, um Sr. Majestät Unzufriedenheit gegen Preußen hervorzurufen.

Nach einem Bundesbeschluß hatte Luxemburg eine preußische mit den Truppen dieses Großherzogthums gemeinschaftliche Besatzung, so wie einen preußischen Gouverneur und Commandanten. Dies war dem Könige der Niederlande nicht genehm. Se. Majestät stellte als Bedingung der Vollziehung dieses Beschlusses die Forderung auf, daß den niederländischen Truppen der rechte Flügel eingeräumt werde, und richtete dies Verlangen nicht an den deutschen Bund, sondern an Preußen. — Die Sache hatte an sich keine große Bedeutung, indeß konnte die Preußische Regierung in Bundes-Angelegenheiten nicht selbstständige Beschlüsse fassen. Da mir der Auftrag geworden war, die Sache bei der Gelegenheit meiner Mission abzuthun, so trug ich darauf an, das niederländische zur Besetzung bestimmte Bataillon in Luxemburg einrücken zu lassen. Von preußischer Seite werde gar kein Rang gefordert. Die Stadt sei das unbestrittene Eigenthum des Königs der Niederlande; der Kranz von darum gezogenen Werken so wie die Kasernen und sonstigen Militair-Etablissements sei dagegen Eigenthum des Bundes, und die Disposition über die Vertheidigung sei eine Bundes-Angelegenheit, in welche der König, mein Herr, nicht eingreifen könne.

Meine Vorstellungen waren fruchtlos. Der König blieb bei, sein Bataillon nicht eher zur Garnison zu stellen, bis [illegible] Forderung nachgegeben sei. — Nachdem der Fürst Met[illegible] und Herzog von Wellington Brüssel verlassen hatten, [illegible] eine Hauptangelegenheit in die Länge gezogen. Monate

lang wurde ich im Notenwechsel hingehalten, und da sich indeß Frankreich ruhig zeigte, die Niederlande aber in ihren Handels-Verhältnissen immer mehr an England anschlossen, so wurde die angebotene Hülfe täglich mehr und mehr als völlig überflüssig angesehen.

Unter diesen Umständen forderte ich nach einem Zeitverluste von 5 Monaten meine Pässe und kam im Monat März 1819 in Berlin an.

Die in diesem Nachtrag angeführten einzelnen Umstände gehören dem Congreß von Aachen und seinen Folgen an, mithin der allgemeinen Geschichte der europäischen Angelegenheiten.

Vierter Abſchnitt.

Sendung nach Conſtantinopel und St. Petersburg in den Jahren 1829 und 1830.

Erſtes Capitel.

Allgemeine Ueberſicht der politiſchen Verhältniſſe in Beziehung auf den Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte. — Entſtehung und Verabredung zu meiner Sendung nach Conſtantinopel. — Vorbereitung und Abreiſe von Berlin.

Der Feldzug des Jahres 1828 an der Donau, hatte für die ruſſiſchen Armeen ein ehrenvolles, jedoch nicht das erwartete Reſultat gegeben.

Die Eroberungen von Braïlof und Warna, nebſt der Erhaltung von Prowadu und Bazarſchik, in dem Zuſtand ihrer neuen Befeſtigung, bereiteten einen neuen Feldzug vortheilhaft vor.

Die verfehlte Eroberung von Schumla und Siliſtria, nebſt dem großen Verluſt an Menſchen durch Krankheiten, und dem Verluſt beinah aller Pferde, hatten den Muth der türkiſchen Armee gehoben, und beide Theile bereiteten ſich während des Winters zu einem neuen Feldzug mit beſonderer Thätigkeit vor.

Glücklicher für die ruſſiſchen Waffen hatte der Feldzug jenſeit des Kaukaſus geendigt. Die eroberten Feſtungen er-

laubten sichere Winterquartiere, und gaben günstige Aussichten für den nächsten Feldzug. Die Eroberung der Festungen Anapa und Poti sicherte die Schifffahrt des schwarzen Meeres. Die Schwierigkeiten, welche die Natur den Uebergängen des Kaukasus entgegensetzt, und welche in Verbindung mit der Plünderungssucht der wilden noch nicht unterjochten Völkerstämme des Kaukasus, nicht unbedeutend sind, konnten durch die See-Verbindung zwischen Sebastopol und Poti (an der Ausmündung des alten Phasis in's schwarze Meer) umgangen werden.

Indeß ließ sich auf dieser Seite der Krieg nicht mit bedeutenden Massen führen, da die Gebirgsgegenden die Märsche wie die Verpflegung erschweren, und erst gegen Erzerum hin, sich das Land öffnet, und durch eine größere Fruchtbarkeit die Operationen mit größeren Massen begünstigt.

Diese Verhältnisse gaben den türkischen Armeen alle Vortheile, und brachten dagegen alle Nachtheile auf die Seite der russischen Armee.

Die Meinungen über den Ausgang des Kampfes dieser beiden großen Reiche, waren in Europa sehr getheilt.

In Preußen kannte man die Verhältnisse der russischen Armeen am genauesten, und auch in Frankreich war man über die Mittel des russischen Reichs den Krieg fortzusetzen, wohl unterrichtet.

In diesen beiden Staaten sah man daher die Besiegung des türkischen Reichs nicht als unmöglich an, obwohl man nicht die großen Schwierigkeiten übersah, welche sich Rußland entgegen stellen würden, wenn die Pforte sich entschlossen zeigen sollte, es aufs äußerste ankommen zu lassen, in welchem Fall eine Beendigung des Krieges nur durch eine Operation auf Constantinopel herbeigeführt werden konnte.

In Oestreich hielt man eine glückliche Beendigung des Krieges von Seiten Rußlands für unmöglich, und war in Eng-

land dieſe Anſicht nicht ſo beſtimmt aufgefaßt, ſo war ſie dennoch ſehr verbreitet.

Nicht ohne Verwunderung ſah man den Feldzug von 1829 durch Rußland mit bedeutenden Armeen in Europa und Aſien zugleich eröffnen, und an der Donau noch überdieß durch die Belagerung von Siliſtria beginnen.

Ohne die Militair-Colonien im ſüdlichen Rußland, wäre die Reorganiſation der Armee, und namentlich der Erſatz aller gefallenen Pferde, durch eine beſſere, acclimatiſirte Race (die Steppenpferde) auch in der That ganz unmöglich geweſen.

Der Kaiſer Nicolaus hatte ſeinem Major-General, Feldmarſchall Diebitſch, das Commando an der Donau übergeben; er kam nach Warſchau und zeigte dort während ſeiner Krönung als König von Polen eine große Ruhe und Sicherheit. Die Kaiſerin hatte ſich zu einem Beſuch in Berlin angemeldet. Der Kaiſer begleitete ſie unerwartet, und unangemeldet.

Das diplomatiſche Corps ſah hierin, unter dem Deckmantel der Familien-Verhältniſſe, politiſche Zwecke, man glaubte nichts Minderes als eine Aufforderung des Kaiſers an den König ihn zu unterſtützen, oder mindeſtens durch eine engere Allianz ihm die Verwendung aller ſeiner Kräfte gegen die Donau zu erleichtern, denn es war im weſtlichen Rußland, für den Fall, daß Europa ſich zu Gunſten der Pforte erklären ſollte, ein bedeutendes Heer nebſt den ſämmtlichen polniſchen Truppen zurück gelaſſen.

Der Kaiſer wohnte in Berlin der Vermählung des Prinzen Wilhelm, zweiten Sohns des Königs, mit der Nichte des Kaiſers, der Prinzeſſin von Sachſen-Weimar, bei. Nach den [illegible]ebräuchen war das diplomatiſche Corps zu der Feierlichkeit [illegible]ngeladen, und als daſſelbe nebſt den preußiſchen hohen Staats[illegible]mten in der Kapelle verſammelt war, erſchien der ruſſiſche [illegible]ſter des Hauſes, Fürſt Wolchonsky, um den franzöſiſchen [illegible]ten, Comte Agout, laut und öffentlich einzuladen: ihm

in das Cabinet des Kaisers zu einer Unterredung zu folgen, welche Sr. Majestät mit ihm zu haben wünschte.

Der Kaiser sagte dem Gesandten, daß er den Krieg mit der Pforte nach den Grundsätzen fortsetzen werde, welche er in seinem Manifest ausgesprochen habe, daß er entschlossen sei, wenn die Beendigung desselben nicht in diesem Feldzug erfolge, einen dritten, vierten, fünften u. s. w. zu unternehmen, daß es ihm leid thue, so viel Blut vergießen und so viel Kräfte vergeuden zu müssen, um anscheinend geringfügiger Ursachen willen, daß jedoch die Ehre und Würde seines Reichs so wie seine eigne persönliche Stellung als Nachfolger des Kaisers Alexander ihm nicht erlaube, von diesem unerschütterlichen Entschluß abzugehen; daß hiernach, wenn er auf der einen Seite die Waffen nicht niederlegen könne, ohne den Zweck seines Manifestes erfüllt zu sehen, er auf der andern Seite eben so unverbrüchlich halten werde, was er im Manifest zugesagt habe, nämlich sich, wenn der Streit beendet sei, ohne alle Eroberungen, lediglich mit der Entschädigung der Kriegskosten zu begnügen, welche durch eine besonders niedergesetzte Commission laufend liquidirt würden.

Diese sich selbst aufgelegte Verbindlichkeit gäbe seinen verbündeten Monarchen und ganz Europa zugleich eine Garantie seines künftigen Benehmens. Er habe ihm dieß eröffnen wollen, um es seinem Souverain zu berichten; es thue ihm leid, daß der englische Gesandte abwesend sei, denn sonst würde er diesem dasselbe gesagt haben, was er vor Niemand zu verheimlichen beabsichtige, am wenigsten vor seinem Feinde, dem Sultan.

Der Kaiser reiste nach der Vermählung nach Warschau zurück, die Kaiserin blieb bis nach der Feier ihres Geburtstages in Berlin.

Ich hatte den Vermählungs-Feierlichkeiten leidend beigewohnt. General-Lieutenant, und mit dem Posten als Chef

des Generalſtabes der Armee bekleidet, war ich Mitte 1827 von einem kalten Fieber befallen, in deſſen Folge eine Art Lähmung in den Füßen zurückblieb. Nach dem Gebrauch der Moxa in etwas hergeſtellt, hatte ich 1828 die Bäder von Gaſtein gebraucht, war in Auftrag im Frühjahr 1829 in Weimar geweſen, um die Vermählungs-Angelegenheiten des Prinzen Wilhelm zu ordnen, und hatte im Juni 1829 den freien Gebrauch meiner Füße noch nicht wieder.

Nachdem der Kaiſer in der Nacht Berlin verlaſſen hatte, fand ſich der General von Witzleben, erſter Adjutant des Königs, am andern Morgen bei mir ein, um mir im Auftrag des Königs zu ſagen: daß Sr. Majeſtät die Abſicht hätten, mich als außerordentlichen Geſandten nach Conſtantinopel zu ſenden, daß es Ihnen jedoch vor allen Dingen zu wiſſen nöthig ſei, ob meine gerade jetzt ſo angegriffene Geſundheit mir eine ſo weite Reiſe erlauben würde. Ich möchte mir dieß überlegen, denn ſo angenehm es Sr. Majeſtät auch ſein werde, wenn ich die Miſſion übernehmen könne, ſo wenig würde es Ihrem Zweck entſprechen, wenn ich etwas unternähme, was über meine phyſiſchen Kräfte ginge. Uebrigens brauche ich meine Abreiſe nicht zu übereilen, da kein beſtimmter Termin zu meiner Ankunft in Conſtantinopel verabredet ſei. Ich erwiederte, daß es mir allerdings noch ſauer werde zu gehen und zu ſtehen, daß ich mich aber übrigens ſtark genug finde, die Reiſe zu unternehmen, und die Befehle Sr. Majeſtät zu vollziehen.

Für dieſen Fall war der General von Witzleben ermächtigt, mich ſowohl über die Entſtehung meines Auftrags als deſſen nun beſprochenen beſtimmten Zweck zu unterrichten.

Der König hatte immer die Idee gehabt, und ſich früher einmal gegen mich darüber geäußert, daß der Kaiſer den Krieg gegen die Pforte hätte vermeiden können, hätte vermeiden
en.

Nach dieser Ansicht war dem König der ganze Krieg widerwärtig, er sah Unglück voraus, und wünschte, daß der Kaiser ihn auf eine gute Art los werden könne. In einer der vertraulichen Unterredungen zwischen beiden Monarchen, hatte der König dem Kaiser seine guten Dienste um so mehr angeboten, als der Kaiser sich nicht in der Lage fand, die Vermittlung von England und Frankreich als die in der griechischen Angelegenheit ihm am nächsten stehenden Mächte, annehmen zu können. Wurden aber diese ausgeschlossen, so konnte keine andere europäische Macht vermittelnd — (im diplomatischen Sinn des Wortes) auftreten.

Eine solche Rolle konnte der König auch aus dem Grunde nicht übernehmen, weil ihm die dazu unentbehrliche materielle Einwirkung auf die Pforte abging.

Man hatte in Constantinopel alle Mittel erschöpft, um die Pforte zu einem verständigen Nachgeben zu bewegen, und nichts erlangen können. Indeß waren bis dahin die europäischen Rathgeber immer nur Gesandte gewesen, die beim Divan accreditirt waren, und denen es daher an Gelegenheit mangelte, persönlich, und durch ihre militairischen Kenntnisse und Erfahrungen auf den Sultan einzuwirken. Es kam darauf an, jetzt als ein letztes, und ganz neues Mittel, eine militairische Gesandtschaft außerordentlich, und von der Person des Königs an die Person des Sultans zu senden, den Abgesandten zu instruiren: daß er alle Mittel aufbiete, um sich Audienzen beim Sultan zu verschaffen, und in diesen dem Großherrn die militairische Lage des türkischen Reichs klar und kundig auseinander zu setzen, um ihm dadurch die Vortheile eines billigen Friedensschlusses recht einleuchtend zu machen.

Wenn auf der einen Seite die alten Gewohnheiten und Etiquetten der Sultane einer solchen Annäherung eines militairischen Gesandten völlig entgegen standen, so glaubten beide Monarchen dennoch, daß sie bei einem Sultan leicht ausführbar

ſein würde, der ihnen als ein bedeutender Militair erſchien, bereits im Lager ſtand, und in einem ſo wichtigen Krieg um ſeine Exiſtenz begriffen war.

Der Kaiſer glaubte Alles, was er wünſchte, erreicht, wenn des Königs Abgeſandter es dahin bringe:

daß der Sultan in der Abſicht, Frieden zu ſchließen, Bevollmächtigte ernenne, und dieſe mit den Seinigen wirklich zuſammen kämen, um Präliminarien zu verabreden, oder noch beſſer, ſofort den Frieden zu unterzeichnen.

Wo dieſe zuſammen kämen, im ruſſiſchen Hauptquartier, in einer Stadt, welche neutral erklärt werde, auf dem ſchwarzen Meer, das bleibe dem Geſandten überlaſſen; nur dürfe die Unterhandlung zum Frieden die Operationen nicht aufhalten.

Nachdem beide Monarchen noch verabredet hatten, über die Sendung das größte Geheimniß zu halten, damit ſolche nicht in Conſtantinopel *vor* der Ankunft des Geſandten bekannt würde, hatte der Kaiſer ſich erboten, die Geſandtſchaft durch ein Linienſchiff von Odeſſa nach Conſtantinopel bringen, und wieder abholen zu laſſen.

Alles, was über die Sendung beſprochen war, wobei auch der Punkt der Kriegs-Entſchädigungs-Summe vorkam, hatte der Kaiſer eigenhändig niedergeſchrieben und dem König übergeben. Dieſen letzten Punkt betreffend, ſo war genau angegeben, was der erſte Feldzug, vom Jahre 1828, und was der zweite in ſeiner erſten Hälfte gekoſtet hatten.

Es waren hier nur die Ausgaben *über* den gewöhnlichen Etat berechnet, und obgleich der Kaiſer den Grundſatz der Entſchädigung vollſtändig aufrecht erhalten wiſſen wollte, ſo zeigte doch keine Abneigung, der Pforte die Abtragung zu erleichtern durch Annahme von Gegenſtänden, als Schiffe, Produkte [illegible]rgwerke, Waaren u. ſ. w., doch behielt er ſich die Unter-

handlungen darüber selbst vor, und gestattete nur bei der Sendung, wenn es erforderlich sei, eine solche Aussicht zu stellen.

Der König hatte dem Kaiser eröffnet, daß er mir das Geschäft übertragen würde, und der Kaiser hatte sich geäußert: daß er das Vertrauen habe, ich würde bewirken, was möglich sei.

Sr. Majestät der Kaiser hatten bei Ihrer Anwesenheit in Berlin eine Unterredung mit mir über die Vermählung Ihrer beiden Nichten angeknüpft, und sich über die Familien-Verhältnisse eben so vertraulich geäußert, wie Sie es in früheren Zeiten als Großfürst zu thun pflegten.

Aber wenn damals die hohe Politik und die großen Operationen des Krieges, vorzüglich der Gegenstand waren, welche den Kaiser beschäftigten, so hatten Se. Majestät Ihrer sonstigen Gewohnheit entgegen, dieses Mal kein Wort mit mir darüber gesprochen.

Die General-Adjutanten Graf Benkendorff und Orlof waren in der Begleitung des Kaisers.

Mit beiden war ich aus den früheren Feldzügen bekannt, jedoch nie mit ihnen in näheren Beziehungen gewesen. Beide wußten, daß ich mit dem Feldmarschall Diebitsch aus einer Zeit (1814) befreundet war, wo wir, der Feldmarschall als Chef des Generalstabes der russischen, und ich als Chef des Generalstabes der preußischen Armee, gemeinschaftlich unter dem Marschall Barclay de Tolly standen.

General Benkendorff hatte nach mir gefragt, mich als einen alten Bekannten begrüßt, setzte sich bei einem langen Souper zu mir und fing sogleich an von den Feldzügen an der Donau zu reden. —

Ich hatte im Jahre 1827, mit Benutzung der Hülfsmittel, welche das Archiv und die Plankammer des Generalstabes boten, einen Operations-Plan für die russischen Armeen zur

Eroberung von Conſtantinopel nach Zeit, Raum und Verpflegungsmitteln entworfen, dem Könige vorgelegt und mit dem Feldmarſchall Diebitſch darüber correſpondirt, deſſen Anſichten — bis auf einige unweſentliche Dinge — mit den meinigen völlig übereinſtimmten.

Ob General von Benkendorff hiervon unterrichtet war, iſt mir nicht bekannt geworden, indeß äußerte er ſich mit großer Offenheit über die Operations-Pläne der beiden Feldherrn und die Mittel des ruſſiſchen Reichs.

Im Weſentlichen ging daraus hervor: Rußland müſſe eine ſchnelle Beendigung eines Kampfes wünſchen, bei welchem nichts zu gewinnen ſei, als höchſtens eine Erſtattung der baaren Auslagen, indem der Kaiſer ſich durch ſein Manifeſt gegen ganz Europa verbindlich gemacht habe, und nach ſeiner Art zu denken und zu handeln, nie von dem einmal gegebenen Verſprechen, keine Eroberungen zu machen, abgehen werde. — Dieſe Geſinnungen ehre er, und achte ſie über Alles hoch, indeß gerade deshalb erſcheine ein baldiger Friede um ſo nothwendiger. —

Diebitſch nehme die Sache zu leicht, wolle nach der Eroberung von Siliſtria über den Balkan und gegen Conſtantinopel vorrücken, in der Hoffnung, den Frieden dadurch zu erzwingen.

Der Kaiſer habe dieſen Plan zwar genehmigt und genehmigen müſſen, da er von dem Feldherrn ausgegangen ſei, dem er das Commando ſeiner Haupt-Armee anvertraut habe, jedoch könne er (Benkendorff) ſich nicht von der Nothwendigkeit überzeugen, über den Balkan zu gehen, und ſich am ſüdlichen Abhange allen Chancen des Krieges auszuſetzen. Der Friede könne auch ohne dieſen gewagten Uebergang zu erlangen ſein. Dieſe Anſicht beſtritt ich lebhaft, und ſtellte den Satz auf: Rußland ohne einen Uebergang über den Balkan nie [illegible] erhalten würde, es müſſe denn alle Entſchädigungs-

Ansprüche für die bereits aufgewendeten Kosten aufzugeben bereit sein.

Aus der Antwort des Generals von Benkendorff ersah ich, wie er nicht glaubte, daß Rußland je eine baare Entschädigung würde erhalten können, da man nie die Pforte habe zu einer solchen bringen können, während sie leicht zu Abtretungen ganzer Länderstriche zu bewegen war.

Dieß liege in den Verhältnissen des Sultans zu seinem Volk, indem er baare Entschädigungen aus seinem Schatz geben müsse, folglich sein Capital verliere, während er bei Gebiets-Abtretungen nur laufende Revenüen, also jährliche Zinsen abzugeben habe.

Nach dieser gründlichen Betrachtung halte er es besser, das aufzugeben, was man doch nicht erlangen könne, und — um den Grundsatz zu retten — zwar auf etwas zu bestehen, aber mit wenigem vorlieb zu nehmen. — Aus einigen mit halben Worten ausgesprochenen Aeußerungen mußte ich entnehmen, daß der russische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Nesselrode, die Sache eben so ansähe, und dieser Gedanke dem Kaiser nicht fremd sei.

Diese Unterredung mit dem General von Benkendorff, welche zu der Zeit als sie Statt fand, nur ein rein wissenschaftliches Interesse für mich hatte, stand mit den Mittheilungen, welche mir durch den General von Witzleben wurden, in keinem Widerspruch, jedoch gingen die Aeußerungen des Generals von Benkendorff weiter, als die des Kaisers, und konnten daher nur als nützliche Winke zur Beurtheilung der Verhältnisse aber keinesweges zum Handeln benutzt werden.

Ich machte dem General von Witzleben bemerklich, daß ich die größte Beschleunigung meiner Abreise für zweckmäßig hielte, eine Ansicht, welche auch genehmigt wurde.

Der Weg über Odessa, und noch mehr die Ankunft auf einem russischen Schiff in Constantinopel, schien mir nicht an-

nicht zu erreichen sei, da England und Rußland keine Forderungen mehr an Frankreich haben; es komme jetzt also nur wesentlich darauf an, solche Verabredungen zu treffen, daß Preußen und Holland, welche bei einem Ausbruch in Frankreich zunächst zum Handeln genöthigt würden, nicht allein ständen.

Der Herzog von Wellington hatte den Festungsbau in Belgien für den König von Holland aus den französischen Geldern übernommen, war aber, da alles auf 5 Jahr berechnet war, eben so wie wir mit den Rheinbefestigungen, kaum zur Hälfte fertig.

Der Staatskanzler rechnete darauf, in seinen Vorschlägen zur Sicherung der Bundesgrenzen so wie der Festungsbauten, durch den Herzog von Wellington und den König der Niederlande eine kräftige Unterstützung und bei Oestreich alle Willfährigkeit zu finden. Das letzte war der Fall, und da die niederländische Armee auf der einen Seite bei der weisen Oekonomie des Königs ihm genügend, auf der andern Seite aber bei 50 Festungen und Forts ganz ungenügend war, das Land gegen einen feindlichen Anfall von Frankreich erfolgreich zu vertheidigen, so wünschte Fürst Metternich, daß Preußen eine bedeutende Macht in seinen westlichen Provinzen zurücklassen möge, um auf den ersten Wink Holland zu Hülfe zu eilen und Schutz zu gewähren, bis England mit einer Armee ankommen und hierauf das vereinigte Europa auftreten könne.

Von unserer Seite wurden keine Schwierigkeiten gemacht Oestreich und Preußen übernahmen es gemeinschaftlich, die Unterhandlungen mit dem Könige der Niederlande zu führen und die Verabredungen in Gemeinschaft mit dem Herzog von Wellington in Brüssel zu treffen, wo der König der Niederlande im Winter von 1818—1819 seine Residenz zu nehmen beschlossen hatte. Da mir das Commando über ein solches Hülfs-Corps gegeben werden sollte, so wurde ich bestimmt, als gemeinschaftlich von Oestreich und Preußen Bevollmächtigter nach

Brüſſel zu gehen. Zugezogen zu einer Conferenz zwiſchen den Fürſten Metternich und Hardenberg, in welcher die Motive zu meiner Sendung beſprochen wurden, erhielt ich den Auftrag, meine Inſtruction ſelbſt zu entwerfen, die dann auch völlig angemeſſen gefunden und unterzeichnet wurde.

In Brüſſel kam ich zugleich mit dem Fürſten Metternich und Herzog von Wellington an. Der Kaiſer von Rußland und die Kaiſerin Mutter waren daſelbſt zum Beſuch der Prinzeſſin von Oranien eingetroffen. Meine Geſchäfte wurden während der für die hohen Gäſte angeordneten Feſtlichkeiten eingeleitet, gaben mir jedoch bald Gelegenheit zu erkennen, daß Se. Majeſtät der König der Niederlande wenig geneigt waren, ſich in gründliche Unterhandlungen mit mir einzulaſſen. Der König hatte ſich in ſeiner ſchwierigen politiſchen Stellung zur Aufgabe gemacht, die Holländer und Belgier als gleich treue und ihm ergebene Unterthanen zu behandeln, er ſprach ſich öffentlich aus, daß beide ſich trotz der Verſchiedenheit der Sprachen, der Religion und der Sitten nach einer 3jährigen Vereinigung vollſtändig befreundet hätten, und rühmte ſeine Armee als vom beſten Geiſt beſeelt und Vertrauen verdienend.

Unter dieſen Umſtänden konnte ihm ein Abgeſandter nicht willkommen ſein, in deſſen Auftrag eine europäiſche Beſorgniß lag, der er nach ſeiner ſich geſtellten Aufgabe von Hauſe aus widerſprechen mußte. — Ich hoffte jedoch über dieſe Schwierigkeit leicht hinweg zu kommen, wenn ich die unruhigen Franzoſen als das Motiv, verbunden mit dem Wunſch der Alliirten, Se. Majeſtät bei einem unerwarteten Anfall auf die noch unvollendeten Feſtungen rechtzeitig unterſtützen zu können, als den Zweck meiner Sendung feſthielt. War dies angenommen, ſo wurden Verabredungen zwiſchen der engliſchen und preußiſchen Armee unentbehrlich.

Leider mußte ich jedoch bald erkennen, daß noch tiefer liegende Gründe den König der Niederlande beſtimmten, unter

Beachtung aller Formen in keine Besprechung, geschweige mit Vortrag einzugehen.

Der König hatte es noch nicht vergessen, daß der Feldmarschall Blücher im Jahre 1815 nicht wie die englische [illegible] volle Kriegskassen zur baaren Bezahlung der Verpflegung mitgebracht hatte, und ein neuer Umstand war hinzugekommen, der Sr. Majestät Unzufriedenheit gegen Preußen herausforderte.

Nach einem Bundesbeschluß hatte Luxemburg eine preußische mit den Truppen dieses Großherzogthums gemischte Besatzung, so wie einen preußischen Gouverneur zu bekommen. Dies war dem Könige der Niederlande zu gering. Er verlangte als Bedingung der Zustimmung noch Beigabe der Forderung auf, daß dem niederländischen Prinzen der ganze Platz eingeräumt werde, und nahm es [illegible] mit in den deutschen Bund, sondern in seine

Die Folge war, daß die [illegible] Verbindung, worin [illegible] Regierung in Bundes-Angelegenheiten [illegible] Beistand traten. Da mit der Absicht [illegible] Prinz von Oranien [illegible] Tochter des Kaisers [illegible] [illegible] [illegible]

englischen und französischen Schiffen nach Constantinopel gegangen. —

Herr von Ribeaupierre, der mich auf das Freundlichste mit seinem Rath unterstützte, und mich von dem Verhältnisse in Constantinopel auf das Gründlichste unterrichtete, bot mir ein russisches Kriegsschiff an, welches zu seiner Disposition im Hafen von Neapel lag, um mich zur Flotte des russischen Admiral Heyden zu bringen, der durch Herrn von Ribeaupierre beauftragt werden sollte, mich weiter zu befördern; allein dies erschien mir ganz unpassend und ungünstig für meine Ankunft in Constantinopel.

Die Verdingung eines neapolitanischen Handelsschiffes zu einer Fahrt im Mittelländischen Meer (selbst wenn solche möglich gewesen wäre), unterlag überdies einer zweiten Schwierigkeit.

Neapel befand sich im Krieg mit den Barbaresken, und hatte kürzlich eine Expedition gegen die afrikanische Küste ausgerüstet, welche mit einem sehr schlechten Erfolg zurückgekommen war, wonach seine Kauffartheischiffe sich gar nicht zeigen durften. Unser Gesandter am Neapolitanischen Hofe, der Graf Voß, schlug als letztes Mittel vor, sich dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten — Medicis, den er als einen verschwiegenen Mann kannte, anzuvertrauen, und darauf anzutragen, daß der König von Neapel ein bewaffnetes Schiff zur Ueberfahrt gebe.

Die erste Frage des Ministers war: ob meine Sendung eine mit den übrigen großen europäischen Höfen verabredete sei? und ob namentlich Oestreich darum wisse? Antwort: nein, allein es werde unverzüglich davon unterrichtet werden.

Der Minister zuckte mit den Achseln, erbot sich zum Vortrag an den König, für dessen Schweigen er sich verbürge, bemerkte jedoch, daß er nach seiner Pflicht dem Könige abrathen müsse. Graf von Voß — ohne die Gründe zu verkennen,

welche des Ministers Ansicht motivirten, — nahm die Entscheidung des Königs in Anspruch.

Der König hatte eine besondere persönliche Hochachtung für den König von Preußen, und den innern Drang, ihm Beweise davon zu geben. Er nahm daher diese Gelegenheit mit Freuden auf, und ertheilte den Befehl, mir seinen besten Segler, den Don Carlos, eine Brigantine, welche 18 Kanonen führte, zur Disposition zu stellen.

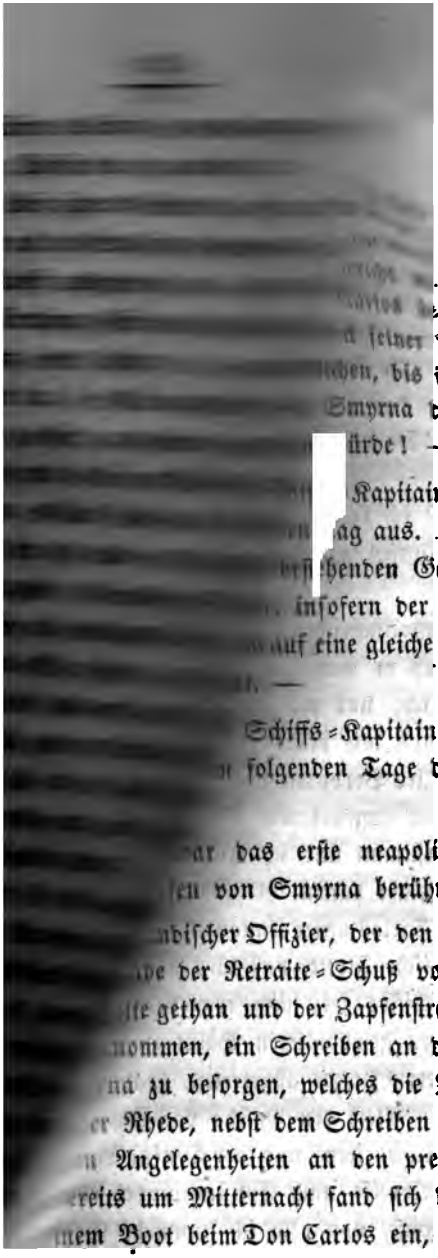
Die Proviantirung und Bemannung des Schiffs erfolgte mit der möglichsten Beschleunigung, und am 13ten Juli verließ ich den Hafen von Neapel. — Der Wind war günstig bis zur Meerenge von Sicilien, nicht ungünstig, bis wir den Hafen von Navarin vor uns hatten, dann aber traten längs der griechischen Küste bis zum Capo doro Verzögerungen durch Winde ein, welche uns zu einem immerwährenden Laviren nöthigten. —

In der Nähe von Hydra erkannten wir ein Linienschiff, welches, ohne daß in seiner Nähe ein andres Schiff zu entdecken gewesen wäre, ein Feuer aus allen Geschützen (und wie es schien, auch kleinem Gewehr) eröffnete, wodurch es völlig in Rauch gehüllt wurde, nach einer kurzen Zeit aber wieder deutlich zu erkennen war, ohne daß ferner ein Schuß gefallen wäre. —

Ich vermuthete, daß es ein russisches Schiff sei, welches auf die erhaltene Nachricht von dem Sieg bei Kuleftscha Victoria schieße.

Die Entfernung war zu groß und die Nacht zu nahe, um ein Boot auszusetzen und Nachfrage zu halten.

Wir kamen nach einer Fahrt von 12 Tagen gegen Abend auf der Rhede von Smyrna an, wo wir eine bedeutende Flotte fanden. Englische Linienschiffe, wovon eines die Admiral-Flagge aufgezogen hatte, französische, unter dem Admiral Rosamel, eine östreichische und eine niederländische Escadre. Wir war-



sehen, und bereits
sei; er nahm
ten salu=

ngen,
sich
seiner
chen, bis ich
Smyrna die
ürde! —

Kapitain auch
ag aus. Es ist näm
henden Gebräuchen
insofern der Ankommende, zu
auf eine gleiche Anzahl von Schüssen
. —

Schiffs=Kapitain glaubte diesen An=
folgenden Tage darüber unterhandeln

ar das erste neapolitanische Kriegsschiff,
en von Smyrna berührte. —

ndischer Offizier, der den Schiffs=Kapitain be=
e der Retraite=Schuß von allen Schiffen der
te gethan und der Zapfenstreich geschlagen wurde,
nommen, ein Schreiben an den preußischen Con=
na zu besorgen, welches die Nachricht meiner An=
er Rhede, nebst dem Schreiben unsers Ministers der
n Angelegenheiten an den preußischen Consul ent=
reits um Mitternacht fand sich der Consul Herr Pez=
nem Boot beim Don Carlos ein, so daß ich vom Ver=
rredung haben konnte, durch welche die Quaran=
verletzt wurden.

Hier erfuhr ich, daß Feldmarschall Diebitsch den Balkan bereits überschritten habe, und der General Paskewitsch in Erzerum eingetroffen sei.

Meine erste Frage mußte daher sein: wie ich am schnellsten und sichersten Constantinopel erreichen könne?

Die Antwort war: zu Lande von Smyrna auf dem großen Courier-Wege. Die Schifffahrt sei ungewiß, und Niemand könne dafür bürgen, daß bei den jetzt herrschenden Ostwinden die Einfahrt in die Dardanellen sich nicht Wochen lang verzögere. —

Hierauf beschloß ich sofort die Landreise, und verabredete mit unserm Consul meine Ausschiffung am folgenden Morgen.

Als ich den neapolitanischen Schiffs-Kapitain entließ, kündigte er mir an, daß er nach der Ordre des Ministers der Marine mir, wenn ich, und wo ich an das Land ginge, die militairischen Honneurs mit einer Zahl von Kanonenschüssen zu machen hätte. Alles Verbitten dieser, für mich in dem Hafen von Smyrna nicht angenehmen Honneurs half zu nichts, die Ordre war zu bestimmt und ich muß glauben, daß politische Gründe sie veranlaßt hatten.

Als ich den Don Carlos unter Kanonenfeuer verließ, glaubte die vereinigte europäische Flotte, daß dies der Salut des neapolitanischen Kriegsschiffes sei, und erwiederte die Zahl der Schüsse, welche für den gewöhnlichen Salut zu groß war.

Beim Consul Herrn Pezzer abgetreten, beauftragte ich sofort den Kapitain von Cler, den Pascha von Smyrna in meinem Namen zu complimentiren, und der Consul begleitete ihn, um meine sofortige Abreise nach Constantinopel einzurichten. In dem preußischen Paß, von dem ich nunmehr Gebrauch zu machen hatte, war ich als außerordentlicher Gesandter des Königs an den Sultan bezeichnet. Der Pascha hatte aus seinem

ſich das Vertrauen und die Zuneigung des Herrn von Royer erworben.

Am 26ſten Juli Abend ritt der Herr von Cler von Smyrna mit einem Tartaren ab, und ich folgte ihm mit dem Herrn von Küſter 24 Stunden ſpäter.

Der Conſul Herr Pezzer gab mir ſeinen älteſten Sohn als Dollmetſcher mit, einen jungen gebildeten Mann, der vieler Sprachen und unter andern auch der ruſſiſchen mächtig war, die er bei einem längern Aufenthalt in Odeſſa erlernt hatte.

Der Paſcha ließ mich durch den Chef ſeiner Tartaren geleiten, der auf der ganzen Reiſe über die Truppen, welche er nach Umſtänden zu requiriren ermächtigt war, den Befehl führte.

Auf den Poſtſtationen waren bereits die Pferde zu unſerer Caravane (15—18, ſowohl Reit- als Packpferde nach Umſtänden) durch den, Herrn von Cler geleitenden Tartaren beſtellt. —

Das Reiten auf ungewohnten Sätteln und ſchlechten Poſtpferden hatte mich während der erſten Nacht ermüdet, und als wir bei Sonnenaufgang nach Magneſia kamen, erregte mir der ſtarke widrig ſüßliche Geruch blühender Hecken, zwiſchen welchen wir in der letzten Stunde ritten, ſolche Uebelkeit, daß dadurch der Sonnenſtich eingeleitet wurde, der mich im Laufe des Tages, und in der brennenden Hitze des Thals zwiſchen Magneſia und Akiſſar traf. — Wir kamen erſt ſpät, als es dunkel war, in Akiſſar an, wo ich mich während der Nacht nur ſo weit erholte, um in kleinen Tagereiſen bis Mudania zu kommen, von wo wir mit ſehr ſchlechten türkiſchen Matroſen das Meer von Marmora überſchifften. Zur Zeit, als griechiſche Matroſen dieſe Ueberſchiffungen beſorgten, brauchte man in der Regel 6 Stunden. Wir brachten 48 Stunden zu, und ſtiegen am 4ten Auguſt Abends, nachdem es bereits ganz dunkel geworden war, am Zollhauſe von Pera, der Echelle von Tophana, an's Land.

der Feind sei diesseits des Balkans, und da er wohl bemerke, daß meine Sendung darauf Bezug habe, so würde er Gefahr laufen, beim Sultan in die höchste Ungnade zu fallen, wenn er mich nicht reisen lasse.

Nach vielem Hin- und Herreden gab endlich der Pascha nach, suchte jedoch meine Abreise durch allerlei Schwierigkeiten (die er selbst künstlich schuf) noch zu verzögern: er sei für meine Sicherheit verantwortlich, müsse daher besondere Maaßregeln zu meinem Schutz nehmen, um so mehr, als gerade jetzt der größte Markt in Klein-Asien (in Beli Kessar) die Straßen unsicher mache. —

Ich sah, daß er einen Vorsprung für seinen Courier gewinnen wollte, und willigte ein, noch 24 Stunden in Smyrna zu bleiben, wenn er meinen Adjutanten auf der Stelle als Courier mit einem Tartaren expediren wollte, damit dieser mich in Constantinopel anmelden könne.

Dies wurde bewilligt, da ohnedies ein Tartar als Courier abgesendet werden mußte, und ich hatte dadurch den Vortheil, unserm Gesandten Herrn von Royer von meiner Sendung Nachricht zu geben, und die Depesche des Ministers Graf Bernstorff in seine Hände zu bringen, so daß er nicht vom Reis Effendi zuerst meinen Auftrag und zugleich meine Ankunft in Smyrna erfuhr.

Ich ersuchte Herrn von Royer, mir die Conferenz mit dem Reis Effendi vorzubereiten, so wie eine gedrängte Darstellung der Verhältnisse in Constantinopel, verbunden mit der militairischen Stellung der türkischen Armeen bei meiner Ankunft bereit zu halten. Das Militairische gehörig zusammen zu stellen, war der Auftrag meines Adjutanten Herrn von Cler, der die Depesche an Herrn von Royer überbrachte. Dieser Offizier war im letzten Jahr eine Zeitlang beim Herrn von Royer in Lissabon gewesen, der damals den Posten als preußischer Gesandter am portugiesischen Hofe bekleidete. — Dort hatte er

sich das Vertrauen und die Zuneigung des Herrn von Royer erworben.

Am 26sten Juli Abend ritt der Herr von Cler von Smyrna mit einem Tartaren ab, und ich folgte ihm mit dem Herrn von Küster 24 Stunden später.

Der Consul Herr Pezzer gab mir seinen ältesten Sohn als Dollmetscher mit, einen jungen gebildeten Mann, der vieler Sprachen und unter andern auch der russischen mächtig war, die er bei einem längern Aufenthalt in Odessa erlernt hatte.

Der Pascha ließ mich durch den Chef seiner Tartaren geleiten, der auf der ganzen Reise über die Truppen, welche er nach Umständen zu requiriren ermächtigt war, den Befehl führte.

Auf den Poststationen waren bereits die Pferde zu unserer Caravane (15—18, sowohl Reit- als Packpferde nach Umständen) durch den, Herrn von Cler geleitenden Tartaren bestellt. —

Das Reiten auf ungewohnten Sätteln und schlechten Postpferden hatte mich während der ersten Nacht ermüdet, und als wir bei Sonnenaufgang nach Magnesia kamen, erregte mir der starke widrig süßliche Geruch blühender Hecken, zwischen welchen wir in der letzten Stunde ritten, solche Uebelkeit, daß dadurch der Sonnenstich eingeleitet wurde, der mich im Laufe des Tages, und in der brennenden Hitze des Thals zwischen Magnesia und Akkissar traf. — Wir kamen erst spät, als es dunkel war, in Akkissar an, wo ich mich während der Nacht nur so weit erholte, um in kleinen Tagereisen bis Mudania zu kommen, von wo wir mit sehr schlechten türkischen Matrosen das Meer von Marmora überschifften. Zur Zeit, als griechische Matrosen diese Ueberschiffungen besorgten, brauchte man in der Regel 6 Stunden. Wir brachten 48 Stunden zu, und stiegen am 4ten August Abends, nachdem es bereits ganz dunkel geworden war, am Zollhause von Pera, der Echelle von Tophana, an's Land.

Herr von Cler war glücklich angekommen, hatte meine Aufträge ausgerichtet, und ich fand eine bequeme und angenehme Wohnung beim Herrn von Royer eingerichtet.

Drittes Capitel.

Die militairisch-politischen Verhältnisse in Constantinopel. — Erste Conferenz mit dem Reis Effendi.

Noch in derselben Nacht setzte mich Herr von Royer von Allem in Kenntniß, was mir in diplomatischer Hinsicht zu wissen nöthig war.

Der französische Ambassadeur General Guilleminot, hatte durch einen besondern Courier, der nach der Ankunft des Mr. Mortier (von Berlin nach Paris) abgefertigt worden war, von seinem Gouvernement den Befehl erhalten, alle für die Pforte günstigen Aeußerungen des Kaisers von Rußland dem Divan zu hinterbringen, und Frankreichs Mediation zur Herstellung des Friedens anzubieten. —

Einige Stunden zuvor, ehe die dieserhalb zwischen dem Reis Effendi und dem französischen Ambassadeur verabredete Conferenz Statt hatte, war ein Spion beim Reis angekommen, der aus dem Rücken der russischen Armee die Nachricht überbrachte: daß die Pest in der russischen Armee ausgebrochen sei, in der Gegend von Warna, Pravadü ꝛc. wüthete, und daß Alles dahin deutete, daß diese Armee über die Donau zurückgehen müsse.

Der Reis, über diese Nachricht hoch erfreut, konnte sich des Lächelns nicht erwehren, als er den Vermittelungs-Antrag des Generals Guilleminot vernahm; er gab einige lakonische Antworten, und auf die Zusicherung, daß der Kaiser von Ruß-

land von den, durch deſſen Manifeſt verlangten Kriegs-Entſchädigungen abſtehen werde, wenn die Pforte die Hand zum Frieden biete, erwiederte er mit türkiſcher Feierlichkeit:

> Der Sultan, in ſeiner unüberſchwänglichen Gnade, werde dem Padiſchah von Rußland den Frieden geben; allein ſo lange ſich noch ein ruſſiſcher Fuß auf türkiſchem Gebiet befände, könne von Unterhandlungen darüber nicht die Rede ſein. Die Ruſſen hätten ſich alſo vor's erſte innerhalb ihrer Grenzen zurückzuziehen, alle eroberten Feſtungen an die Pforte zurück zu ſtellen, und wohl zu merken, gerade ſo wie ſie ſie gefunden hätten, es dürfte keine Kanone darin fehlen. — Dann ſolle über den Frieden weiter geſprochen werden.

General Guilleminot, der dieſe Antwort etwas lächerlich gefunden hatte, vermochte nicht, den Reis Effendi zu einer andern zu bewegen, obgleich die Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und der Pforte, ſo wie die perſönlichen des Ambaſſadeurs und des Reis ſonſt die allerbeſten waren. Der Reis legte auf die Nachricht von der Peſt in der ruſſiſchen Armee ein großes Gewicht, und es zeigte ſich bei ihm der Gedanke im Hintergrund: die Peſt nöthigt die ruſſiſchen Armeen, über die Donau zurückzugehen, ſie bieten Alles auf, um dies unter den möglichſt vortheilhaften Bedingungen auszuführen; der Kaiſer Nicolaus iſt zu dem Zweck, ſich Vermittler zu verſchaffen, nach Berlin gereiſt, und hat dort Frankreich für ſeine Zwecke gewonnen. —

Die genaue Kenntniß, welche ich von der Abſicht des Kaiſers Nicolaus hatte, Frankreich keine Mediation zu geſtatten, ſo wie der Theil, den der Kaiſer an meiner eignen Sendung hatte, ließen mich ſofort erkennen, daß es ein Fechterſtreich des franzöſiſchen Cabinets ſei, ſich zur Mediation anzubieten und aufzudrängen, allein der franzöſiſche Ambaſſadeur hatte nicht allein Alles erklärt, was in meinem Auftrag lag, ſondern noch weit

Herr von Cler war glücklich angekommen, hatte meine Aufträge ausgerichtet, und ich fand eine bequeme und angenehme Wohnung beim Herrn von Royer eingerichtet.

Drittes Capitel.

Die militairisch-politischen Verhältnisse in Constantinopel. — Erste Conferenz mit dem Reis Effendi.

Noch in derselben Nacht setzte mich Herr von Royer von Allem in Kenntniß, was mir in diplomatischer Hinsicht zu wissen nöthig war.

Der französische Ambassadeur General Guilleminot, hatte durch einen besondern Courier, der nach der Ankunft des Mr. Mortier (von Berlin nach Paris) abgefertigt worden war, von seinem Gouvernement den Befehl erhalten, alle für die Pforte günstigen Aeußerungen des Kaisers von Rußland dem Divan zu hinterbringen, und Frankreichs Mediation zur Herstellung des Friedens anzubieten. —

Einige Stunden zuvor, ehe die dieserhalb zwischen de[illegible] Reis Effendi und dem französischen Ambassadeur verab[illegible] Conferenz Statt hatte, war ein Spion beim Reis angek[illegible] der aus dem Rücken der russischen Armee die Nach[illegible] brachte: daß die Pest in der russischen Armee au[illegible] in der Gegend von Warna, Pravadü [illegible] Alles dahin deutete, daß diese Ar[illegible] gehen müsse.

Der Reis, über [illegible] des Lächelns nich[illegible] des Generals [illegible] Antworten, un[illegible]

land von den [illegible] Manifest [illegible] schädigungen abstehen werde, wenn die Pforte die Hand zum Frieden biete, erwiederte er mit türkischer Feierlichkeit:

> Der Sultan, in seiner unüberschwänglichen Gnade, werde dem Padischah von Rußland den Frieden geben; allein so lange sich noch ein russischer Fuß auf türkischem Gebiet befände, könne von Unterhandlungen darüber nicht die Rede sein. Die Russen hätten sich also vor's erste innerhalb ihrer Grenzen zurückzuziehen, alle eroberten Festungen an die Pforte zurückzustellen, und wohl zu merken, gerade so wie sie sie gefunden hätten, es dürfte keine Kanone darin fehlen. — Dann solle über den Frieden weiter gesprochen werden.

General Guilleminot, der diese Antwort etwas lächerlich gefunden hatte, vermochte nicht, den Reis Effendi zu einer andern zu bewegen, obgleich die Verhältnisse zwischen Frankreich und der Pforte, so wie die persönlichen des Ambassadeurs und des Reis sonst die allerbesten waren. Der Reis legte auf die Nachricht von der Pest in der russischen Armee ein großes Gewicht, und es zeigte sich bei ihm der Gedanke im Hintergrunde, die Pest nöthigt die russischen Armeen, über die Donau zurückzugeh[illegible] [illegible]ieten Alles auf, um dies unter den möglichst [illegible] [illegible]ngungen auszuführen; der Kaiser Nic[illegible] [illegible]h Vermittler zu verschaffen, nach [illegible] [illegible] Frankreich für seine Zwecke [illegible]

[illegible]enntniß, welche ich von der [illegible] [illegible] Frankreich keine Medi[illegible] [illegible]er Kaiser an meiner [illegible] [illegible] kennen, daß es [illegible] [illegible] sich zur Me[illegible] [illegible]

mehr, nämlich: daß der Kaiser Nicolaus die Entschädigungen aufgeben werde.

Die Pforte, welche durchaus nicht wissen konnte, daß das französische Anerbieten ein usurpirtes war, hatte es nebst dem Zusatz über die Entschädigungen, der weit über meine Instructionen hinausging, völlig zurückgewiesen.

Was für eine Erwartung konnte ich also noch für das Gelingen meiner Sendung haben?

Herr von Royer hatte mir die Conferenz mit dem Reis vorbereitet, und bei dieser Gelegenheit wahrgenommen, daß sich derselbe bereits als einen Sieger über den Padischah von Rußland betrachtete.

Was die militairischen Verhältnisse betraf, so erhielt ich von den Herrn von Cler und von Royer genügende Auskunft über die türkische Armee, aber über die russische Armee war sehr wenig, und selbst dies nur höchst unvollkommen bekannt. Die Türken beobachteten hierüber das strengste Schweigen, selbst gegen diejenigen, welche sie als ihre vertrautesten Freunde ansahen. Dies war zu dieser Zeit ohne alle Frage Großbritannien und sein Ambassadeur Sir Robert Gordon. Aber der Reis sagte diesem so wenig, als jedem Andern, was er über die Stellung der russischen Armeen wußte, ja nicht einmal, wo die Hauptquartiere der beiden feindlichen Armeen sich befanden. Sir Robert war also eben so gut, als die andern Gesandten genöthigt, sich durch eine Art von Espionage die Nachrichten zu verschaffen, über welche von den türkischen Freunden nichts zu erfahren war. — Zuweilen gab diese Organisation ganz gute Resultate, denn die europäischen Gesandten theilten sich einander mit, was sie erfuhren, zuweilen aber blieben solche Nachrichten auch gänzlich aus, und so schwebte ein völliges Dunkel darüber: wo sich der Feldmarschall Diebitsch und die russische Armee befand. Man wußte, daß sie den Balkan überschritten hatte, man glaubte, daß Diebitsch in Burgas sei. Die

Türken verbreiteten die Nachricht, daß die Russen wieder über den Balkan zurückgegangen wären. —

Was die politischen Verhältnisse, oder besser gesagt, die politischen Intriguen der verschiedenen Gesandtschaften betraf, so stand zu dieser Zeit der östreichische Internuntius in keinem vertrauten Verhältniß mit dem Divan. — Er hatte sich mäßig und ruhig für den Frieden ausgesprochen, dagegen ein östreichischer Legationsrath von Husar sich als ein so eifriger Türkenfreund gezeigt, daß man den Verdacht hatte, er reize die Pforte zum Kriege auf. Die verschiedenen europäischen Cabinette wurden daher die Veranlassung zu seiner Abberufung von Constantinopel nach Wien, indem sie diesen Wunsch aussprachen und Oestreich darin auch einwilligte.

Man glaubte türkischer Seits nicht viel auf Herrn von Ottenfels rechnen zu können. —

Die beiden kürzlich von Neapel angekommenen Ambassadeurs von England und Frankreich hatten mit dem Reis Effendi die Conferenzen über die Grenzen von Griechenland eröffnet.

Die beiden Höfe hatten sich vor dieser Eröffnung nicht einigen können. England stimmte für eine enge, Griechenland beschränkende, Frankreich für eine weitere Grenze, über welche es mit dem Petersburger Cabinet einig geworden war. — Bei diesen Conferenzen in Constantinopel fehlte von Seiten der drei Griechenland pacificirenden Höfe die Vertretung des russischen. Die Pforte neigte sich natürlich auf die Seite der englischen Abstimmung, und der französische Ambassadeur stand allein.

Dies hatte auf die Stellung des englischen Ambassadeurs den größten Einfluß. Die Pforte behandelte ihn als ihren nächsten Freund, und zu dieser Zeit herrschte er ganz unumschränkt in Constantinopel.

So war die Lage der Dinge am 5ten August, an welchem ich mich auf den folgenden Morgen beim Reis Effendi anmelden ließ.

Ich übersah alle Schwierigkeiten meines Auftrags, und daß ohne besonders hinzutretende Umstände kein Resultat herauskommen konnte.

Es war klar, daß die Pforte, wenn sie in's Gedränge kam, sich immer nicht mit mir einlassen, sondern lieber Frankreich in die Arme werfen würde, das ihr bessere Bedingungen gestellt hatte. — Wenn es darum zu thun gewesen wäre, gewöhnliche diplomatische Kunstgriffe anzuwenden, so war es allerdings nicht schwer, Frankreich's Absichten verdächtig zu machen, mich an England anzuschließen, und dadurch auf die Pforte zu wirken. Dann aber mußte ich in die griechische Frage eingehen (was ganz außer meinem Verhältniß lag), durch dieses Eingehen England täuschen, gewissermaßen gegen die einmal ausgesprochene Ansicht von Rußland auftreten, und auf eine unwürdige Art meine Zuflucht zu Intriguen nehmen, was eben so sehr gegen die Art und Absicht des Gouvernements, das mich gesendet hatte, als gegen meine persönliche Neigung war.

Auf der andern Seite fehlten mir alle Mittel, um mich mit dem französischen Ambassadeur zu verstehen, denn der östreichische Internuntius hatte eine Abschrift meiner Instruction von seinem Hof erhalten, welche dadurch zugleich allen andern Gesandten bekannt geworden war.

Es konnte nicht fehlen, General Guilleminot mußte daraus erkennen, daß meine Sendung nicht geeignet war, ihn aus seiner Stellung zur Pforte zu verdrängen, und der Unterhandlung zu schaden, welche er so eben angeknüpft hatte.

Der einzige Vortheil, der mir blieb, bestand darin, daß ich aus dem Orte kam, in welchem der Kaiser Nicolaus sich öffentlich geäußert hatte, und daß man also vermuthen konnte,

ich hätte Instructionen und Vollmachten von dem Kaiser selbst erhalten.

Am 6ten früh begab ich mich zum Konak des Reis Effendi. Theils als Folge meiner Krankheit, theils der empfangenen Nachrichten, durch welche meine Sendung als verfehlt erschien, ehe ich noch Gelegenheit gehabt hatte, mich über ihren Zweck zu erklären, fand ich mich unwohl und verdrießlich. Indeß hatte ich mir vorgesetzt, mit der größten Höflichkeit zu beginnen, und erst allmählig alle Stadien bis zur determinirtesten Grobheit durchzugehen.

Der Reis empfing mich mit der Förmlichkeit eines türkischen Ministers, und ich begann mit der Auseinandersetzung des Unterschiedes meiner Mission von allen gewöhnlichen, bei welchen die Gesandten an den Divan accreditirt sind. Meine Mission sei von Souverain zu Souverain, eine vertrauliche; ich sei kein Diplomat, sondern ein Offizier, der auch nur militairische Aufträge habe. — Mein höchster Wunsch müsse es natürlich sein, daß mir der Großherr vergönne, meinen Auftrag Seiner hohen Person selbst zu überbringen; im Fall jedoch hierbei die gebräuchlichen Formen Schwierigkeiten in den Weg legten, so bliebe es mir am angenehmsten, wenn der Großherr denjenigen Offizier beauftrage, meine Anträge zu vernehmen, der bei ihm dieselbe Stelle bekleidete, welche ich bei meinem Monarchen habe. Ich wußte nämlich, daß der alte Cosref Pascha, der im türkischen Reich ohngefähr dieselbe Stellung bekleidete, als ich in der preußischen Armee, sich für den Frieden ausgesprochen hatte, und zugleich in dem Vertrauen des Sultans war. — Ueberdies hatte dieser Cosref früher den Posten als Kapudan Pascha bekleidet, gegen die Griechen commandirt, und kannte von dieser Zeit her den Sohn unsers Consuls von Smyrna, der mich als Dollmetscher begleitete, und den ich in Constantinopel zurück behielt.

ſpalter" auf eine treffende Art bezeichnet wird. — Meine Anſtrengung beſtand darin: daß ich die Faſſung nicht verlor, und unabläſſig in der Discuſſion den Faden wieder aufnahm. Doch war es in der That dem Reis gelungen, mich ſo zu ärgern, daß ich den Salon verlaſſen und mich der überflüſſigen Galle entledigen mußte. —

Als ich zurück kam, nahm ich, da nun Alles eingeleitet war, den wahren Gegenſtand wieder auf, der meine Stärke ausmachte.

Ich hatte die Art der Widerlegung des Reis genug kennen gelernt, um zu ſehen, daß ich ein anderes Syſtem annehmen und von meiner großen Höflichkeit zu einer beſtimmteren Sprache übergehen mußte. Ich hatte bis dahin erlangt:

1) daß, da der König von Preußen an die Aufrichtigkeit der Erklärung des Padiſchah von Rußland:

er wünſche und wolle den Frieden,

glaube, ſo glaube die Pforte aus Achtung für den König auch daran.

2) eben ſo, daß der Padiſchah von Rußland ſeinen Willen bei ſeinen Rathgebern durchſetzen werde, und die Pforte nicht ſpäterhin die Unannehmlichkeit treffe, mit Unterhändlern zu thun zu haben, welche das Gegentheil von dem thun, was ihr Herr ihnen befohlen hat.

3) Nach dieſen beiden Vorausſetzungen wäre der Friede leicht, man dürfe ja nur auf die alten Tractaten zurückkommen. Wenn ich Vollmachten zum Abſchluß habe, ſo möge ich mich erklären, der Friede könne dann unter uns morgen abgeſchloſſen ſein. Ja, er, der Reis, könne mir noch mehr ſagen, der Sultan habe ihm bereits die Vollmachten ertheilt, mit mir zu unterhandeln. Ich möge mit meinen Aufträgen vortreten. — Sollte der Friede außerhalb Conſtantinopel, und mit dem Feinde ſelbſt abgeſchloſſen werden, ſo wäre nur der Groß-Vezier dazu befugt, der ſich

jetzt in Schumla befinde. Ein Waffenstillstand müsse vorhergehen, und dazu würde sich der Großherr nicht abgeneigt zeigen.

Das waren die alten Geschichten, bei welchen, insofern nicht davon abgegangen wurde, nichts heraus kommen konnte.

Wenn ich daher die Punkte 1 und 2 mit Dank acceptirte, so mußte ich alle Unterhandlungen durch meine Person zurückweisen, einmal, weil ich nicht dazu autorisirt sei, und zweitens, weil es sich auch nicht schicken würde, daß der mächtige Kaiser von Rußland einen Fremden zu einer so wichtigen Unterhandlung gebrauche. —

Sind denn, so sagte ich, nicht Umstände vorhanden, um von gewissen Förmlichkeiten abzugehen, welche für diesen Augenblick der Pforte viel mehr Schaden als Vortheil bringen? Ich habe mich des Auftrags meines Monarchen entledigt, der sich über die Gegenstände erstreckte, welche damals von ihm gekannt waren. Wenn aber mein Herr einen Militair zu dieser Sendung wählte, dem die großen Operationen sammt ihren Folgen nicht fremd sind, wenn es in des Königs Absicht lag, durch meine Erfahrungen dem Sultan nützlich zu werden, so bitte ich um die Erlaubniß, sie einfach und der Wahrheit getreu, ohne allen Schmuck entwickeln zu dürfen.

Bei meiner Abreise von Berlin, so hob ich an, kannte ich den Operationsplan der beiden russischen Heerführer in Europa und Asien. Ich hatte berechnet, daß Diebitsch den 18ten August den Balkan überschreiten, und Paskewitsch den 20sten August in Erzerum eintreffen konnte.

Beide haben mehr geleistet, als sie versprochen haben. Was kann Diebitsch abhalten, in einer Jahreszeit vor Constantinopel zu erscheinen, wo noch Alles ihn begünstigt? — Nur eine Schlacht, welche ihn zum Rückzug nöthigt.

Hier ist also eine rein militairische Aufgabe zu lösen.

Untersuchen wir die hierzu von der Pforte ergriffenen Mittel.

Die türkischen Armeen stehen mit ihrem rechten Flügel bei Kara-Bournu am schwarzen Meer, mit ihrem Centrum in Adrianopel, mit ihrem linken Flügel über Schumla an der Donau, d. h. auf einer Linie von mehr als 80 Lieues in einer höchst schwachen und unhaltbaren Defensive. Der Gegner kann diese Linie durchbrechen, wo er will. Ich habe erwartet, eine verhältnißmäßige Reserve zu finden, welche die Mittel zu einer zweiten und dritten Schlacht giebt, aber eine solche Reserve giebt es nicht.

Drei tausend Rekruten in Constantinopel, ist Alles, was die Pforte noch an regulären Truppen hat, die Wälle der Hauptstadt sind unbesetzt, — und wegen Mangels an Zeit, im Verhältniß zu dem Raum, ist es unmöglich, das Versäumte herzustellen, so daß ich bei der jetzigen Lage Alles befürchten muß, und für die Pforte durchaus kein anderes Mittel sehe, als sich durch einen schleunigen Frieden aus der höchst ungünstigen Lage zu ziehen, in welcher sie sich befindet!

Der Reis begann seine Widerlegung meiner Darstellung damit, daß er den Uebergang des Feldmarschall Diebitsch über den Balkan als etwas ganz Unbedeutendes schilderte. — Balkan, sagte er, bedeutet Berg. Wißt Ihr, was das ist? Eine Erdscholle, welche nach mehreren Seiten einen Abfall hat. Es kann also der eine Theil heute von der einen Seite aufsteigen, von der andern Seite herabsteigen, der andre Theil kann morgen dasselbe thun — das Alles bedeute nichts — die Pforte sei nicht gewohnt, sich imponiren zu lassen. — Ich drückte meine Verwunderung darüber aus, daß die Pforte bei mehr als einem öffentlichen Akt den Balkan als ihr größtes und mächtigstes Schutzmittel aufgeführt habe, während jetzt der Herr Minister den Verlust dieses Gebirges als ganz unbedeutend angesehen wissen wolle. — Was er vom Herauf- und Her-

unterſteigen ſage, ſei ein Gemeinplatz, der gar nicht hieher paſſe. —

Er werde doch nicht darauf ausgehen, mich überreden zu wollen, daß ihre militairiſche Lage gut oder erträglich ſei?

Ich müſſe ihm ſagen, daß, ſo lange die Pforte Kriege führe, ſie nie in einer ſo ſchlechten militairiſchen Lage geweſen ſei als gerade jetzt, — hier unterbrach mich der Reis mit der Aeußerung: er ſei kein Militair von Profeſſion. Ich erwiederte: Dies habe ich zwar aus Ihren Antworten längſt entnehmen können, wäre es aber deshalb für Sie, als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten nicht gut und rathſam, daß Sie einen erfahrenen Militair zur Seite hätten, der Ihnen durch eine treue und klare Darſtellung der Verhältniſſe die Mittel gäbe, in Ihren Unterhandlungen von richtigen Vorderſätzen auszugehen? —

Wenn ich Sie dringend bitte, meinen Vortrag zu beherzigen, ſo glaube ich dadurch Sr. Hoheit dem Sultan einen Dienſt zu leiſten.

Der Reis zwang ſeine Züge in die diplomatiſche Freundlichkeit, aber ich ſah es ihm an, daß er innerlich vor Wuth ſchäumte. — Mein Dolmetſcher konnte kein Wort mehr heraus bringen, und zitterte am ganzen Leibe. Der Pforten-Dolmetſcher mußte für ihn überſetzen.

Sie haben, ſagte mir der Reis mit Grandezza, zweierlei Sprache geführt, die erſte, die Geſinnungen Ihres Königs und was von ihm kommt, wird dem Sultan angenehm ſein; die zweite, in welcher Sie Befürchtungen ausſprechen, und darauf Ihren guten Rath auf Frieden gründen, wird dem Sultan eben ſo unangenehm ſein, denn die Pforte kennt das Wort Furcht nicht, und hat aus dieſem Geſichtspunkt noch nie einen Schritt gethan?

Ich habe — unterbrach ich den Reis — nicht verlangt, daß Sie ſich fürchten ſollen, — ich habe Ihnen von meiner

Furcht, von meinen Besorgnissen gesprochen. Mir steht es frei, solche zu haben, ja mir steht es zu — um so mehr als ich sehe, daß Sie Ihre eigne Lage nicht kennen, die Gefahr nicht sehen, welche Sie so nahe bedroht. — Gott hat Ihnen oft geholfen, wenn die Noth am größten war. Europa, unter sich nicht einig, verschaffte Ihnen Gelegenheit, einen vortheilhaften Frieden abzuschließen. Sie hoffen heute dasselbe — aber Sie irren sich diesmal. — Wenden Sie sich an die Gesandten von England, von Frankreich, von Oestreich — versuchen Sie Ihr Glück! — Ganz Europa hat den Kaiser von Rußland gehört, wie er sich in Berlin geäußert hat. Hat es seine Mäßigung gebilligt, so hat es seinen Worten vertraut; keine der großen Mächte theilt Ihre Besorgnisse der Falschheit und Hinterlist, welche von Rußland ausgehen sollen, sie mögen nun bei der Pforte Vorwand oder Ueberzeugung sein. — So lange Sie nicht Beweise darüber aufstellen können, müssen Ihre Klagen in den Wind verhallen.

Wollen Sie ernstlich den Frieden, und zwar einen mäßigen, ehrenvollen und für Sie nach Ihrer militairischen Lage vortheilhaften, so müssen Sie es beweisen, indem Sie die Hand bieten.

Senden Sie Bevollmächtigte ab. Werden diese, wie Sie es behaupten, von Rußland zurückgewiesen, so ist es nicht allein Zeit genug, den Krieg fortzusetzen, sondern Ihre ganze Stellung ist dann verändert. Gewährt Rußland nicht, was der Kaiser in Berlin feierlich zugesagt hat, — bricht er sein im Angesicht von Europa gegebenes Wort — was übrigens ganz unmöglich ist — dann haben Sie ein Recht auf europäische Theilnahme, dann würde selbst mein König in seiner Gerechtigkeit der erste sein, der sich Ihrer Sache annähme.

Es bleibt Ihnen nichts übrig, als Bevollmächtigte zum Abschluß des Friedens abzusenden.

Der Reis Effendi, den ich scharf im Auge behielt, that was er vermochte, um sein Gesicht in den freundlichen Zügen zu erhalten, aber man sah es ihm an, daß er die Kunst der Selbstbeherrschung übte.

Von Chicanen der Dialektik war keine Rede mehr; er dachte nur daran, der Würde der Pforte und sich selbst nichts zu vergeben. Er erklärte mir nochmals, der Sultan sei nicht gewohnt, sich vorschreiben zu lassen, ich sei falsch über ihre Lage unterrichtet, Constantinopel sei durch 40,000 Mann vertheidigt, die türkischen Armeen seien in dem vortrefflichsten Zustand, und in der russischen herrsche die Pest, der levantische Handel, Constantinopel und sein Hafen seien für Europa von der größten Wichtigkeit, — ich erwiederte hierauf schmerzlich: ich sähe es klar, daß ihnen nicht zu helfen wäre: mißtrauisch gegen Freunde, die es wohl mit ihnen meinten, bliebe mir nichts übrig, als sie ihrem Schicksal zu überlassen, mein Schiff wieder zu besteigen und Europa zu sagen, es ist ihnen nicht zu helfen.

Ihr werdet auf die Pest in den russischen Armeen Eure Hoffnungen setzen, bis diese Armeen vor Constantinopel stehen. Von Euren 40,000 Mann auf dem Papier, die Ihr auf die Wälle von Constantinopel stellen wollt, sind 35,000 Mann von der Canaille, die schon jetzt hofft, mit den Russen gemeinschaftlich die Konaks und das Serail zu plündern. Wahr ist's — wir legen in Europa einen großen Werth auf Constantinopel, wir wünschen, daß Klarheit und Vernunft von diesem wichtigen Punkt immer ausstrahlen möge; wenn aber unsre Wünsche nicht erfüllt werden sollten, so dürfte unser Interesse für die Localität größer, als für die Bewohner sein — hier stand ich auf und erklärte, daß ich eine so fruchtlose Unterredung abbrechen müsse. —

Der Reis hatte während der ganzen Unterhaltung mich auszuforschen gesucht, was ich für geheime Aufträge hätte,

den europäischen Gesandten zu erfahren, wovon meine weiteren Schritte bei der Pforte abhängen mußten. Nach dem Aderlaß war mein Kopf frei, meine Ermattung war jedoch zu groß, um vom Divan aufzustehen; Herr von Royer übernahm es, mich bei den Gesandten zu entschuldigen, indeß da sie sämmtlich ein großes Verlangen zeigten, mich zu sehen, so führte er sie einzeln vor mein Lager.

Ich mußte hieraus erkennen, daß sie mir eine freundliche Aufnahme zugedacht hatten. Ich äußerte mich mit der Unbefangenheit, zu der meine Stellung berechtigte; meine Instruction lag auf dem Tisch, ich bot jedem an, sie zu lesen; sie erwiederten, daß sie sie kennten. Sir Robert Gordon, den ich zuerst sah, sagte mir, daß er in Betreff meiner Sendung keine Instructionen von seinem Gouvernement habe, auch noch nicht haben könne, daß er aber aus meiner Instruction entnommen habe, wie sie völlig im Sinn seines Gouvernements und ganz Europa's sei. Er biete mir daher an, über ihn zu disponiren, er sei bereit, Alles zu thun, was ich zur Unterstützung meiner Sendung von ihm wünsche.

Hier bedurfte ich nun vor allen Dingen zu wissen:

welche Ansichten Sir Robert über den wahrscheinlichen Ausgang der militairischen Operationen hatte, seitdem Diebitsch diesseits des Balkans angekommen, und Paskewitsch in Erzerum wär.

Er erwiederte mir, daß er den Fall von Constantinopel voraussehe, wenn die Pforte nicht auf's Schleunigste zu einem Arrangement mit Rußland schreite, da die unbehülflichen türkischen Armeen durchaus nicht fähig wären, den russischen zu widerstehen, die mit Kühnheit und Sachkenntniß geführt würden.

Der Fall von Constantinopel sei jedoch eine für Europa höchst wichtige Begebenheit, da er leicht Kriege von der allerunangenehmsten Art herbeiführen könne.

Völlig mit diesen Ansichten einverstanden, eröffnete ich Sir Robert, daß ich autorisirt sei, eine Gesandtschaft der Pforte zum Abschluß des Friedens beim Feldmarschall Diebitsch einzuführen, daß dieser den Befehl habe, seine Operationen in keinem Fall einzustellen, aber nach den im Manifest ausgesprochenen Bedingungen auf der Stelle Frieden zu schließen.

Diese Nachricht befriedigte Sir Robert außerordentlich, und wir verabredeten: daß ich der Pforte eine Note übergeben würde, welche ich ihn mit folgenden drei Worten zu unterstützen ersuchte:

Envoyez des Plenipotentiaires.

Er verließ mich, dies zusagend.

Der Graf Guilleminot theilte mir die von ihm vor wenig Tagen mit dem Reis Effendi gepflogenen Unterhandlungen mit, gerade so wie ich sie bereits kannte. Ich eröffnete ihm zwei Bedenken:

einmal, wenn die Pforte die französische Mediation annehme, ob dann Rußland dasselbe thun werde?

Graf Guilleminot erwiederte: daß, nachdem was sich jetzt bei den russischen Armeen ereignet habe, allerdings daran zu zweifeln sei, er habe aber auch der Pforte nur den guten Willen Frankreichs — ohne Zusicherung, daß Rußland die Mediation annehmen werde, oder angenommen habe — angeboten.

Zweitens habe er Rußlands Absicht zu erkennen gegeben, den Frieden ohne Entschädigung der Kriegskosten zu schließen. Dies stehe mit den Aeußerungen des Kaisers Nicolaus in Berlin, in völligem Widerspruch.

Graf Guilleminot erwiederte: er habe durchaus keine Zusicherung zu einem solchen Erlaß gegeben, sondern seiner Instruction gemäß, nur Hoffnung dazu gemacht.

Das Verlassen des türkischen Gebiets und Zurückgabe der türkischen Festungen habe er zugesagt, jedoch mit Ausnahme

Pforte. Es entstand also die Frage, ob die Abwendung der Eroberung von Constantinopel im Interesse der Russen lag.

Als Resultat der sorgfältigsten Erwägung werden folgende Betrachtungen die Frage aufklären:

1) Der Kaiser Nicolaus hatte sich eine ungewöhnliche Politik vorgezeichnet. Er hatte erklärt, das ist der Friede, den ich will, und von dem ich nicht abgehe. Ich will aber auch nicht mehr, denn selbst, wenn mir die ganze europäische Türkei als Eroberung zufiele, so will ich nichts Anderes und nicht mehr.

Ich kannte den Kaiser genug, um zu wissen, daß dies nicht leere Worte waren, denen späterhin eine andere Deutung gegeben werden sollte, ja ich wußte gewiß, daß dem Kaiser mehr daran gelegen war, sein Wort zu halten und Europa Vertrauen einzuflößen, als sich dieses durch einen augenblicklichen Vortheil zu verscherzen, der am Ende späterhin — immer zu blutigen Kriegen führen mußte.

2) Ich wußte ferner aus meinen Unterredungen mit dem General von Benkendorff, wie sehnlich man in Rußland den Frieden wünschte, und wie die Eroberung von Constantinopel eine Verlängerung des Krieges — ohne alles Resultat hervorbringen mußte, selbst wenn ganz Europa nichts dagegen hatte.

3) Da dies aber durchaus nicht anzunehmen war, so trat wahrscheinlich Folgendes ein:

Sobald der Feldmarschall Diebitsch sich Constantinopel näherte, so floh der Sultan mit seinem Divan über den Bosphorus. Alle europäischen Gesandten, welche accreditirt waren, mußten folgen.

Die türkischen Armeen gingen in zwei Colonnen, bei Constantinopel und Gallipoli über den Bosphorus und die Dardanellen. Es muß angenommen werden, daß Constantinopel

nach wenigen Tagen in russische Hände fiel, da Pera nicht vertheidigt werden kann, und die Höhe von Pera ganz Constantinopel beherrscht. Daß bei der Einnahme der größte Theil von Constantinopel abbrannte, wird niemand bezweifeln, der die Stadt kennt. Die engen Straßen, in denen kein Wagen, keine Spritze fahren kann, die hölzernen Barracken, das schlechte plünderungssüchtige Gesindel, das nur durch das Beispiel täglichen Kopfabschneidens in Zucht und Ordnung gehalten werden kann, Alles das reicht hin, die größten Unordnungen herbeizuführen, ohne daß man nöthig hat, sich einen beschießenden oder stürmenden Feind hinzuzudenken.

Constantinopel ist in dem eigenthümlichen Verhältniß, daß seine Population von einem Tag zum andern von den Lebensmitteln lebt, welche entweder zu Wasser oder durch Lastthiere zugeführt werden. Diese Transporte kommen aber nie von der europäischen Seite, sondern aus Asien. Von Constantinopel bis Araba-Burgas ist die ganze Gegend eine Art von Wüste, welche nichts für die Proviantirung von Constantinopel thun kann.

Magazine giebt es nicht in Constantinopel. Wenn früher Noth eintrat, so wurden die im Hafen liegenden russischen von Odessa kommenden Schiffe in Beschlag genommen, ihre Ladungen taxirt und baar bezahlt.

Wenn der russische Feldmarschall in Constantinopel einrückte, so wurde ganz natürlich kein Schiff mit Lebensmitteln von der asiatischen Seite herüber gelassen, und man muß annehmen, daß bei der Unmöglichkeit, die Population zu ernähren, sie sich in das Innere der europäischen Türkei zerstreut hätte.

In welcher Lage befand sich dann der Feldmarschall Diebitsch, selbst wenn er die Mittel gehabt hätte, seine Verpflegung auf dem Landwege von Burgas nach Constantinopel zu beschaffen.

Die Flotte des schwarzen Meeres konnte den Bosphorus nicht passiren, so lange die asiatischen Schlösser noch in türkischen Händen waren. Auf eine Proviantirung aus dem schwarzen Meer konnte also der Feldmarschall nicht rechnen.

Blieb er in Constantinopel stehen, zu was sollte das führen? Wollte er nach Asien übergehen, welche Mittel hatte er dazu? So viel war aber gewiß, daß ohne einen Feldzug in Asien der Krieg nicht beendigt werden konnte.

Die Pforte wußte zu gut, daß Europa Rußland nicht in dem ruhigen Besitz des Hafens von Constantinopel lassen würde.

So war es nach meiner Ueberzeugung eine Sache des allgemeinen Wohls, wenn für Rußland erreicht wurde, was es wünschte: der Friede; wenn für Europa vermieden wurde, was es fürchtete — Rußland im Besitz von Constantinopel zu sehen, und wenn hiernach der Pforte die Rettung aufgedrängt wurde, die sie selbst nicht übersah, und nicht zu beurtheilen vermochte.

Die von mir der Pforte übergebene, und den Gesandten der großen Mächte mitgetheilte Note, ist in der Beilage Nr. 1 angeschlossen.

Die Ambassadeurs waren damit zufrieden, fanden den guten Rath an die Pforte ungewöhnlich kräftig ausgedrückt (was sie übrigens als nöthig und nicht nachtheilig erachteten) fragten jedoch, ob ich nicht besorge, daß Rußland den Schluß meiner Note übel nehmen würde. Ich erwiederte ihnen: ich bin gewiß, daß der Kaiser Nicolaus diesen Schluß als eine nothwendige Consequenz des Eingangs findet, und folglich nicht übel deutet.

Ich hatte einen Canal ausfindig gemacht, den Sultan wissen zu lassen, was ich über meine Sendung dachte, ohne daß dies durch den Reis Effendi ging. — Indeß legte ich keinen großen Werth darauf, da ich mir sagen mußte, daß der Sultan, wo ich mit seinem Minister verschiedener Meinung war,

nicht mir beitreten und ihn, der alle seine Gründe vorlegen konnte, während mir alle Mittel dazu abgeschnitten waren, verlassen würde.

Ganz andrer Ansicht war der europäische Freund, der mir diesen Canal eröffnet hatte. Er, der die Verhältnisse sehr genau kannte, versprach sich viel davon, wenn der Sultan mittelst dieses geheimen Weges täglich von allen meinen Wünschen und Hoffnungen unterrichtet würde.

Ich erfuhr bereits nach einigen Tagen, daß die sämmtlichen europäischen Minister, mit meinen Ansichten sehr zufrieden, in den Reis Effendi drangen — nicht allein in die Idee eines Friedens-Congresses einzugehen, wie ich sie gegeben hatte, sondern überhaupt sich fest an mich zu halten, da ich offiziell autorisirt sei, mit den russischen Feldherrn in dieser schwierigen Zeit zu verhandeln. — Ich könne dadurch der Pforte sehr nützlich werden, da kein anderer Gesandter in Constantinopel solche Vollmachten habe. — Ich wußte, daß diese Aeußerungen bis an den Sultan gebracht waren, und dies bestimmte mich, letzteren durch meinen geheimen Canal wissen zu lassen:

der Reis Effendi verstehe mich nicht, er wisse nichts von der Kriegführung, sei mißtrauisch und empfindlich.

Wenn ich ihm über das Ungünstige der militairischen Lage rede, in welcher sich in diesem Augenblick die türkischen Armeen befänden, so nehme er es für eine Beleidigung und antworte mir mit Hochmuth; wenn ich ihm einen günstigen Ausweg zeige, um aus der Sache zu kommen, so stoße er Alles mit Mißtrauen zurück, und gebe mir zu verstehen: er brauche meinen Rath nicht.

Es thue mir daher leid, Sr. Hoheit nicht nützlich sein zu können, denn alle Unterredungen mit dem Reis könnten zu nichts führen. Wolle der Sultan

meinen Auftrag genau kennen lernen, so müsse ich bitten, mir eine Unterredung mit einem einsichtsvollen Militair, der sein Vertrauen besitze, zu gestatten, wenn die Etiquette nicht erlaube, daß ich ihm persönlich vortragen dürfe.

Am andern Morgen wurde mir auf geheimem Wege folgende Antwort überbracht:

Es thut dem Sultan sehr leid, daß sein Reis Effendi sich, wie er sich überzeugt habe, auf eine völlig unangemessene und mißtrauische Art gegen mich, als den Abgesandten seines erhabenen Freundes benommen habe. — Er habe ihm darüber bereits sein höchstes Mißfallen zu erkennen gegeben, und glaube zuversichtlich, daß so etwas nicht zum zweiten Male vorkommen werde, wenn ich noch eine Unterredung mit ihm versuchen wolle. — Wenn ich jedoch dies nicht wolle, und es verlange, so sei er (der Sultan) bereit, ihn auf der Stelle abzusetzen.

Dies war mehr als ich erwarten konnte, und bewies mir, daß der Sultan einen großen Werth auf meine Sendung legte, was ich, da der Sultan noch zu wenig davon wußte, nur den Aeußerungen und dem Einfluß der Gesandten zuschreiben konnte.

Ich erwiederte auf der Stelle:

Ich beschwöre Se. Hoheit, den Reis in diesem wichtigen Augenblick nicht abzusetzen, weil das Uebel noch größer werden würde, wenn sich ein neuer Minister in die Geschäfte einwerfen müsse, in einer Zeit, in welcher kein Augenblick zu verlieren sei. Ich wolle lieber noch eine zweite Unterredung versuchen, und bitte um die Erlaubniß, nach derselben Sr. Hoheit das Resultat wissen zu lassen.

Dieſer Verſuch einer zweiten Unterredung konnte nach meiner Rechnung nicht übel ausfallen, wenn der Reis es erfuhr, daß er ſeine Nichtabſetzung mir zu verdanken hatte.

Eh' ich noch dazu kam, hierzu geeignete Mittel zu ergreifen, wurde mir durch meinen Dragoman die Anzeige: daß ſich auf der Pforte Alles zu meinen Gunſten geändert habe.

In den erſten Tagen hatte der Reis beklagt, daß ich ſo wenig die Sitten und Gebräuche des Landes kenne, und meine Art zu unterhandeln, Mißfallen erregen müſſe. — Am Tage, da der Sultan mich beſchickte, hatte er bereits geäußert: meine militairiſchen Kenntniſſe müßten ganz eminent ſein, da ſie ſelbſt den Sultan in Erſtaunen ſetzten. — Späterhin: Er als Reis hätte ſich zu den vorzüglich Beglückten zu zählen, da ihm der Vorzug geworden wäre, meine perſönliche Bekanntſchaft zu machen, mich zu hören und zu bewundern.

Für alle diejenigen, welche den diplomatiſchen Verkehr zwiſchen der Pforte und den bei ihr accreditirten Geſandten nicht kennen, bemerke ich hier: daß nach einer alten Gewohnheit die Dollmetſcher ſich faſt täglich auf das Pforten-Gebäude begeben, um dort etwas Neues zu erfahren, oder dem Reis Effendi etwas mündlich von ihren Geſandten zu überbringen. Hierauf erfolgen dann mündliche Antworten, und der Reis benutzt dieſe Gelegenheit, um den Dragomans in einer Art von Vertraulichkeit zu erzählen, was die Geſandten wiſſen ſollen. — Die Dragomans kommen dann mit einer wichtigen Miene an, bitten, daß man ſie nicht compromittiren möchte, weil es ſie um das ſchmeichelhafte Vertrauen des Reis bringen könnte, u. ſ. w.

Da hiernach mein Barometer nicht allein geſtiegen, ſondern ſo vorzüglich ſchnell ſich verändert hätte, ſo mußte ich ſchließen, daß der Reis genug, und mehr über die Stimmung ſeines Herrn gegen ihn wiſſe, als ich ihm beibringen könne.

Ich verschmähte jedoch die gewöhnlichen Künste der Diplomatie von Pera nicht, gab meinem Dolmetscher officielle und vertrauliche Antworten, da ich gewiß war, daß er die vertraulichen vor den officiellen mittheilen werde.

Zu diesen vertraulichen gehörte dann: vor meiner Abreise sei ich nicht abgeneigt, mich noch einmal mit dem Reis Effendi zu unterreden, aber dies könne nicht auf die Art wie das vorige Mal geschehen. Er habe das Recht seines Hauses zu sehr gemißbraucht und mich zu schwer verletzt, als daß ich seinen Kanack je wieder betreten könne. Am dritten Ort, am besten in Scutari, sei ich bereit, mit ihm zusammen zu kommen. Ich würde dann nach türkischer Sitte Pistolen bei mir führen, und er würde mir für jedes Wort, das meine Person beleidigen könne, verantwortlich sein.

Seine Antwort hierauf war befriedigend: tiefer Kummer und Betrübniß beuge seine Seele, daß er von mir anders gedeutet sei, als sein reines Herz es gewünscht. Was ich wolle, wie ich es wolle, Alles solle geschehen.

Verstrich so die Zeit unter leeren Hin- und Herbestellungen zwischen dem Reis Effendi und mir, so schritt dennoch der Zweck meiner Sendung mächtig durch die übrigen europäischen Gesandten vor; sie trieben — (im Geist meines Auftrags) die Pforte an: ihre Lage zu bedenken, die Gefahr, die sie bedrohe, ihre Hauptstadt zu verlieren, die Folgen, welche daraus entständen, wenn sie aufhöre, ein europäisches Reich zu sein, wenn ihre Freunde sie in den Tiefen des verbindungslosen Asiens aufsuchen müßten, um ihr zu gestehen, daß sie nichts für sie thun könnten.

Diese Einladungen, meinen Friedens-Anträgen Gehör zu geben, und Bevollmächtigte zu ernennen, mußten um so wirksamer sein, jemehr sie von Freunden kamen, welche die Pforte in ihrer Lage nöthig hatte und nicht durch zweckloſen Eigensinn von sich entfernen durfte. — Ich wurde täglich sehr genau

von Allem unterrichtet, was vorging, ohne daß es erforderlich war, mein Zimmer zu verlassen; ich erfuhr die Fortschritte, welche die europäischen Gesandten machten und fand es um so angemessener, in einer scheinbaren völligen Unthätigkeit zu bleiben, als mein Zustand von Kränklichkeit dies rechtfertigte, und jede andere Rolle mich auch durchaus dem Ziele nicht näher bringen konnte.

Die Pforte mußte Zeit haben, zu andern Grundsätzen überzugehen, oder wenigstens es öffentlich zu gestehen. Mußte sie angetrieben werden, diese Zeit abzukürzen, so war ich viel weniger dazu geeignet, als ihre alten durch Handels-Verbindungen mit ihr vertrauten Freunde.

Zwei gefährliche Klippen hatte ich dabei zu bestehen: erstlich, daß das Kriegsglück sich für die Russen erhalte, und die Türken nicht durch einen Sieg auf's Neue aufgeregt in ihren alten Dünkel verfielen; zweitens, daß die Gesandten nicht durch einen oder den andern Umstand veranlaßt wurden, von meinen Ansichten abzuspringen und einen eignen Weg zu gehen versuchten.

Was den ersten Punkt betrifft, so war ich wegen der schlechten Stellung der türkischen Armeen, und ihrer Unbehülflichkeit in großen Operationen, ziemlich unbesorgt, um so mehr als ich damals die Armee des Feldmarschall Diebitsch ungleich stärker hielt, als sie es wirklich war.

Ueber den zweiten Punkt konnte ich viel weniger beruhigt sein, denn, wußte ich auch Uebereinstimmung der Zwecke meines Hofes mit denen aller übrigen, so war ich deshalb über die Persönlichkeiten und die Ausführung bei allen untergeordneten Fragen nicht in völliger Sicherheit.

an Preußen gemacht, aber in der vollkommensten Uebereinstimmung aller europäischen Mächte erwirkt waren.

Die Ambassadeurs antworteten mir, (wie sie nicht anders konnten,) sie wünschten mir zu dem Erfolge Glück, und erklärten ihre Mitwirkung als die Erfüllung ihrer Pflicht und ihrer allgemeinen Instruction zur Herstellung des Friedens*).

Von diesen wohlgesinnten Männern sowohl, als dem ganzen übrigen diplomatischen Corps, erhielt ich hierauf die mündliche Versicherung, daß, wenn ich abreise, ehe das wirkliche Zusammentreten der Bevollmächtigten erfolgt sei, dies auch nimmermehr zu Stande kommen würde. Die Türken seien viel zu unbehülflich, um die Schwierigkeiten zu heben, welche sich unvermeidlich zu dieser Zusammenkunft noch darbieten würden. Den russischen Armeen dürfte, wenn es ihnen glücklich gehe, und sie sich Constantinopel näherten, nicht daran gelegen sein, zu unterhandeln, und so könnten leicht alle edeln Absichten des wohlwollenden Kaisers ohne alle Früchte bleiben. Von allen Seiten wurde ich bestürmt und beschworen, Constantinopel noch nicht zu verlassen.

Man mußte meinen Gründen, welche ich entgegensetzte, Gerechtigkeit widerfahren lassen, blieb aber dabei stehen, daß meine Instruction die Zusammenkunft als Zweck ausspreche, diese aber noch nicht erfolgt, sondern bloß die Absicht dazu ausgesprochen sei.

Dem Reis Effendi hatte ich ebenfalls meine Abreise ankündigen lassen, und mir vorbehalten, Abschied zu nehmen. — Der Reis war darüber betroffen, und hatte meinen Dollmetscher gefragt: ob ich das Friedensproject in das russische Hauptquartier mitgetheilt habe. Dieser hatte (seiner Instruction gemäß) mit Nein geantwortet, da dies nicht meine Sache, sondern die der Bevollmächtigten sei.

*) Abschriften ihrer Schreiben in der Beilage Nr. 4. a, b, c.

Der Reis drückte seinen Wunsch aus, daß ich einen meiner Offiziere in das russische Lager senden, und den Feldmarschall von der Ankunft der Bevollmächtigten benachrichtigen, so wie (nach den eigenen Worten des Reis) den Feldmarschall günstig für die Pforte disponiren möge.

Der Dollmetscher erwiederte, daß ich ihm diese Sendung bereits angeboten habe, um den Ort der Zusammenkunft mit dem Feldmarschall zu verabreden, so wie dessen Neutralitäts-Erklärung zu bewirken, damit daselbst ungestört conferirt werden könne. Diese Verabredung des Orts, und was sich daran knüpfte, lehnte der Reis, als zum Ressort des Groß-Veziers gehörig, ab, wünschte aber doch meine Sendung, wobei es sich zeigte, daß er sich hierüber mit dem englischen und französischen Ambassadeur berathen und ihre Beistimmung erhalten haben mußte. Er beklagte es, daß ich abreisen wolle, da meine Gegenwart noch so nothwendig und nützlich sei.

Ich ließ ihm am 16ten antworten:

> ich sei nicht allein zu dieser Sendung in's russische Hauptquartier, sondern überhaupt zu Allem bereit, was ich zum Besten der Pforte thun könne, und was nicht den Charakter als Mediation habe; indeß müsse ich dann zu meiner eigenen Legitimation um eine schriftliche Aufforderung dazu bitten.

Die beiden Ambassadeurs gaben mir ebenfalls ihren Wunsch zu einer solchen Sendung eines meiner Offiziere zu erkennen, was keiner von ihnen glaubte, sich erlauben zu dürfen, obgleich sie in den Conferenzen über die griechische Frage Rußland mit vertraten. Ihre Absicht war, dem Feldmarschall Diebitsch gemeinschaftlich über diese Angelegenheit zu schreiben, und durch meinen Offizier wurde dies dann sicher besorgt.

Am 17ten August (s. Beilage Nr. 3.) erhielt ich die angeschlossene übersetzte Aufforderung, und am Abend ging mein

Offizier, Herr von Cler, von zwei Tartaren der Pforte begleitet, nebſt Herrn Pezzer als Dollmetſcher ab.

Ich hatte dem Feldmarſchall Diebitſch offiziell geſchrieben, ihn mit dem Stand der Angelegenheiten bekannt gemacht, und ihm als einem alten Freund in einem vertraulichen Schreiben meine Anſichten über den zu erlangenden Frieden mitgetheilt.

Ich hatte, um meinen Offizier auf dem kürzeſten Wege zu dirigiren, den Reis fragen laſſen, wo ſich der Feldmarſchall Diebitſch befinde. Im Fall einer ausweichenden Antwort hatte ich den Firman auf Kirklisſa verlangt.

Der Reis hatte ſich mit Unwiſſenheit entſchuldigt, den verlangten Firman gegeben, jedoch, da ein Paſcha in Adrianopel ſei, auch einen zweiten Firman über Adrianopel.

Die Pforte wußte nämlich damals ſchon, daß Feldmarſchall Diebitſch ſich gegen Adrianopel gewendet hatte, wollte dies jedoch nicht laut werden laſſen, und verſchwieg es deshalb auch mir, den die Pforte ihren Freund nannte.

Herr von Cler ging über Kirklisſa, traf daſelbſt den ruſſiſchen General-Lieutenant von Budberg, der ihn durch Koſaken gegen Adrianopel begleiten ließ (wohin Diebitſch marſchirt ſein ſollte), und traf den Feldmarſchall am 21ſten Auguſt daſelbſt, nachdem ſich Adrianopel am 20ſten durch Kapitulation ihm ergeben hatte.

Sechstes Capitel.

Die Pforte erhält die Nachricht von dem Fall von Adrianopel und kommt dadurch zum Entschluß. — Ernennung der Bevollmächtigten zum Abschluß des Friedens. — Conferenz im Pfortenpalast. — Der Major von Küster stellt die ernannten Bevollmächtigten in Adrianopel dem Feldmarschall Diebitsch vor. — Rückkunft des Hauptmann von Cler. — Conferenz mit dem Reis Effendi in einem Kiosk am Hafen.

Am 22sten August war die Nachricht von dem Fall von Adrianopel, zugleich aber andere ungünstige Nachrichten aus der Gegend von Erzerum und aus dem Innern über die Unzufriedenheit des Volks eingegangen, so daß die türkischen Minister sich entschließen mußten, einen bedeutenden Schritt zu thun. Bereits Tages zuvor hatte mich der Reis wissen lassen, der Groß-Vezier habe aus Schumla gemeldet: ein Abgesandter, den er an den russischen Feldmarschall gesendet, sei an den russischen Vorposten zurückgewiesen worden. Ich erwiederte auf der Stelle, dies müsse ein Mißverständniß sein, und später zeigte es sich nicht allein so, sondern obenein, daß der türkische Abgesandte es durch seine Schuld veranlaßt hatte.

Am Morgen des 22sten wurde ich sondirt, ob ich etwas dagegen habe, in den Friedens-Angelegenheiten der Pforte, in Gemeinschaft mit den Ambassadeurs von England und Frankreich, einer Conferenz mit dem Reis Effendi beizuwohnen. Keinesweges, war meine Antwort; wir sind alle von einer und derselben Ansicht, wir brauchen keine Geheimnisse vor einander zu haben.

In der That konnte ich diese Antwort mit der Beruhigung geben, das Vertrauen dieser Ambassadeurs durch die letzten Begebenheiten dergestalt gewonnen zu haben, daß ich für Alles, was nun noch zu thun übrig blieb, keiner Absonderung bedurfte. Ich hatte ihrem Wunsch nachgegeben, meine Reise

bis zu dem Augenblick zu verschieben, wo die Bevollmächtigten zusammen gekommen sein würden. —

Der Reis Effendi ließ hierauf die beiden Ambassadeurs und mich ersuchen, uns zu einer Conferenz im Pfortenpalast einzufinden, da er unsers Raths bedürfe. Mit dieser Nachricht kamen die beiden Ambassadeurs zugleich zu mir. Sie hatten bereits Nachrichten vom Fall von Adrianopel durch ihre Kundschafter. Es kam nun darauf an, uns auf diese Conferenz dergestalt vorzubereiten und zu vereinigen, daß wir in Gegenwart des Reis nur eine und dieselbe Sprache führten. Leider konnte ich wegen eines Rückfalles des kalten Fiebers die Ambassadeurs nicht auf den Pfortenpalast begleiten; ich übertrug dies jedoch dem Major und Legationsrath von Küster als meinem Stellvertreter, der auch bei unsrer Verabredung gegenwärtig war, in welcher wir uns vollkommen über Alles einigten, was der Gegenstand des guten Raths sein konnte, den man von uns verlangte.

Der Reis trug daselbst vor: daß, nachdem der vom Groß-Vezier ernannte Abgesandte an den russischen Vorposten abgewiesen, und überdies krank geworden sei, die Pforte beschlossen habe, zwei neue Bevollmächtigte, in dem Dafterdar (Finanz-Minister) Sadik Effendi, und dem Ober-Richter von Constantinopel und Natolien Cadir Bey zu ernennen; er präsentirte solche und erbat für sie die Erlaubniß, der Conferenz beiwohnen zu dürfen.

Ferner sei der Pforte der Fall von Adrianopel berichtet, wonach sie eine Beschleunigung des bereits eingeleiteten Friedens wünsche, und um Rath bitte, was sie zu dem Ende noch thun könne.

Der englische Ambassadeur, als unser Wortführer, erklärte: das sicherste Mittel zum Zweck sei, daß die Pforte sich klar und bestimmt ausspreche, was sie zur Erlangung des Friedens für Mittel anzuwenden beschlossen habe.

Der Reis bezog sich auf ihre Erklärung und den Friedensplan in 5 Artikeln.

Sir Robert: Dies reiche nicht aus, da man wisse, daß Rußland nur nach seinem Manifest unterhandeln wolle, und dieses einen 6ten, von der Pforte übergangenen Punkt — die Kriegs-Entschädigungen — enthalte.

Hierüber verlangte der türkische Minister nun vorzüglich unsern Rath.

Sir Robert erwiederte: Der Kaiser von Rußland habe allen europäischen Mächten den Glauben an seine Mäßigung eingeflößt, und ihr Vertrauen erworben, wir sähen daher für die Pforte kein andres Mittel, als diesen europäischen Ansichten beizutreten, und die Bestimmungen über diesen Punkt der Großmuth (magnanimité) des Kaisers anheim zu stellen.

Ganz unerwartet, aber ohne das allermindeste Schwanken, wurde dies von dem Minister angenommen, mit der Bemerkung, die Bevollmächtigten würden danach instruirt werden. Hierauf folgte das Gesuch unsrer Mitwirkung zur Erlangung eines günstigen Friedens für die Pforte. Wir erklärten uns bereit, und so wurde verabredet, daß der Herr von Küster ungesäumt die Bevollmächtigten nach Adrianopel bringen und dort dem Feldmarschall Diebitsch vorstellen solle. Der englische Ambassadeur gab ein Schiff, um auf dem kürzesten Wege über Rodosto nach Adrianopel gehen zu können.

Am 24sten August ging Herr von Küster mit den Bevollmächtigten ab. Es war der Pforte gelungen, in ihrer großen Noth den Finanz-Minister zu dieser Sendung zu bewegen, der sie jedoch nur unter der Bedingung angenommen hatte, daß einer der vornehmsten Ulemas die Mitgesandtschaft zur Bewirkung des Friedens übernähme.

Am 26sten August kam Herr von Cler aus Adrianopel zurück und brachte die befriedigendsten Antworten des Feldmarschalls, der mir indeß vertraulich schrieb: so wenig er die Groß-

muth des Kaisers beschränken wolle, so müsse der Punkt der Entschädigungen unter allen Umständen in dem Tractat figuriren. Alle übrigen vertraulichen Aeußerungen des Feldmarschalls bewiesen mir, daß er den Frieden ernstlich wolle.

Die Pforte hatte uns die Instructionen für die Bevollmächtigten mitgetheilt, woraus hervorging, daß es ihr ebenfalls Ernst mit dem Frieden war. Nichts konnte ihn also jetzt mehr stören oder zurückhalten, als Mißverständnisse. Am meisten fürchtete ich hierbei die türkische Langsamkeit und Unentschlossenheit, wenn es darauf ankommt, einen wichtigen Akt zu vollziehen. —

Wenn, während in Adrianopel alle Friedenspunkte genau überlegt wurden, russische Truppen gegen Constantinopel vorprellten, und der Sultan dann den Ort verließ, so konnte große Verwirrung entstehen, welche zu nichts führte.

Dies hatte ich dem Feldmarschall von Diebitsch durch Herrn von Küster vorgestellt, und seiner Beurtheilung anheim gegeben, das Vorrücken einzelner Truppentheile gegen Constantinopel zu verhindern, bis in Adrianopel der Friede unterzeichnet sei oder die Aussicht dazu sich wieder zerschlage.

Der Feldmarschall gab hiernach seiner Armee die nöthigen Befehle.

Herr von Cler hatte den beiden Ambassadeurs eine Antwort des Feldmarschalls mitgebracht, welche meinen Wünschen gemäß auch diese in den Stand setzte, der Pforte beruhigende Worte zu sagen, so daß sie am Abend durch unsre Mittheilungen zufrieden gestellt war.

Herr von Cler war bei seiner Rückreise neben und zwischen den türkischen Truppen geritten, welche von Adrianopel abgezogen, und im Marsch auf Constantinopel waren.

Er hatte sie in dem Zustande einer völligen Auflösung aller Ordnung und Subordination gefunden. Die Colonne von einer Stärke von etwa 25,000 Mann in einer Mischung von

allen Waffen, nahm eine Länge von 8—10 Stunden ein, und hatte sich der Leitung ihrer höheren Offiziere entzogen, welche seitwärts, abgesondert ritten, da sie Gefahr liefen, in der Colonne von ihren völlig verwilderten Leuten ermordet zu werden. Der Dollmetscher Herr Pezzer hatte die Verabredung der türkischen Soldaten unter einander gehört, wie sie nach ihrer Ankunft in Constantinopel daselbst verfahren wollten, und wie das Nest an allen 4 Ecken angesteckt werden solle. —

Mir schien es zweckmäßig, den Sultan auf meinem geheimen Wege von diesem Zustand seiner Truppen noch vor ihrer Ankunft Nachricht zu geben, und ihm zu rathen, Niemand davon nach Constantinopel zu lassen.

Der Sultan ließ mir danken und mich benachrichtigen, daß er den Eintritt dieser verwilderten Banden in Constantinopel durch Aufstellung von Linientruppen verhindern und die ganze Armee im Lager vor Ejub sammeln werde. Am 28sten früh Morgens war die Wasserstraße nach Scutari mit Schiffen bedeckt, welche ununterbrochen Truppen nach der asiatischen Seite überführten.

Ich konnte dies aus meinen Fenstern sehen und war damit beschäftigt, aufzuklären, was es bedeuten könne, als mir der Sultan sagen ließ:

> es sei mit den Miliztruppen gar nichts mehr anzufangen gewesen; er habe sie daher sämmtlich nach Asien übergeschifft und entlassen. Den Ueberrest von den Linientruppen, etwa 3000 Mann, habe er in seinem Lager zurückbehalten. — Jetzt, da er die Armee habe auseinandergehen lassen, rechne er doppelt auf mich, daß ich ihm den Frieden verschaffen werde, wie ich es versprochen habe.

Der geheime Abgesandte des Sultans konnte sich meine Verwunderung über diese Maaßregel gar nicht erklären, und den Unterschied nicht begreifen, der zwischen einem Friedensschluß

mit einer gerüsteten Armee und einem Friedensschluß zu machen ist, wo der eine Theil sich waffenlos dem andern übergiebt. —

Der Sultan hatte den beiden Ambassadeurs dasselbe eröffnen lassen. Wir befanden uns sämmtlich in nicht geringer Verlegenheit, bis wir am 30sten aus einer Depesche des Major von Küster ersahen, daß der Feldmarschall Diebitsch auf meine Vorstellung und in der Ueberzeugung, daß die Präliminarien oder der Frieden bereits unterzeichnet seien, wenn es die Zeit erlaubt hätte, das Friedens-Instrument zu schreiben, alle Bewegungen auf Constantinopel eingestellt hatte.

Der Sultan sah Alles als beendigt und den Frieden als abgeschlossen an. Nicht so der Reis Effendi, aus dessen Fragen, die er an meinen Dollmetscher that, Besorgniß hervorging. Er ließ mich täglich ersuchen, wenn mir etwas einfalle, was die Pforte thun könne, um sich günstig zu stellen, ich es ihn wissen lassen möchte.

Ich übersah bereits folgendes großes Mißverständniß. Der Reis war der Meinung, daß, da die Pforte sich wegen der Kriegsentschädigungen der Großmuth des Kaisers ergebe, von diesem Punkt in dem Tractat keine weitere Rede zu sein brauche. Dem Feldmarschall Diebitsch war es gleichgültig, was der Kaiser von diesen Entschädigungen erlassen werde, aber es war für ihn eine Hauptbedingung, daß diese Entschädigungen, so wie es das Manifest bereits ausgesprochen hatte, im Tractat standen.

Nun legte der Reis einen außerordentlichen Werth darauf, daß im Friedenstractat weder von Gebiets-Abtretungen, noch von Entschädigungen die Rede sei, damit das türkische Volk den Frieden nicht ungünstig aufnehmen möge.

Ich ließ ihn daher durch meinen Dollmetscher wissen, ich hätte Mehreres notirt, was ich, als der Pforte günstig, ihr zu

thun rathen würde, und ich wollte mich mit ihm darüber an einem dritten Ort besprechen.

Dies wurde dankbar angenommen, der Reis kam zu der Zusammenkunft über den Hafen in ein Lusthaus. Ich schlug ihm vor: Freilassung von 3 russischen Kaufleuten, welche in Ketten lagen, ohne etwas verbrochen zu haben, und die grausamste Behandlung erfuhren, weil sie während des Krieges das türkische Gebiet wieder betreten hatten, wo ihre Familien beim Ausbruch zurückgeblieben waren.

Ferner: daß der Sultan alle während des Krieges gemachten russischen Gefangenen nach Constantinopel kommen, dort neu kleiden lasse und dem Kaiser als einen Beweis von Hochachtung und friedlichen Gesinnungen zurücksende.

Dies wollte dem Reis nicht recht als zweckmäßig einleuchten. Er fragte, wie denn die türkischen Gefangenen zurückkommen sollten. Ich übernahm es, ihnen die Freiheit zu verschaffen, und als ich ihn mißtrauisch gegen den Kaiser sah, zog ich eine Petersburger Zeitung aus der Tasche, aus welcher ich ihm das Benehmen des Kaisers gegen einige türkische vornehme Offiziere übersetzen ließ. Der Kaiser hatte sie zu einem großen Manöver eingeladen, nach demselben sie kaiserlich beschenkt und ihnen die Freiheit gegeben, indem er sie auf seine Kosten in ihr Vaterland zurück reisen ließ. Dieser Artikel setzte den Reis in große Verwunderung. Er lobte die Großmuth des Kaisers, und hiermit auch meinen auf selbige gegründeten Vorschlag.

Wir kamen nun auf das, was den Reis am meisten beschäftigte, den Punkt der Kriegs-Entschädigung, von der er glaubte, daß sie ihnen unmittelbar, vom Kaiser zum Sultan auferlegt werden würde, und wobei, wie ich sehr bald bemerkte, er mich als Mittels-Person zu Gunsten des Sultans brauchen wollte.

Ich eröffnete ihm, daß der Kaiser eine Liquidations-Commission niedergesetzt habe, welche die Kriegskosten niederschreibe, monatlich summire, und sie Tag für Tag angeben könne. — Der Feldmarschall habe die dazu nöthigen Papiere bei sich, und werde sie den Abgeordneten wahrscheinlich vorlegen, um die daraus sich ergebende Summe in einen Friedens-Artikel einzuführen. — Dies zu vermeiden, war der lebhafteste Wunsch des Divans. Nie haben wir noch bei einem Friedensschluß solche Gelder bezahlt, wir können es auch nicht, weil im ganzen Reich Niemand Geld hat, als der Großherr, dessen Schatz erschöpft ist. Was für einen Eindruck würde ein solcher Artikel auf das Volk machen. Ich zeigte dem Reis, daß das russische Volk das entgegengesetzte Interesse habe. — Was würde es sagen, wenn nach einem glücklich vollbrachten blutigen Kriege ihm seine baaren Auslagen nicht durch Stipulationen des Friedens ersetzt würden!

Rußland werde also darauf bestehen, daß die Total-Summe im Friedens-Instrument genannt werde. — Dann aber würde der Kaiser wahrscheinlich Grenzfestungen, Schiffe, Holz, Kupfer u. s. w. in Kapital-Werth annehmen und von dieser Summe abrechnen. —

Alles komme hierbei darauf an, wie hoch oder niedrig diese Gegenstände in Kapital angeschlagen würden. Dies gehe von dem Kaiser aus und sein Feldmarschall habe nichts damit zu thun. Deshalb müsse die Pforte den Kaiser günstig für sich stimmen, indem sie beweise, daß sie den Frieden ernstlich wolle und keine Schwierigkeiten mache.

Der Reis begriff das, fürchtete aber, daß die Pforte gar nicht dazu kommen werde, mit dem Kaiser zu unterhandeln, da sich die russischen Behörden dazwischen schieben würden, und da ich ihm gesagt habe: ich könne in dieser Angelegenheit nicht handeln, so möchte ich ihnen wenigstens rathen.

Das war der Punkt, auf welchem ich den Reis erwartete.

Ich rathe Euch, eine Gesandtschaft nach Petersburg zu schicken, an deren Spitze ein vornehmer General steht, der sich in diesem Kriege gegen Rußland ausgezeichnet hat. Er muß ein bedeutendes Gefolge von jungen intelligenten Offizieren, Generalen, Obersten ꝛc. bei-sich haben, so wie einen Mann, der in den diplomatischen Geschäften erfahren ist.

Der Reis fragte: von welchem Rang dieser Abgesandte sein solle? Ich erwiederte: von einem so hohen, daß der Kaiser nach allen Regeln der Etiquette ihn bei sich sehen, mit ihm selbst verhandeln könne. Dann würde der Kaiser ihm seine Truppen zeigen, sich mit ihm unterhalten, und wenn der Mann dann verständig wäre und sich zu benehmen wisse, so würde sich viele Gelegenheit für ihn finden, für das Wohl der Pforte zu reden und zu wirken. Der Abgesandte müsse daher wenigstens den Rang eines Pascha von 2 Roßschweifen haben.

Die Absendung eines so vornehmen Mannes ist ganz unmöglich, sagte der Reis mit Lebhaftigkeit, Männer von solchem hohen Rang schickt man nicht in's Ausland.

Da mir vom Reis selbst der Titel eines vornehmen Pascha gegeben wurde, so sah ich ihn für diese Insolenz starr in die Augen. Er verbesserte seine Rede durch die Bemerkung, in der Türkei sei es ganz ungewöhnlich, und fragte, wen ich denn zu dieser Sendung geeignet hielte?

Ich erwiederte: den Seraskier Cosrew Pascha, und dies um so mehr, als man wisse, daß dieser Mann sich der Gunst des Sultans erfreue.

Er sei zu alt.

Die Folge dieser Conferenz war, daß mir der Sultan bereits am andern Tage sagen ließ: die Sonne habe meinen Mund vergoldet.

Alles, was ich vorgeschlagen und wie ich es vorgeschlagen habe, sei von ihm genehmigt worden; ich möge nun noch

mein Werk vollenden und ihm die Personen bezeichnen, welche er nach Petersburg senden solle.

So wunderbar diese Forderung auch war, da ich mich erst seit 3 Wochen in Constantinopel befand und keine Gelegenheit gehabt hatte, die Diener des Sultans kennen zu lernen, so nahm ich mich wohl in Acht, sie zurückzuweisen, da ich mit Bestimmtheit voraussehen konnte, daß in diesem Fall nichts geschehen würde. Ich erwiederte daher mit gravitätischer Miene: ich würde mich bis zum folgenden Morgen darüber erklären.

Nach einer Berathung mit einem die Verhältnisse und die Menschen genau kennenden Europäer nannte ich Halil Pascha, Seraskier der Linientruppen, und Adoptio, Sohn des Cosrew Pascha. Dieser Halil Pascha hatte einen guten Namen in der Armee, war ein junger Mann von 28 Jahren, verband mit einer angenehmen Gesichtsbildung anständige Manieren, und gehörte nicht zur Parthei der Ulemas, sondern war ein dem Sultan ganz ergebener Reformer.

Zu seiner Begleitung und Wahrnehmung der diplomatischen Geschäfte fand sich Niemand geeigneter, als ein bejahrter, aber noch rüstiger Grieche, Namens Arioropolo, der durch seine langen und treuen Dienste das Vertrauen der Pforte erworben, zugleich aber auch in Europa einen guten Namen hatte. Er war nämlich Geschäftsträger in Berlin gewesen und dort sehr beliebt.

Was die Adjutanten von Halil betraf, so schlug ich vor: daß der Sultan zwei von seinen eignen mitgeben, und zwei durch Halil auswählen lassen möchte.

Alles wurde ausgeführt, wie ich es vorgeschlagen hatte. Meinen Vorschlag so wie die Verhandlungen darüber hatte ich den Ambassadeurs bei unsern gewöhnlichen Zusammenkünften mündlich mitgetheilt. Der französische Ambassadeur so wie die übrigen europäischen Gesandten fanden diese Sendung nach Petersburg als ein gutes Mittel, den Abschluß des Friedens

in Adrianopel zu beſchleunigen, worauf ihnen viel, wo nicht Alles ankam. Der engliſche Ambaſſadeur konnte ſein Mißfallen an meinem Vorſchlag nicht bergen, wußte mir jedoch keine Gründe dagegen anzugeben, oder er trat vielmehr mit denſelben nicht vor. — Der franzöſiſche Ambaſſadeur hatte Gelegenheit, daſſelbe zu bemerken, und keine Gründe erfahren können. Die Folge wird zeigen, weshalb von dieſem Umſtand hier Erwähnung geſchehen mußte.

Siebentes Capitel.

Mein Verhältniß zum Feldmarſchall Diebitſch und zur Pforte. — Anſtalten zur Abreiſe. — Abſchieds-Audienz beim Sultan. — Rückkunft des Herrn von Küſter von Adrianopel. — Abreiſe.

Der Feldmarſchall Diebitſch war ſeit dem 21ſten (als Herr von Cler bei ihm eintraf) mit mir täglich in Correſpondenz. Ich überwies ihm die in Freiheit geſetzten ruſſiſchen Kaufleute, die ruſſiſchen Gefangenen, ſo viel ſie noch zur Dispoſition des türkiſchen Gouvernements waren, ich regulirte mit ihm den freien Durchgang der Poſten zwiſchen Conſtantinopel und Wien, (durch öſtreichiſche Couriere) ſo wie alle kleinen Wünſche der Pforte und der europäiſchen Geſandten. Der Feldmarſchall ſtellte, meinem Vorſchlag gemäß, alle türkiſchen Gefangenen, welche noch nicht im ruſſiſchen Reich angekommen waren, zur Dispoſition der Pforte und dirigirte ſie auf Rodoſto, er bewilligte Alles, was billig war, beantwortete alle Schreiben, welche ihm aus Conſtantinopel zukamen, ſendete mir jedoch von jeder Antwort eine Abſchrift.

Dies veranlaßte die Pforte, ſich in Allem an mich zu halten, und mich über manche Gegenſtände zu befragen, wegen welcher

früher England und Frankreich zu Rathe gezogen waren. — Meine Antworten blieben immer einfach im europäischen Interesse, und ich machte kein Geheimniß daraus. Ich erwartete die Zurückkunft des Herrn von Küster aus Adrianopel, um mich sofort nach Genua einzuschiffen. Der Sultan hatte die Absicht ausgesprochen, mich vor meiner Abreise auf eine ganz ungewöhnliche Art auszuzeichnen, einmal, um dadurch seine Dankbarkeit gegen den König, meinen Herrn, für seine Sendung auszudrücken, als auch einen öffentlichen Beweis zu geben, wie sehr er mit den Diensten zufrieden sei, welche ich ihm geleistet. Ich wurde daher zum 3ten September zu einer Audienz in einem Kiosk am Arsenal eingeladen, wo Niemand zugegen sein werde, als der Reis Effendi, wozu ich meinen Dollmetscher mitbringen möge, da der Sultan keinen Pforten-Dollmetscher haben werde, noch mit mir bedürfe. Was die Kleidung betreffe, so würde ich dem Großherrn in jeder angenehm sein.

Dies war in der That etwas Ungewöhnliches und erregte daher in Pera ein Aufsehen unter dem diplomatischen und Dollmetscher-Corps.

Alles dies mochte den englischen Ambassadeur etwas verstimmt haben, so schien es mir wenigstens, als ich mich genöthigt sah, ihn über einen nicht ganz angenehmen Gegenstand zu unterhalten.

Von dem Augenblick, als der Feldmarschall Diebitsch in Adrianopel eingetroffen war, fanden sich Offiziere der englischen Marine daselbst ein, welche dergestalt hin und herreisten, daß es der russischen Polizei-Behörde auffiel, und nach einer kurzen Beobachtung derselben, aus den nicht immer vorsichtigen Aeußerungen dieser jungen Offiziere hervorging, daß sie zur Einziehung von Nachrichten ausgesendet waren.

Der Feldmarschall Diebitsch theilte mir hierüber sein Mißfallen mit; er äußerte, daß es ihm zum größten Vergnügen gereichen werde, Alles, was der englische Ambassadeur aus Adria-

nopel zu wiſſen wünſche, ihm ſelbſt mitzutheilen, daß jedoch ſolche Beobachtungsreiſen zu Unordnungen, ja zu unangenehmen Brouillerien führen könnten, welche er vermeiden wolle. Er überließ mir, dies abzuſtellen und ihm dadurch Maaßregeln gegen ſolche nicht paſſenden Reiſen zu erſparen.

Ich fand, daß der Feldmarſchall ganz Recht hatte, und wenn wohl Niemand leugnen konnte, daß es ihm zuſtand, in ſeinem eigenen Hauptquartier Polizei-Geſetze zu geben, denen ſich jeder Reiſende zu unterwerfen hatte, ſo lag eine Delikateſſe darin, den Ambaſſadeur darauf aufmerkſam zu machen, daß es beſſer ſein würde, die Gegenwart junger reiſender Offiziere in Adrianopel — bis zur Unterzeichnung des Friedens — zu vermeiden, als den Feldmarſchall Diebitſch in die Lage zu ſetzen, ſolche Offiziere polizeilichen Vorſchriften zu unterwerfen; dies um ſo mehr, als bekanntlich die jungen Engländer ſich auf dieſen Punkt ſehr wenig zu fügen wiſſen, und ohngefähr wie unſre deutſchen Studenten gegen ſolche Geſetze überall Prärogativen verlangen.

Meine freundſchaftliche Benachrichtigung hatte jedoch bei Sir Robert einen ganz andern Erfolg, als ich erwartet hatte.

Dieſe Offiziere waren nicht von ihm, ſondern wahrſcheinlich vom Admiral Malcolm, der mit ſeiner Flotte, vereint mit der ruſſiſchen unter Admiral Riccord, bei Tenedos lag, geſendet worden, und der Ambaſſadeur (obgleich der Admiral Malcolm unter ihm ſtand) wußte wahrſcheinlich nichts davon.

Sir Robert hatte es dem Feldmarſchall Diebitſch übel genommen, daß er die Freiheit der Engländer beſchränken wolle, wozu er kein Recht habe, hatte es mir übel genommen, daß ich die Anſichten des Feldmarſchalls Diebitſch theilend, mich ſeiner Wünſche angenommen hatte, kurz, es war der Stoff zu einer völligen Brouillerie vorhanden, wenn es mir nicht gelang, Sir Robert in einer beſonderen Unterredung durch ruhige Darſtellung zu überzeugen, daß der Feldmarſchall Diebitſch Recht

habe, und daß er, als Repräsentant der englischen Nation, diese nicht passenden Reisen abstellen müsse.

Die Umstände hatten eine höchst wunderbare Complication herbeigeführt. — Die im mittelländischen Meer vereinigte englische, französische, russische Flotte hatte zwar bei Navarin die türkische Flotte geschlagen, befand sich jedoch wieder in einem halb friedlichen Zustande, und ihr Zweck, die Beendigung der griechischen Frage, hatte nichts mit dem Krieg des russischen Reichs und der Pforte gemein.

Dagegen befand sich die russische Flotte im schwarzen Meer unter dem Admiral Greigh in einer entgegengesetzten Lage.

Diese Flotte gehörte zum Krieg des russischen Reichs, während das Handeln der russischen Flotte des mittelländischen Meeres ihr fremd war.

Admiral Greigh hatte durch Offensiv-Maaßregeln das Vorrücken des Feldmarschalls Diebitsch nach Adrianopel unterstützt, und es fragte sich, was, nachdem ꝛc. Diebitsch dem mittelländischen Meer so nahe gekommen war, der Admiral Riccord nun thun würde?

Als russischer Admiral an den Operationen des Feldmarschalls Theil nehmen, oder sich an das System der vereinigten Flotte des mittelländischen Meeres halten?

Der Feldmarschall hatte von Adrianopel Demotika und Enos besetzt. Da dies keinen andern Zweck zu haben schien, als mit der Flotte des mittelländischen Meeres in Verbindung zu kommen, so glaubte man englischer Seits, die russischen Schiffe würden mit ꝛc. Diebitsch operiren, und dies mag den Admiral Malcolm auch wohl vermocht haben, Offiziere nach Adrianopel zu senden, durch welche er zu erfahren trachtete, was für ihn — in Beziehung auf die russischen Schiffe unter Admiral Riccord — von großer Wichtigkeit war.

Es gelang mir, Sir Robert zu überzeugen, daß er jede Reibung vermeiden müsse, und so stellte er denn auch die Be-

ſuche der jungen Offiziere in Adrianopel — zur großen Zufriedenheit des Feldmarſchalls Diebitſch — ein. Bei dieſer Unterredung ſah ich die Schwierigkeit, in welche Rußland kommen mußte, wenn es darauf ausging, die engliſchen Ideen zu befriedigen. —

Meine Audienz beim Sultan fiel ganz erwünſcht aus.

Er empfing mich, auf einem Divan in der Ecke einer Niſche ſitzend. Der Reis Effendi, der mich in den Salon eingeführt hatte, trat an ſeine linke Seite. Ich war ſo gekleidet, wie ich am Hofe vor meinem König erſcheine. — Der Reis Effendi hielt mir eine Rede im Namen des daneben ſitzenden Sultans, welche ſehr feierlich damit anhob:

Es war immer Unſre Kaiſerliche Abſicht ꝛc.

Die Rede war in Abſätze getheilt, welche auf die Ueberſetzung durch den Dollmetſcher berechnet waren, und deren Schluß jederzeit eine ſolche Verbindlichkeit für meinen König enthielt, daß ich durch eine Verneigung danken mußte. Eine ſehr feine Aufmerkſamkeit für mich lag in der wörtlichen Wiederholung der von mir angebrachten Phraſe, bei meiner erſten Zuſammenkunft mit dem Reis Effendi:

wenn man das Glück der Völker wolle, müſſe man nicht rückwärts, ſondern nur vorwärts ſehen,

welche der Reis ſeinem Souverän in den Mund legte.

Ich beantwortete die Rede, indem ich mich jedoch unmittelbar an den Sultan wendete und ihm dabei ganz dreiſt militairiſch in die Augen ſah.

Ich wußte, daß beides nicht den orientaliſchen Etiquetten gemäß iſt, vorzüglich dem Sultan dreiſt in die Augen zu ſehen. Jeder Orientale muß in ſolchen Augenblicken die Augen niederſchlagen, um praktiſch zu beweiſen, daß des Sultans Antlitz leuchtet und blendet, gerade wie das Sonnenlicht.

Indeß, da mich der Sultan europäiſch empfing, ſo kam [illegible] auch mit europäiſchen Sitten zu

zeigen. Dies schien ihm wohl zu gefallen, denn nun redete er mich an; in seinem Gesicht lag ein bedeutender Ernst, aber seine Augen hatten etwas Sanftes, ich möchte sagen Schwärmerisches. Seine Stimme war außerordentlich sonor, seine Manieren gratiös und verbindlich, so daß jeder, der ihn so sah und hörte, sich sagen mußte: das kann kein wilder Kopfabschneider sein! Nach später erhaltenen Belehrungen ist es auch wirklich so. —

Von seinen Umgebungen, seinen Dienern, Frauen und Kindern geliebt, geachtet, ja auf Händen getragen, verbreitet er Freude und Glück um sich.

Der Sultan hatte die Rede des Reis Effendi verbessert, indem er, wo der Name des Königs vorkam, oder der Reis in Beziehung darauf ihn als mon ami aufführte, dies durch ein respectable, digno oder magnanime eine Note höher schraubte. Mein Dragoman, der in seiner preußischen Uniform mir seitwärts einen halben Schritt zurück stand, und noch nie die Ehre gehabt hatte, Worte des Sultans zu übersetzen, wurde hierbei etwas lebhaft und übersetzte mir die durch den Sultan an den Reis gerichteten Worte, ohne abzuwarten, bis der Reis sie mir wiedergab. Dies schien mir unschicklich; ich griff daher mit meiner linken Hand zurück, faßte ihn am Rock und gab ihm, ohne hinzusehen, ein Zeichen, nach welchem er zusammenschrak. Der Sultan hatte dies gesehen und fing an, dergestalt darüber zu lachen, daß auch ich das Lachen nicht unterdrücken konnte.

Von diesem Augenblick an schien der Sultan ganz à son aise zu sein. Er lachte mich aus, daß ich so fest in meinen Kleidern stecke, und die Escarpe noch obenein brauche, um schlank zu sein, er meinte, sich so zu schnüren, könne doch bei den Europäern nur Folge der Eitelkeit sein.

Am Schluß legte er mir noch besonders an's Herz, wenn ich zurück sein werde, meinem magnanime roi zu sagen: mit welcher Theilnahme er sich nach seiner précieuse santé erkundigt

habe, — dann, ich ſolle Conſtantinopel nicht vergeſſen, ſondern um freundlich daran zurück zu denken, ein Andenken von ihm, für mich und meine beiden Begleiter annehmen. — Auf einen Wink des Sultans erſchien hier ſein Geheimſchreiber Muſtapha (ein bedeutender Mann durch ſeine Stellung und ſeinen Einfluß) und übergab mir eine Tabatiere (welche, wie ich nachher vernahm, der Sultan mit 40,000 Piaſtern bezahlt hatte) und zwei andre (von 10—12,000 Piaſtern jede) für meine Offiziere.

Alles ging hier mit dem größten Anſtand zu, und der Sultan zeigte ſich als ein heiterer Mann, der gern lacht. —

Wieder in den Vorzimmern angekommen, verlangte mich einer der Adjutanten des Sultans zu ſprechen und bat mich, ihn zu der Geſandtſchaft nach Petersburg zu ernennen. Ich erwiederte ihm: dazu müſſe er ſich an ſeinen erhabenen Herrn wenden, für mich würde es ſich nicht ſchicken, einen ſolchen Vorſchlag zu machen. — Wie? rief er aus: für wen in der Welt, wenn nicht für Dich, den Wohlthäter des türkiſchen Reichs, den Vater aller Ottomanen, den Mann, den unſer Sultan wie einen Bruder liebt, deſſen Macht größer iſt, als alle Macht eines Sterblichen dieſer Erde — ich unterbrach meinen jungen Mann, um ihn los zu werden, er rief jedoch mit lauter Stimme: ein Wort von Dir dem Reis Effendi oder Muſtapha, und meine Wünſche ſind erfüllt — Du haſt einen Glücklichen gemacht! — Mein Dollmetſcher, mit den orientaliſchen Sitten beſſer bekannt, gab mir ein Zeichen, daß ich es thun möchte, und beim Abſchied vom Reis — wobei Muſtapha, ein junger Mann von 28 Jahren, gegenwärtig war, brachte mein Dollmetſcher meine Unterſtützung des Antrags an. — Beide erwiederten, es wäre eine Begünſtigung des Himmels, daß der Sultan Gelegenheit fände, etwas zu thun, was mir angenehm ſei. —

Es war mir bis dahin schon klar geworden, daß dies eine Verabredung war, um mich mit der süßen Ueberzeugung abreisen zu lassen, daß ich in Constantinopel ein allmächtiger Mann sei.

Ich sah später diesen Obristen bei der Gesandtschaft des Halil Pascha in Petersburg wieder.

Am 5ten September Abends 7 Uhr schiffte ich mich ein. Unser trefflicher Minister Herr von Royer begleitete mich noch einige Stunden lang, und fuhr dann mit seinem Ruder-Boot zurück. —

Achtes Capitel.

Rückreise nach Berlin. — Stürme auf dem mittelländischen Meer. — Quarantaine in der Spezzia. — Nachrichten über die Unterzeichnung des Friedens in Adrianopel am 14ten September; des Herrn von Royer Theilnahme daran (als mein Stellvertreter). Abreise von Genua und Ankunft in Berlin.

Die Herren Gordon, Guilleminot und von Ottenfels hatten mir Fregatten zu meiner Rückreise angeboten; ich hatte mit der gebührenden Erkenntlichkeit ihr freundliches Anerbieten abgelehnt. —

Zu meiner Rückreise hatte ich die Wahl:

durch die russische Armee (oder über Odessa) und Warschau, durch das mittelländische Meer und Italien, durch das adriatische Meer über Triest und Wien.

Die Grundsätze, welche mich bei der Wahl leiten mußten, waren:

1) ich hatte seit meiner Abreise von Berlin keine Antwort auf meine Berichte, keinen Befehl erhalten. — Ich durfte erwarten, daß ich zur Zufriedenheit meines Gouverne-

ments gehandelt hatte, aber ich wußte es nicht, kannte auch den Standpunkt der Politik in Europa nur aus den Zeitungen; ich mußte es also bei meiner Rückreise vermeiden, eine Hauptstadt zu berühren, in welcher es die Schicklichkeit erfordert hätte, die Befehle des Souverains abzuwarten und ein diplomatisches Korps zu sehen,

2) mußte ich, so wie bei der Hinreise, auch bei der Rückreise jede Berührung mit Rußland vermeiden, weil dieselben Gründe sowohl für meine Person, als (so lange der Friede nicht abgeschlossen war) auch für die Sache noch bestanden,

3) hätte ich die Reise mit einer Fregatte zwar sicherer und bequemer gemacht, allein es hätte mir und meinem Gouvernement Verbindlichkeiten auferlegt, von denen ich nicht wußte, ob sie ihm angenehm waren, welche ich also nicht eingehen konnte.

Auch hätte ich nicht gewußt, von welchem der Gesandten ich das gefällige Anerbieten annehmen sollte, da ich das des östreichischen Gesandten wegen Nr. 1 ablehnen mußte.

Da Sardinien von den Kaperschiffen der Barbaresken respectirt wurde, so beschloß ich, auf einem sardinischen Schiff nach Malta zu segeln, dort meine Quarantaine zu machen und sodann von Genua über Mailand und Constanz in gerader Richtung nach Berlin zu gehen.

Der sardinische Gesandte, Marquis von Gropallo, hatte die freundschaftliche Gefälligkeit, die Verdingung eines solchen Schiffes zu übernehmen, da er die meisten dieser Capitains und ihre Schiffe kannte. — Er wählte eine sehr schnell segelnde Brigantine, mit 18 Matrosen bemannt, welche keine pestfangende Waaren an Bord nehmen durften (wodurch die Quarantaine verlängert wird). Ich gestattete übrigens auf den Wunsch des Gesandten allen in Constantinopel befindlichen far-

dinischen Matrosen, deren Schiffe gescheitert waren, die Rückfahrt, wodurch die Mannschaft bis auf 30 stieg.

Es war bedungen, daß ich nach Malta segeln oder in irgend einem Hafen meine Quarantaine machen, dann aber in Genua oder wo ich es sonst gut fand, an's Land steigen konnte.

Für diese Ueberfahrt zahlte ich 1200 Thlr. Preuß. Cour. und sorgte für meine Küche.

Es fand sich unter den nach Genua zurückkehrenden Leuten ein Schiffskoch; ich nahm den Proviant auf einen Monat mit.

Wir segelten mit gutem Wind. Als wir aus den Dardanellen in's mittelländische Meer kamen, lag die Blockade-Flotte in einer ausgedehnten Linie vor uns; Admiral Malcolm auf dem rechten, Admiral Riccord auf dem linken Flügel.

Der englische Ambassadeur hatte die Güte gehabt, die Admirale von meiner Reise zu benachrichtigen, um mich aller zeitraubenden Formalitäten und Anhalten meines Schiffs zu überheben. —

Beide Admirale kamen an Bord meiner Brigantine, und geleiteten mich eine Strecke. Admiral Malcolm war mein alter Bekannter. Wir hatten die kurze Campagne von 1815 zusammen gemacht.

Ich konnte durch meine Mittheilungen beide beruhigen. Malcolm, daß der Feldmarschall Diebitsch keinen Schritt thun würde, der von den Verabredungen mit den großen Mächten abwiche, und als Beweis, wie er der Pflicht und nicht der Eitelkeit folge, daß er auf meinen Antrag den Marsch auf Constantinopel ausgesetzt habe; und Riccord, daß Diebitsch seiner Hülfe durchaus nicht bedürfe, daher er in seiner jetzigen Rolle bleiben und unter keinerlei Umständen davon abweichen möge. Ich forderte beide Admirale auf, der Welt eine eben solche Einigkeit zu zeigen, als wir Abgesandten dazu in Constantinopel das Beispiel gegeben hätten.

Beide bezogen sich in dieser Hinsicht auf die Vergangenheit, drückten sich als Freunde die Hände, und da jeder einzeln mir die Umsicht und die Gefälligkeit des Andern gerühmt hatte, so verließ ich sie mit der Beruhigung, daß sie sich beide bis zum unterzeichneten Frieden vertragen würden.

Meine Rückreise war schnell und ohne Unfall bis auf den halben Weg von Navarin nach Sicilien, wo uns eine Windstille überfiel, der ein Sturm folgte, durch welchen der große Mast gebrochen wurde.

Er ward gebessert, so gut es ging, ich mußte die Quarantaine in Malta aufgeben; wir segelten viel langsamer, konnten aber nach dem Urtheil aller auf dem Schiff befindlichen erfahrenen Seeleute, noch bis an die genuesische Küste kommen, während die Aufstellung eines neuen Mastes uns in Messina 8—10 Tage zurückhalten würde.

Wir segelten also weiter zwischen den liparischen Inseln durch. Hier überfielen uns Gewitter und Stürme, wir wurden zurückgetrieben, kamen in der Nähe von Gaëta, wo das Meer viele Felsen hat, mit Mühe und Noth in den Hafen, wo wir den Sturm abwarteten und endlich den 29sten September in der Spezzia einliefen.

Der Marquis de Gropallo hatte hier die Quarantaine für mich eingeleitet, in dem Fall, daß ich verhindert würde, sie in Malta zu halten.

Alles war daher zu meinem Empfang bereit, und ich bezog in der Quarantaine-Anstalt nebst meinem Gefolge ein abgesondertes bequemes Haus.

Ich fand bereits Nachrichten aus Constantinopel, welche mir unerwartet waren. Der Pascha von Scutari (Skodra) hatte sich mit einem Corps Albanesen, welches auf 25—30,000 Mann angegeben wurde, im Thal von Sophia gesammelt und

bedrohte den Feldmarschall Diebitsch mit einem Angriff in Adrianopel. Die türkischen Bevollmächtigten, welche der Herr von Küster am 1sten September in den anscheinend besten Dispositionen verließ, hatten unerwartet so viele Bedenklichkeiten über den Friedensschluß gefunden, daß eine Unterschrift von ihnen nicht zu erlangen war.

Am 4ten September ließ der Pascha von Scodra den Feldmarschall Diebitsch wissen: er würde mit seiner Armee am 10ten September in Adrianopel eintreffen, die Russen möchten es daher räumen.

Der Feldmarschall Diebitsch, ein Verständniß zwischen dem Pascha von Scodra und den Bevollmächtigten ahnend, ließ den General von Geismar aus dem Thal der Donau gegen Sophia vorrücken und verlangte von der Pforte, ihrem Pascha zu befehlen, die Feindseligkeiten einzustellen, nachdem er in der Erwartung des Friedens den Marsch auf Constantinopel und alle Feindseligkeiten eingestellt habe.

Die Pforte erwiederte, dies sei bereits geschehen, aber er gehorche nicht. Der Feldmarschall Diebitsch erklärte hierauf: unter diesen Umständen müsse er andre Maaßregeln ergreifen.

Er setzte bis zum 13ten September eine Frist, um den Frieden zu unterzeichnen, wenn dies jedoch an diesem Tage nicht geschehen sei, so müsse er sich nicht allein in den Besitz von Constantinopel setzen, sondern werde den rebellischen Pascha in Gehorsam zu bringen wissen.

Dies erregte große Bestürzung in Constantinopel. Man sah nach den türkischen Aeußerungen die Bevollmächtigten eben so widerspenstig an, als den Pascha von Scodra. Bei allen Conferenzen und Beschickungen der Gesandten konnte aber nichts herauskommen, denn man mußte die einfache Antwort

geben: weshalb sind Eure Diener ungehorsam und widerspenstig!

Ich hatte bei meiner Abreise den Herrn von Royer bevollmächtigt, Alles, was in meinem Auftrage lag, und noch nicht beendigt sein sollte, in meinem Namen zu vollenden, und dies sowohl dem Feldmarschall Diebitsch, als der Pforte und den europäischen Gesandtschaften in Constantinopel eröffnet.

Dem Feldmarschall schrieb ich dabei noch vertraulich: daß er sich ganz auf Herrn von Royer verlassen könne. Er sei nicht allein ein Ehrenmann, sondern auch ganz in denselben politischen Ansichten, welche mir sein Vertrauen erworben hätten.

Da die Pforte sich nun durchaus nicht zu helfen wußte, und den Herrn von Royer nicht geneigt fand, sich in diese innere Angelegenheit einzulassen, so wurden die Ambassadeurs in's Interesse gezogen, um den Herrn von Royer zu bewegen, daß er zur Vollendung meines Auftrags sich nach Adrianopel begeben, und dort zur Abwendung des großen Unglücks für die Pforte handeln möge.

Herr von Royer, mit dem ich Alles, was vorkommen konnte, auf das Genaueste besprochen hatte, fand die Ausführung von dem, was man ihm ansann, ganz unpassend, wies alle Anträge, ja sogar die unmittelbaren des Sultans, zurück.

Als er endlich von allen Seiten auf's Neue bestürmt wurde, erklärte er sich unter einer Bedingung zu dieser Reise bereit, nämlich, wenn die Pforte bereit sei, für den Fall, daß er nichts für sie erlangen könne, am 13ten September zu unterschreiben und ihm ein Befehl des Sultans an die Bevollmächtigten mitgegeben werde, von welchem er im letzten Augenblick Gebrauch mache: Die Bevollmächtigten sollten unterschreiben.

Die europäischen Gesandten unterstützten diese Forderung, man einigte sich über die verschiedenen Punkte, welche möglicher Weise vom Feldmarschall bewilligt werden konnten, — der Befehl des Sultans wurde Herrn von Royer übergeben, und er reiste sofort nach Adrianopel ab. — Dort fand er die türkischen Bevollmächtigten in einer so widerwärtigen Opposition gegen die russischen, daß er deren Geduld bewundern mußte. Er fand diese letzteren so wie den Feldmarschall überall gemäßigt, billig und einsichtsvoll.

Nachdem Herr von Royer die Gründe zu den Abänderungen im Friedensschluß, welche ihm der Berücksichtigung werth schienen, vorgetragen hatte, wurde ihm Alles bewilligt. Aber die türkischen Bevollmächtigten, weit entfernt, damit zufrieden zu sein, weigerten standhaft die Unterschrift. Nun zog Herr von Royer den Befehl des Sultans aus der Tasche, und erklärte: daß wenn sie sich nach diesem Befehl noch einen Augenblick weigerten zu unterzeichnen, er sie als Rebellen gegen ihren Herrn betrachten, und sich ihrer Person zur Vollziehung der gerechten Strafe versichern müsse.

Dies half. Am 14ten September war das Friedens-Instrument unterzeichnet.

Somit leistete der Herr von Royer der Pforte einen sehr großen Dienst. — Ich bin nicht im Stande aufzuklären, wie diese sonderbare Verwickelung entstanden ist, glaube aber sie folgendermaßen annehmen zu müssen.

Als die Nachricht vom Fall von Adrianopel in Constantinopel einging, wurden alle Maaßregeln ergriffen, um Zeit zu gewinnen, wenigstens den Feldmarschall Diebitsch in Adrianopel festzuhalten.

Der Pascha von Scodra war der einzige, der hierauf wirken konnte, wenn er mit seinem Corps von Albanesen, welche noch ungeschlagen, erst kürzlich auf dem Kriegstheater angekommen waren, eine Stellung bei Sophia nahm.

Ich erinnere mich, zu der Zeit gehört zu haben, daß ein Offizier aus dem Gefolge des Sultans auf Umwegen abgesendet worden war, um Befehle an die Armee zu bringen.

Nun ist es eine alte Regel bei der türkischen Armee, daß Befehle, welche ein solcher Offizier bringt, nie durch Befehle aufgehoben werden können, welche ein Tartar bringt, und welche der Grosvezier, Generale, Minister oder Gesandte im Namen des Sultans geben. — Hatte also der Pascha von Scodra einmal die Ordre des Sultans, auf Adrianopel zu operiren, so konnte sie nur durch eine eben solche Ordre aufgehoben werden.

Es ist jedoch bekannt, daß der Feldmarschall Diebitsch nach seiner Ankunft in Adrianopel die Verbindung zwischen Constantinopel und der Armee durch Besetzung der Linie über Demotica und Enos unterbrochen hatte, so daß kein Offizier des Sultans an den Pascha von Scodra durchgekommen ist, um den ersten Befehl aufzuheben. Was die Bevollmächtigten aus Adrianopel — auf Verlangen von ꝛc. Diebitsch und unter russischer Eskorte ihm sendeten, mußte er hiernach allerdings als ungültig ansehen.

Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß diese Bevollmächtigten in Adrianopel, vor ihrer Abreise von Constantinopel, die geheime Ordre erhalten hatten, die Verhandlungen so lange hinzuziehen, bis der Pascha von Scodra heranrücke, den Feldmarschall in Verlegenheit setze und ihnen dadurch Gelegenheit gebe, bessere Bedingungen zu erhalten.

In Beziehung auf die Gesandtschaft Halil Pascha's nach Petersburg habe ich Folgendes nachzutragen.

Halil und Arioropolo, wurden gemeinschaftlich ernannt.

Kurz darauf aber verschwand der Letzte. Das verbreitete Gerücht, er habe sich das Leben genommen, fand keinen Glauben, — es lag nicht in der Art des Mannes. Da er sich

Die europäischen Gesandten unterstützten diese Forderung, man einigte sich über die verschiedenen Punkte, welche möglicher Weise vom Feldmarschall bewilligt werden konnten, — der Befehl des Sultans wurde Herrn von Royer übergeben, und er reiste sofort nach Adrianopel ab. — Dort fand er die türkischen Bevollmächtigten in einer so widerwärtigen Opposition gegen die russischen, daß er deren Geduld bewundern mußte. Er fand diese letzteren so wie den Feldmarschall überall gemäßigt, billig und einsichtsvoll.

Nachdem Herr von Royer die Gründe zu den Abänderungen im Friedensschluß, welche ihm der Berücksichtigung werth schienen, vorgetragen hatte, wurde ihm Alles bewilligt. Aber die türkischen Bevollmächtigten, weit entfernt, damit zufrieden zu sein, weigerten standhaft die Unterschrift. Nun zog Herr von Royer den Befehl des Sultans aus der Tasche, und erklärte: daß wenn sie sich nach diesem Befehl noch einen Augenblick weigerten zu unterzeichnen, er sie als Rebellen gegen ihren Herrn betrachten, und sich ihrer Person zur Vollziehung der gerechten Strafe versichern müsse.

Dies half. Am 14ten September war das Friedens-Instrument unterzeichnet.

Somit leistete der Herr von Royer der Pforte einen sehr großen Dienst. — Ich bin nicht im Stande aufzuklären, wie diese sonderbare Verwickelung entstanden ist, glaube aber sie folgendermaßen annehmen zu müssen.

Als die Nachricht vom Fall von Adrianopel in Constantinopel einging, wurden alle Maaßregeln ergriffen, um Zeit zu gewinnen, wenigstens den Feldmarschall Diebitsch in Adrianopel festzuhalten.

Der Pascha von Scodra war der einzige, der hierauf wirken konnte, wenn er mit seinem Corps von Albanesen, welche noch ungeschlagen, erst kürzlich auf dem Kriegstheater angekommen waren, eine Stellung bei Sophia nahm.

Ich erinnere mich, zu der Zeit gehört zu haben, daß ein Offizier aus dem Gefolge des Sultans auf Umwegen abgesendet worden war, um Befehle an die Armee zu bringen.

Nun ist es eine alte Regel bei der türkischen Armee, daß Befehle, welche ein solcher Offizier bringt, nie durch Befehle aufgehoben werden können, welche ein Tartar bringt, und welche der Grosvezier, Generale, Minister oder Gesandte im Namen des Sultans geben. — Hatte also der Pascha von Scodra einmal die Ordre des Sultans, auf Adrianopel zu operiren, so konnte sie nur durch eine eben solche Ordre aufgehoben werden.

Es ist jedoch bekannt, daß der Feldmarschall Diebitsch nach seiner Ankunft in Adrianopel die Verbindung zwischen Constantinopel und der Armee durch Besetzung der Linie über Demotica und Enos unterbrochen hatte, so daß kein Offizier des Sultans an den Pascha von Scodra durchgekommen ist, um den ersten Befehl aufzuheben. Was die Bevollmächtigten aus Adrianopel — auf Verlangen von ꝛc. Diebitsch und unter russischer Eskorte ihm sendeten, mußte er hiernach allerdings als ungültig ansehen.

Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß diese Bevollmächtigten in Adrianopel, vor ihrer Abreise von Constantinopel, die geheime Ordre erhalten hatten, die Verhandlungen so lange hinzuziehen, bis der Pascha von Scodra heranrücke, den Feldmarschall in Verlegenheit setze und ihnen dadurch Gelegenheit gebe, bessere Bedingungen zu erhalten.

In Beziehung auf die Gesandtschaft Halil Pascha's nach Petersburg habe ich Folgendes nachzutragen.

Halil und Arioropolo, wurden gemeinschaftlich ernannt.

Kurz darauf aber verschwand der Letzte. Das verbreitete Gerücht, er habe sich das Leben genommen, fand keinen Glauben, — es lag nicht in der Art des Mannes. Da er sich

Anhang.

Nachdem ich die Türken kennen gelernt, und viel über sie gehört hatte, wurde mir eine Aeußerung des russischen Etatsraths Fonton mitgetheilt, welche ich hier anführe, weil sie mir eben so treffend als erschöpfend erscheint. „Der Türke, hat er gesagt, muß, wenn er beurtheilt werden soll, in drei verschiedenen Verhältnissen betrachtet werden."

„Als Privatmann hat er viele schätzbare treffliche Eigenschaften, welche Vertrauen einflößen, und selbst in den Augen eines Europäers ihn liebenswürdig machen können."

„Tritt er als Mitglied der großen Nation auf, welche sich zur osmanischen Lehre bekennt, so erhält er dadurch eine unangenehme Zugabe. Der Dünkel und die Ueberschätzung aller nationalen Verhältnisse, stellen seine Treue, seine Wahrheitsliebe, seine Mäßigung im Glück und seine Ausdauer im Unglück, bereits in den Schatten."

„Hat man aber mit einem Türken zu thun, der seinem Staat dient, und mit dem man als Staatsdiener verhandelt, so giebt es in allen Theilen der Welt keinen unerträglicheren Menschen, und kein widerwärtigeres Geschäft. Zur Erreichung seines Zwecks sind ihm alle Mittel recht, welche er als Privatmann verabscheuen würde, Mißbrauch des Vertrauens,

Mißbrauch der Gewalt, Härte, Grausamkeit — Alles das scheint ihm erlaubt, er übt es aus, und erscheint völlig gleichgültig gegen den Haß und Abscheu, den er einflößt."

Wenn es auffallend erscheinen mag, daß hiernach der einzelne Mensch nach seinen Verhältnissen unterschieden werden muß, so haben meine kurzen Erfahrungen mir doch die Richtigkeit dieser Ansicht unwiderleglich bestätigt. Der Chef der Tartaren, der mich von Smyrna nach Constantinopel begleitete, war früher Janitschar gewesen, als solcher 1809 von den Russen gefangen und nach Petersburg gebracht worden. Er hatte sich durch seine Intelligenz auf den für ihn hohen Posten aufgeschwungen, in welchem er stand, eigne Pferde und Diener hielt, sich in der Nähe des Pascha's befand, und sein gutes Auskommen hatte.

Er zeigte sich mir sehr gutmüthig, dienstfertig, und versah seine Geschäfte, um mich bequem, schnell und mit Sicherheit fortzuschaffen, mit großem Eifer und Treue.

Als er mich leidend sah, ließ er mir durch den Dollmetscher sagen: er würde gern von seinem Herzblut geben, wenn er mich dadurch erleichtern könne. — Nachdem wir einige Tage zusammen geritten waren, und ich mir von ihm über das Land, die eigenthümliche Kultur, die Gebräuche und Bewohner viel hatte erzählen lassen, und die verständige bescheidene Auskunft, die er mir gab, meine Verwunderung und mein Wohlgefallen erregte, führte ich das Gespräch auf die Macht seines Pascha, die Armeen des Sultans und fragte, was er von dem jetzigen Krieg mit Rußland denke? Ich beklage die Verblendung des Sultans, der die Janitscharen aufgehoben hat, und nun dulden muß, daß solche elende Kerle, wie die Russen, über den Balkan kommen.

Ich fragte, was er denn thun würde, wenn er Sultan wäre?

Ich würde: erwiederte er, mit hocherhobenem Kopfe und rollenden Augen, Euch Christenhunde, wie ihr seid, in einem Winkel von Europa zusammen treiben, und Euch nöthigen, Euch untereinander aufzufressen.

Meine Begleiter und ich brachen in ein Gelächter aus, dies setzte jedoch meinen Tartaren-Chef in eine solche Wuth, daß er sein altes Postpferd im Maule riß, ihm beide Sporen gab, es in der Carriere parirte, rechts und links herum warf, Alles das, blos um uns zu zeigen, daß er der Mann dazu sei, die Christenhunde in die Enge zu treiben. Nachdem er uns sämmtlich hierauf mit der ausdruckvollsten Verachtung angesehen hatte, ritt er stillschweigend weiter. Als ich auch schwieg, war er nach einer Stunde wieder wie zuvor, mein sorgsamer und dienstfertiger Freund.

Mein Dollmetscher hatte mich zuvor gewarnt, mich in Acht zu nehmen, und sagte mir nachher, ich könne sicher sein, daß es mir mit jedem Türken so gehen würde, wenn ich ein Wort fallen ließe, was er als eine Geringschätzung seiner Nation ansehen könne.

Wir hatten später mit ganz gemeinen Schiffern, die uns höchst ungeschickt fuhren, eine ähnliche Scene, als Herr von Küster sie belehren wollte, und einem von uns die gute Lehre entfahren war: sie möchten sich die Griechen wieder ausbitten — die Türken könnten das nicht.

Bei meinem Eintritt in Klein-Asien hatte ich mir es zum besondern Geschäft gemacht, mich mit den Türken, mit denen ich in Berührung kam, zu unterhalten. Es waren dies Leute der gemeinsten Klassen, zerlumpte Packträger auf den Posthöfen, Postillone, und gemeine Milizen, welche unsre Bedeckung ausmachten.

Wenn die Leute angeredet, und somit in der Regel um etwas befragt wurden, so hörten sie den Dollmetscher mit der größten Aufmerksamkeit, und gaben dann eine klare und be-

ſtimmte Antwort, bei welcher in Hinſicht des wenig oder viel, ein merkwürdiger Takt zum Grunde lag.

Unſre Bagage mußte alle Stationen auf neue Laſtpferde gepackt werden, und da wir darauf nicht vorbereitet waren, ſo konnte es nicht fehlen, daß manche Gegenſtände ſehr ſchlecht verwahrt waren, welche für den gemeinen Mann einen großen Reiz haben mußten.

Unſer Dollmetſcher beruhigte uns dadurch: daß ein Diebſtahl ſolcher Art nie von Türken verübt werde, auf deren Ehrlichkeit, Treue in der Ausübung einer übernommenen Pflicht und Wahrheitsliebe man ſich vollkommen verlaſſen könne.

Ich war von dieſem Benehmen der gemeinſten Leute ſo imponirt, daß ich mich fragte: wie müſſen erſt die Reichen und Vornehmen ſein? bis ich ſpäter entdeckte, daß dieſe Tugenden keine Folgen einer hohen Kultur, ſondern eine Folge der nationalen, auf die muhamedaniſche Religion gegründeten Entwickelung waren.

Alle Kinder werden geübt zu hören, zu verſtehen und dann zweckmäßig zu antworten. Die Lüge, der Wortbruch werden als die größten Unthaten dargeſtellt, der Diebſtahl, der ein geheimes Handeln und fortgeſetztes Verbergen erfordert, wird als eine unauslöſchliche Befleckung eines offnen männlichen Charakters angeſehen, und dieſe aus der Kindheit mit herüber genommenen Vorſtellungen haben als religiöſe Lehren und Geſetze eine tiefe Wurzel geſchlagen.

Hatte ſich Mahomet das Ziel geſteckt, ſein Volk von dieſen Fehlern frei zu erhalten, ſo hat er es allerdings erreicht, allein nicht ohne große Opfer zu bringen, denn wenn der Menſch Leidenſchaften völlig bezähmen ſoll, ſo wird die große Maſſe dies nur vermögen, wenn ihr für die Bezähmung gewiſſer Leidenſchaften ein Erſatz durch freie Ausübung anderer zugewieſen wird.

Mahomet hat das ganze weibliche Geschlecht den Männern Preis gegeben. Für die Frauen giebt es keinen Himmel und keine Rechte auf Erden; sie müssen sich bedingungslos dem Willen der Männer unterwerfen, welche ihre Herren werden. — Eine natürliche Folge davon ist, daß die Frauen gar keine Erziehung erhalten, und daher auch auf die Erziehung ihrer Söhne durchaus nicht einwirken können. Sie sind auf die mütterliche Liebe beschränkt.

Die väterliche Liebe, in dem Sinn unserer Monogamie kann der Türke, vor Allem der Reiche, der viele Frauen hat, nicht kennen. Mahomet hat ihm dafür andre Freuden zugewiesen.

Wenn wir in Europa zwar wissen, daß der Koran den Zweck hatte, eine vollkommen kriegerische und erobernde Nation zu bilden, herrschend in den Gauen, welche sie bewohnt, und nie das Schwert von sich legend, die Bewohner der eroberten Länder zu Sclaven bildend, — oder wenn sie es bereits waren, darin erhaltend, so fehlt uns doch immer das sicherste Mittel, um zu klaren Vorstellungen zu gelangen, wie diese Aufgabe gelöst ist, weil wir die mahomedanischen Lehren auf europäische Stämme pfropfen, wohin sie nicht passen wollen, und daher auch kein Resultat geben können.

Sieht man jedoch die Vorbereitung zum Koran an Ort und Stelle, durch die glühende Sonne, welche für den Menschen arbeitet und ihm seine, in jenem Klima viel geringeren Bedürfnisse so reichlich zuführt, daß es keiner Arbeit zur Fristung des Lebens bedarf, so wird Vieles klar.

Die hohe Entwickelung des kriegerischen Geistes hat meine Erwartung zwar übertroffen, allein ich habe begriffen, daß es in einer Nation nicht anders sein kann, in welcher der Stuhl, der Tisch und das Bette verboten sind, um nicht vom Zeltleben zu entwöhnen, jedes andre als das Kriegshandwerk Unehre bringt, und der bewaffnete Theil der unermeßlichen Länder-

ſtriche, welche der türkiſchen Botmäßigkeit unterworfen ſind, nur aus Osmanlis beſtehen kann.

Dagegen iſt es mir unbegreiflich geblieben, wie bei dem ſonſt ſo wahrheitsliebenden Character, die Türken den Zuſtand, in welchem ſie ſich hinſichtlich ihres Eigenthums befinden, ertragen können.

Der Sultan iſt Herr über das Leben aller Türken, er kann jeden ohne Unterſuchung und Urtheil hinrichten laſſen. Der Koran beſchränkt den Großherrn, indem er die Willkühr geſtattet, nur in der Zahl.

Er erlaubt ihm täglich 14, oder jährlich 5110 dergleichen Hinrichtungen auszuführen.

Der Sultan iſt aber auch Herr über alles Vermögen ſeiner Unterthanen. Er kann bei ihrem Tode Alles einziehen, was ſie hinterlaſſen, nach dem Grundſatz, daß der ganze Beſitz nur ein Lehen iſt, das bei dem Tode jedes Einzelnen heimfällt. —

Wenn es hierbei die Abſicht Mahomets war, eine Gleichgültigkeit gegen das Leben, und zugleich gegen den irdiſchen Beſitz zu erzeugen, ſo hat er auf den erſten Punkt ſeinen Zweck erreicht — aber nicht durch dieſes Geſetz, ſondern weil ihm dabei die Peſt, der Fatalismus und die klimatiſchen Verhältniſſe zu Hülfe kommen kommen; auf den zweiten Punkt aber, den irdiſchen Beſitz, hat er ſeinen Zweck verfehlt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ein ſolcher Beſitz ſich nicht allein auf das Individuum und deſſen Leben, ſondern auf deſſen Familie und ihre Exiſtenz nach ſeinem Tode bezieht.

Daher iſt denn der allgemeine Gebrauch entſtanden, daß jeder Türke ſein Vermögen verheimlicht, verbirgt, ableugnet, und alle Künſte aufbietet, um es ſeinen Nachkommen zu ſichern.

Eine Benutzung des baaren Geldes durch zu beziehende Intereſſen giebt es öffentlich in der ganzen Türkei nicht.

Jedermann vergräbt sein baares Geld, und zeigt öffentlich Armuth, wenn er auch in seinem Innern mit Luxus lebt.

Diese Verhältnisse sind es, welche den türkischen Staat mit einer Umwälzung bedrohen, und sie ohnfehlbar herbeiführen müssen, sobald er aufhört, ein erobernder zu sein, und seine Unterthanen die europäischen Gesetze kennen lernen.

Es ist oft die Ansicht aufgestellt worden, daß die im türkischen Reich durch die Macht der Priester zurückgehaltene Kultur sich die Bahn selbst, durch den Umsturz dieser Macht durchbrechen werde. — Diese Ansicht kann ich nicht theilen.

Es scheint, als ob Mahomet die menschliche Natur und ihre Abneigung gegen die Priester-Gewalt genau gekannt habe, und daß er aus diesem Grunde die religiösen und weltlichen Gesetze dergestalt in einander verschmolzen, ja in einem solchen Knoten zusammen gewirrt habe, daß Niemand ihn anders zu lösen vermag, als der gordische Knoten gelöst wurde. — Um dies zu verhindern, ist aber durch den Stand der Ulema's gesorgt, welche als Wächter aller Gesetze bestellt, und dazu mit besonderen Vorrechten ausgerüstet sind. Der Priester, der Rechts- und der Schriftgelehrte gehören alle gleichmäßig zu den Ulema's, und der Sultan ist ihrer Macht unterworfen, wenn er vor ihrem Gericht nicht darzuthun vermag, daß er nach den Buchstaben des Korans gehandelt hat.

Wie allmächtig man den jetzigen Sultan auch halten mag, weil er das Recht über Leben und Tod ohne Rechenschaft übt, nie wird es ihm gelingen, die Macht der Ulema's zu brechen.

Man hat so viel von den Schönheiten der Natur in dem Bosphorus und der reizenden Lage von Constantinopel gesprochen, daß ich mich gedrängt fühle, diesen Gegenstand hier noch zu berühren. —

Wer um den Anfang August's aus dem Meer von Marmora nach Constantinopel kommt, wird sich unmöglich rühmen

können, einen angenehmen Eindruck empfangen zu haben. Das Gemäuer der sieben Thürme in braungrauer Ruinenfarbe im Vordergrund, links so weit das Auge reicht, eine von aller Vegetation entblößte, von der Sonne in Heidefarbe gesetzte Fläche, im Hintergrund die Unzahl von geschmacklosen Minarets, welche die schönen Kuppeln der Sophia und einiger andern Kirchen völlig erdrücken, und längs dem Meer die verfallne ungeheure Mauer von Constantinopel — in der That, Niemand kann da etwas besonders Schönes finden. Dasselbe findet überall Statt, wenn man von der europäischen Landseite kommt.

Aus dem Bosphorus nimmt sich Constantinopel viel besser aus. Man hat das Serail mit seiner Terrasse vom Meer aufwärts vor sich, rechts auf der Höhe Pera den Hafen, links den Leander-Thurm, Scutari und in der Entfernung die Inseln. Der Bosphorus ist ein sehr belebter breiter Kanal mit leichten Hügeln eingefaßt. Unmittelbar am Wasser ziehen sich Wohngebäude gegen das schwarze Meer mit geringen Unterbrechungen hin, Kiosks, Vertheidigungsthürme und Batterien in den wunderbarsten Formen liegen längs beider Ufer, und Alles das hat seine Verbindung mit Constantinopel und auf der asiatischen Seite mit Scutari zu Wasser, in Ermangelung von Landwegen.

Der Bosphorus ist pitoresk, man kann sagen schön; — aber wer den Lago di Como gesehen hat, wird diesem letzten sehr den Vorzug geben.

Bei einer ohngefähr gleichen Breite hat dieser an seinen Ufern eine üppige Vegetation, während die des Bosphorus ärmlich, und die Hügel zu unbedeutend sind.

Man nennt Constantinopel, Neapel und Genua als die drei schönsten Punkte von Europa.

Wenn dies richtig ist, so möchte vor Allem die Bucht von Neapel zuerst genannt werden. Genua von der Seeseite, den

Hafen, die Stadt im Vordergrund, den Leuchtthurm zur Linken, im Hintergrund ſeine Terraſſen bis zum Fort l'Eperon, giebt den impoſanteſten Anblick. —

Der Golf der Spezzia iſt von einer beſondern Schönheit, ſo wie er auch für eine Marine von beſonderer Wichtigkeit iſt. Napoleon hatte dies erkannt, und war damit beſchäftigt in drei nahe zuſammen liegenden Buchten dieſes Golfs, deſſen Eingang leicht zu ſperren, deſſen Ausgang aber ſchwer zu verhindern iſt, ein großes Kriegs-Etabliſſement für 32 Linienſchiffe mit eben ſo viel Fregatten ꝛc. anzulegen.

Die bedeutenden Quarantaine-Gebäude, welche zwiſchen dieſen Buchten liegen, wären ihm dabei zu Statten gekommen.

Er wurde in dieſen Anlagen unterbrochen.

Neuntes Capitel.

Reise von Berlin nach Petersburg. — Zusammentreffen mit der türkischen Gesandtschaft in Petersburg. — Rückreise nach Berlin.

Der König empfing mich am andern Morgen nach meiner spät des Abends erfolgten Ankunft in Berlin mit allen Zeichen der großen Zufriedenheit des glücklichen Ausganges meiner Mission; Se. Majestät hatten jedoch die Ansicht aufgefaßt, als ob der Entschluß des Sultans, den Frieden herzustellen, eine Folge der ihm von mir gegebenen Ueberzeugung sei, daß seine Armeen den russischen nicht widerstehen könnten, und dadurch eine vortheilhafte Meinung von den militairischen Einsichten des Sultans bekommen, der durch die Vernichtung der Janitscharen den Eindruck eines Mannes von großer Energie gemacht hatte. — Der König war sehr verwundert, daß ich das Eine wie das Andre nicht zuzugeben und meine Zweifel mit guten Gründen zu belegen vermochte.

Der König eröffnete mir bei dieser Gelegenheit, daß sein jüngster Sohn, der Prinz Albrecht, eine Reise nach Petersburg mache, und daß ich zu seinem Begleiter ausersehen sei, wodurch ich vielleicht Gelegenheit haben werde, dem Kaiser, seinem Herrn Schwiegersohn, noch nützlich zu werden.

Während meines Aufenthalts in Constantinopel hatte ich dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht allein meine

Als Persien eine Gesandtschaft nach Petersburg absandte, sahen die Ulema's dieses Reich als besiegt und Ew. Kaiserlichen Majestät Scepter unterworfen an.

Als sich in Constantinopel die Kunde von dem Uebergang des Feldmarschalls Diebitsch über den Balkan verbreitete, schrieen alle Ulema's: wir müssen Frieden schließen! wer aber gerathen hätte, wir müssen eine Gesandtschaft nach Petersburg senden, lief damals Gefahr, gesteinigt zu werden.

Der Sultan hat seinen Frieden aus innerer Neigung geschlossen, aber er mußte ihn schließen, weil die Ulema's ihn wollten, wenn er damit den Fall von Constantinopel abwenden konnte. Der Sultan mußte aber den Krieg eben so gut wieder anfangen, wenn die von Ew. Majestät eroberten Länderstriche wieder verlassen waren, und um ihn dieser Gewalt der Ulema's zu entziehen, gab es kein anderes Mittel, als eine Gesandtschaft nach Petersburg.

Hatte Persien diesen Beweis von Unterwerfung (nach der Ansicht der Muselmänner) gegeben, so lag es im europäischen Interesse, dieses öffentliche Zeichen der Anerkennung Ihrer Macht und Erfolge herbeizuführen, denn es war das einzige Mittel zu einem dauerhaften Frieden.

Aber abgesehen von dem europäischen Interesse, lag es noch ungleich höher in dem von Ew. Kaiserlichen Majestät, einen Nachbar zu haben, dem es Ernst ist, den Frieden zu bewahren, und nicht tückisch auf eine Gelegenheit zu lauern, um sein Glück in einem neuen Kriege zu versuchen.

Es ist mir nicht leicht geworden, den Sultan zu diesem wichtigen Schritt zu bewegen. Wohl übersah ich nach der Auflösung aller militairischen Streitkräfte der Pforte, daß der Augenblick da war, meine Absicht durchzusetzen, allein ich konnte weder dem Sultan die Augen öffnen, daß ich dadurch seine *Macht* befestigen wolle, indem ich den Zwang einen neuen Krieg

gegen seinen Willen zu beginnen, abwende, noch den Ulema's, daß ich dadurch ihre usurpirte Gewalt zu brechen gedenke.

Dem einen Theil mußte ich die Freundschaft und Allianz mit Ew. Kais. Majestät, verbunden mit einem dauerhaften Frieden, in Aussicht stellen, dem andern Theil, der zur Rettung von Constantinopel den Frieden verlangt hatte, zur Erwägung stellen, daß mit der Unterzeichnung des Friedens die Erfüllung des Manifests angenommen sei, und daß ein Nachlaß von den baaren Entschädigungen, welche dadurch zur Bedingung geworden, nur von Ew. Kaiserlichen Majestät ausgesprochen werden könne. —

Ich berge nicht, daß ich die Erfolge dieser Vorstellungen für einen glücklichen Ausgang des bis dahin zweifelhaften Friedens gehalten habe.

Ob diese Sendung einer Gesandtschaft den Beifall aller europäischen Höfe haben werde, lasse ich dahin gestellt sein, so viel aber ist gewiß, daß Ew. Kaiserlichen Majestät wegen dieser Sendung von keiner der europäischen Mächte ein Vorwurf gemacht werden kann.

Aber auch noch andere Gründe haben mich geleitet.

Die Muselmänner sind gute Reiter, tapfre Soldaten und höchst brauchbar als Sabreurs.

Aber in dem ganzen Volk giebt es keinen Strategen, der gegenseitige Kräfte zu bilanciren und Operationen einzuleiten weiß, nach welchen Entscheidungen ohne Schlachten erfolgen, und selbst nach gewonnenen Schlachten ganze Feldzüge erfolglos enden.

Die türkischen Feldherrn wissen von ihrer Ueberlegenheit keinen andern Vortheil zu ziehen, als eine Schlacht hartnäckiger zu machen, und da sie von der Prädestination regiert werden, so ist die Uebermacht ihres Gegners für sie kein Grund, einer Schlacht oder einem Krieg auszuweichen.

ſie ſchonen, weil Du der letzte vom grünen Turban biſt; aber ſo lange die Janitſcharen und die Ulema's beſtehen, biſt Du ein machtloſer Sultan!"

Die Janitſcharen ſind vernichtet, die Gefahren für den Sultan ſind dieſelben geblieben, nie wird es ihm gelingen, ihre Macht zu brechen.

Der Sultan iſt nach der Verfaſſung der erſte Ulema, aber indem er ihre Macht vertritt, iſt er ihr auch in vielen Fällen unterworfen. Die Ulema's und der Fanatismus ſind unzertrennlich. Der Fanatismus und die Civiliſation ſtehen einander gegenüber. Soll die Civiliſation den Fanatismus verdrängen, ſo muß die Verfaſſung zuerſt untergehen. Das kann aber nicht aus dem Innern des Reichs, es kann nur von Außen kommen, und bedingt eine Unterjochung des türkiſchen Reichs unter fremde Gewalt.

Der Kaiſer wies den bloßen Gedanken an eine ſolche Umwälzung als ein eben ſo ſtrafbares als thörichtes Unternehmen zurück. Er bezeichnete die Grenzen des ruſſiſchen wie des öſtreichiſchen Kaiſerreichs als ſicher ſtellend gegen das osmaniſche Reich, das nach dem Fall der Janitſcharen aufgehört habe, eroberungsſüchtig zu ſein. Er rühmte den Charakter der Muſelmänner, ihre Wahrheitsliebe, die Treue, mit welcher ſie gegebene Verſprechungen halten, und folgerte daraus, daß er ſich keine beſſern Nachbarn wünſchen könne, daher auch Alles thun werde, um ihre Integrität aufrecht zu erhalten und ſie, ſo weit er es vermöge, vor innern Spaltungen und äußern Angriffen zu bewahren. — Wenn in Europa hin und wieder die Beſorgniß laut geworden ſei, als könne er aus Kriegsluſt oder falſchem Ehrgeiz verleitet werden, gegen die Pforte als Eroberer aufzutreten, ſo beweiſe dies nicht allein eine völlige Unbekanntſchaft mit der Richtung ſeines Geiſtes, ſondern auch die Vorausſetzung, daß er ſeine eigne Lage und die Verhältniſſe *ſeines Reichs* wenig durchdacht habe. Sowohl der Umfang der

seinem Scepter unterworfenen Länder, als ihre Population, beschäftige für ein Menschenleben vollauf; es würde eine Thorheit von ihm sein, nach Eroberungen zu streben; der ihm von Gott vorgezeichnete Weg sei, das Wohl seiner Unterthanen zu fördern, und dazu gehöre vor Allem, es vor frivolen Kriegen zu bewahren. Dies werde erreicht durch treues Festhalten der eingegangenen Verbindlichkeiten gegen andre Mächte, und durch ein consequentes Enthalten aller Einmischung in fremde Rechte. Dies sei das Streben seines Lebens, und er bäte Gott, ihm dazu die nöthige Gesundheit und Kraft zu verleihen.

Diese Aeußerungen versetzten mich in eine schwer zu beschreibende Bewegung. Sie waren so einfach und doch mit so viel Wärme ausgesprochen, daß jeder Gedanke an Kunst und Absicht nicht aufzukommen fähig war. Es hatte sich ein edles Herz, ein reiches Gemüth, ein klarer Verstand bei einer großen, aber ganz zufälligen Veranlassung mit Wahrhaftigkeit entfaltet. —

Ich habe diese mir ewig merkwürdige Unterredung sofort niedergeschrieben, und während meines beinahe 5monatlichen Aufenthalts in Petersburg in Wirken und Handeln des Kaisers nichts gefunden, was nicht mit den Worten dieser Unterredung in der vollkommensten Harmonie gestanden hätte.

Die türkische Gesandtschaft kam in Petersburg an, sie wurde vom Kaiser mit Auszeichnung, mit besonderm Wohlwollen und mit vollem Vertrauen empfangen. — Der Kaiser hatte in der ersten Woche tägliche Unterredungen mit den Abgesandten, um den Weg zu bahnen, und theilte mir die Resultate mit. Halil Pascha war mir mit der Anrede: mon respectable père entgegengekommen und nahm meinen Rath in seinen wichtigen Aufträgen in Anspruch *).

*) Die Vaterwürde ist im osmanischen Reich so hoch gestellt, daß die Anrede: „mein Vater," die höchste Dankbarkeit und die größte Ehrerbietung ausdrückt.

Er theilte mir seine Privat-Unterredungen mit dem Kaiser mit, ohne zu wissen, daß ich sie bereits kannte. Alles stimmte vollkommen.

Im Laufe der Unterhandlungen konnte ich nützlich werden. Halil befolgte meine Winke und der Kaiser kam meinen Bitten: der Pforte die baaren Zahlungen als Kriegsentschädigung zu erleichtern, entgegen. Ganz konnten sie nicht erlassen werden, denn es war das erste Mal, daß die Pforte in die europäische Sitte Kriegs-Entschädigung zu zahlen, eingeweiht und dadurch der europäischen Civilisation näher gebracht wurde.

Der Kaiser war übrigens der Ansicht, daß er diese Kriegsentschädigung nicht erlassen könne, ohne ein Unrecht gegen seine eignen Unterthanen zu begehen, denen er nicht ansinnen könne, die Zahlungen zu leisten, welche die Türken nicht aufzubringen geneigt wären. Er bewilligte jedoch Fristen und nahm Gegenstände der Ausgleichung zu so hohen Preisen an, daß Halil dankbar und mit der größten Verehrung für den Kaiser Petersburg verließ. Das ganze Personal der Gesandtschaft theilte dieses Gefühl der Verehrung und Bewunderung der großen Eigenschaften des Kaisers, so daß man annehmen konnte, diese auserwählten Männer würden auf die öffentliche Meinung in Constantinopel zu Gunsten des Kaisers einen wohlthätigen Einfluß üben.

Der Kaiser hatte mir während meines langen Aufenthalts in Petersburg so viele Beweise seines fortgesetzten Wohlwollens gegeben, daß ich mit Gewißheit annehmen konnte, er hatte die Aufzählung der Gründe, die mich bewogen hatten, die Sendung einer türkischen Gesandtschaft nach Petersburg in Vorschlag zu bringen, nicht übel aufgenommen. Ob ich ihn von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit meines Vorschlags überzeugt hatte, war eine andere Frage. Ich mußte das Gegentheil annehmen, da er mir keine Antwort gegeben und die Angelegenheit nicht wieder zur Sprache gebracht hatte.

Er verabschiedete mich in seinem Cabinet mit der ganzen Fülle seines Wohlwollens, und als ich an der Thür war, rief er mich zurück: „Apropos wegen der Sendung der Gesandtschaft, die Sie dem Sultan vorgeschlagen hatten, — Sie haben Recht gehabt, Sie haben richtig vorausgesehen.“

Also, ich hatte den Kaiser überzeugt, nicht im ersten Augenblick, wo der Verdruß der Verzögerungen in Constantinopel noch auf ihm lastete, jedoch nach reiflicher Prüfung. — Mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, war seinem edlen Herzen ein Bedürfniß. Er wollte mich nicht abreisen lassen, ohne mir diese Genugthuung zu geben, die ich nicht erwartete, da ich wohl fühlte, wie schwer es dem Kaiser werden mußte, einen Irrthum anzuerkennen, der nicht allein von ihm ausging, sondern auch während 3 Monaten den diplomatischen Verhandlungen seines Ministers des Auswärtigen eine falsche Richtung gegeben hatte.

Für mich waren diese wenigen Worte der höchste Beweis eines erhabenen großartigen Charakters, und befestigten die tiefe Verehrung, die ich für den Kaiser empfand, für mein ganzes Leben. —

Ich sehe es als eine heilige Pflicht an, der Nachwelt diesen schönen, den Kaiser Nicolaus ehrenden Charakterzug nicht vorzuenthalten, mit welchem meine Mission nach Constantinopel beendet war.

Beilagen.

Nr. 1.

Constantinople le 10. Août 1829.

Sa majesté le roi mon auguste maître, ayant recueilli dans les entretiens qu'il a eu récemment avec S. M. l'empereur de Russie, de nouvelles et d'irrécusables preuves des intentions bienveillantes du monarque Russe, et étant par là plus à même qu'aucun de ses alliés de rendre un témoignage éclatant de la sincérité des sentiments de l'empereur Nicolas, s'est cru plus particulièrement appellé à tâcher de porter la conviction que S. M. avait acquise, elle même, dans l'esprit de sa hautesse le Grand-Seigneur.

C'était le but principal de la mission que S. M. le roi m'a confié.

Il est atteint, depuis que Son Excellence le Réis Effendi m'a assuré que la Sublime Porte ajoute une foi entière aux assurances que j'ai été chargé de lui présenter, c. a. d. qu'elle croit à la modération, et aux dispositions pacifiques de l'empereur Nicolas.

Les appréhensions que la Porte entretenait jusqu'ici sur le projet qu'elle prêtait à la Russie, de viser à la déstruction *du gouvernement* Ottoman, n'existant plus, deux alternatives

paraissent se présenter à la Porte relativement à la marche qu'elle aura à suivre désormais.

L'une serait, de ne tirer aucun profit de la connaissance plus parfaite qu'elle a aujourd'hui des intentions de l'empereur Nicolas, et de continuer la guerre.

Si la porte choisissait cette alternative, l'Europe ne pourrait que regretter de la voir entrer dans une voie aussi funeste. L'empereur de Russie après avoir épuisé tous les moyens pour mettre au grand jour la sincérité de ses intentions, serait en droit alors, de poursuivre ses opérations militaires, jusqu'à leur dernier résultat, et les puissances amies de la Porte, loin de la soutenir dans une telle résolution, ne seraient même en état de s'intérresser efficacement pour un gouvernement, qui aurait rejetté les conseils de l'amitié, dans un moment où ils devaient produire un effet aussi salutaire qu'immédiat. Les conséquences, faciles à prévoir de cette résolution, ne seront dès lors, on doit craindre, plus à détourner.

L'autre alternative consisterait à entrer en négociations avec la Russie. Cette route paraît réunir en elle tous les avantages; elle est conseillée par les préceptes de la plus simple prudence. S. E. le Réis Effendi m'a fait l'honneur de me dire, que la Sublime Porte croyait aux intentions moderées de l'empereur Nicolas, en ajoutant que la Sublime Porte était animée des mêmes dispositions. — Qu'est-ce qui peut donc dans un tel état des choses empêcher la nomination, et le départ des plénipotentiaires de la part de sa hautesse le Grand-Seigneur? Reste-t-il encore à la porte une ombre de méfiance sur les intentions de l'empereur de Russie? sur le sens des conditions renfermées dans le manifeste Russe? — Mais alors S. E. le Réis Effendi se dirait sûrement; que le roi mon auguste maître, et les souverains, ses alliés, ne sont pas habitués à adopter et à prononcer légèrement une opinion sur les intentions d'une puissance tierce, et que ce qui doit être mis

au nombre des chimères,) si les assurances données par l'empereur de Russie, ne venaient pas à se réaliser, les souverains s'en trouveraient tellement blessés, que sûrement, ils se verraient engagés aux efforts les plus empressés, pour faire revenir le gouvernement Russe d'une marche, contraire à ses promesses. S. E. se dira également, que le roi de Prusse, l'ami le plus constant et le plus désinterressé de la porte Ottomane, ne conseillerait pas à sa hautesse le Grand-Seigneur, d'entrer en négociations pour rétablir la paix, si sa majesté n'était pas bien assurée:

que la Sublime Porte peut obtenir une paix, qui se concilie avec son honneur, sa dignité et son indépendance.

Nr. 2.

Traduction de l'original turc.

Constantinople le 12. Août 1829.

La Sublime Porte, désirant de voir la fin des maux de la guerre, et persuadée que l'empereur de Russie est dans les mêmes dispositions pacifiques, est prête a conclure la paix aux conditions suivantes:

1) Intégrité entière de toutes ses possessions en Romélie et Natolie, sans exception.
2) Exécution entière de tous les anciens traités, et particulièrement de celui d'Akerman.
3) Conformément au traité de Londres, on négociera sur les bases du dit traité.
4) La sureté complette de la navigation libre des vaissaux marchands Russes de la mer noire, sans que cela porte *préjudice* à l'indépendance des possessions Ottomanes.

5) Les affaires des négociants respectifs, et leurs demandes reconnues justes, seront traitées et réglées à Constantinople.

En Conclusion.

On enverra immédiatement au grand-visir les instructions, et les pouvoirs nécessaires, pour traiter et conclure la paix, sur la base de ces cinq articles, et après avoir échangé les documents à ce sujet, faire cesser aussitôt les hostilités par terre et par mer.

Le grand-visir fera part de ces dispositions au Feld-Maréchal Russe, et après la conclusion de la paix, fondée sur ces bases, seront nommés de la part du camp impérial, des plénipotentiaires, pour traiter et régler les autres affaires et objets de moindre conséquence.

Nr. 3.

Traduction de l'original turc.

Constantinople le 17. Août 1829.

La Sublime Porte, prêtant foi aux dispositions pacifiques de sa majesté l'empereur de Russie invite Son Excellence, son ami, le général Prussien, d'écrire à S. E. le Feld-Maréchal du camp Russe, pour l'engager, d'entrer sans délai en négociation, et d'amener la paix de part et autre, sur la base, specifiée dans les cinq articles.

Nr. 4a.

Constantinople le 15. Août 1829.

Mon général!

Tout en félicitant à Votre Excellence du résultat dont sa mission vient d'être couronnée, je ne puis qu'exprimer

mes regrets, de ce qu'elle se dispose à quitter aussitôt cette capitale.

Je prie V. E. de croire, qu'en faisant tout ce qui dépendait de moi pour coopérer dans vos efforts, je n'ai fait que remplir un de mes devoirs le plus sacré, qui est de travailler incessamment à la paix, et au répos de l'Europe; et il m'a été infiniment agréable de me trouver à coté de vous mon général dans la poursuite de ces bienfaits. —

Je saisis cette occasion pour réitérer à V. E. l'assurance de ma haute considération.

(signé) R. Gordon.

A

S. E. le général etc. Müffling.

Nr. 4b.

Constantinople le 15 Août 1829.

Monsieur le Baron!

Je vous prie de recevoir l'expression de toute ma réconnaissance des communications interressantes que vous avez bien voulu me faire par la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser en date du 14 du courant, et d'agréer en même tenu mes félicitations sincères, sur le plein succès de votre mission.

Les résolutions prises par le gouvernement Ottoman à la suite de vos démarches Monsieur le Baron, sont d'une si haute importance pour cet empire, et ce résultat est si conforme aux voeux de ma cour, qu'elle ne pourra en l'apprenant, qu'éprouver la plus vive satisfaction.

En réunissant mes efforts aux votres, je n'ai fait *que remplir* les ordres de l'empereur mon auguste maître.

Je m'estime heureux d'avoir, en les exécutant, pu mériter votre suffrage, auquel j'attache le plus grand prix.

Recevez monsieur le général, l'assurance de ma haute considération.

(signé) Le Baron d'Ottenfels.

A

S. E. Monsieur le Baron etc. de Müffling.

Nr. 4c.

Constantinople le 14 Août 1829.

Monsieur le Baron!

J'ai reçu la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser en date de ce jour, afin de m'annoncer que l'objet de votre mission se trouvant rempli par les déclarations satisfaisantes du Réis Effendi, V. E. se disposait à retourner à Berlin.

Je suis très sensible à ce qu'elle veut bien ajouter d'obligeant sur ma coopération, et j'aime à espérer avec elle, que la démarche à laquelle la porte vient d'être amenée, sera suivie d'une paix durable.

Agréez, je vous prie, Monsieur le Baron, avec l'expression du regret que me fait personnellement éprouver votre prochain départ, les assurances de ma haute considération.

(signé) Comte Guilleminot.

A

S. E. Mr. le général etc. Baron Müffling.

Nr. 5.

Auszug
aus der Preußischen Staats-Zeitung.

Berlin, Mittwoch den 14ten October 1829. Nr. 285. Beilage.

Inland.

Berlin, den 13ten October. Die mancherlei irrigen Nachrichten und Urtheile, welche über die Mitwirkung Preußens zu der nunmehr glücklich erfolgten Herstellung des Friedens im Orient sich durch öffentliche Blätter verbreiten, geben uns Anlaß, nachstehende gedrängte Darstellung des ganzen Zusammenhanges hier mitzutheilen.

Schon seit dem Beginn des Krieges zwischen Rußland und der Pforte hegten Se. Majestät der König die Ueberzeugung, daß der Kaiser von Rußland, bei der gefühlten Nothwendigkeit zur Ergreifung der Waffen, gleichwohl unverändert in der hochherzigen Gesinnung beharre, welche sich als fortwährendes Ziel der Anstrengungen den Frieden gesetzt, sobald derselbe die in dem russischen Manifest ausgesprochenen Bedingungen darbieten würde. Diese Ueberzeugung konnte während der im verflossenen Sommer stattgefundenen Anwesenheit des Kaisers in Berlin nur zu größerer Bestimmtheit und Kraft erhöht werden. In den Unterredungen, welche der König mit seinem erhabenen Schwiegersohne über die Orientalischen Angelegenheiten hatte, erklärte der Kaiser sich bereit, zur Beendigung des Krieges Alles, was mit seiner Würde und den unabweislichen Interessen seines Reiches irgend vereinbar sei, eifrig beizutragen, sobald die Pforte ernstlich den Frieden nachsuchen und Unterhandlungen hierzu anknüpfen würde.

Seine Majestät sahen sich dadurch mit völliger Einstimmung des Kaisers, bewogen, diese Ihre so glücklich bekräftigte *Ueberzeugung* auf entschiedene Weise gegen die Pforte auszu-

ſprechen und zugleich nebſt dieſem Vorhaben den andern Höfen kund zu thun. Es erſchien unter den waltenden Umſtänden angemeſſen, von Seiten Preußens für dieſen Zweck eine eigene Sendung nach Conſtantinopel unverzüglich zu veranlaſſen. Die Wahl traf den General-Lieutenant von Müffling, der durch ſeinen Rang, ſeine Stellung und ſeine Perſönlichkeit geeignet war, dem Großherrn die Wichtigkeit der Sendung und die Gewißheit der ihm überbrachten Friedensworte zu verbürgen. Sein Auftrag war einzig darauf gerichtet, die Pforte durch die beſtimmte Verſicherung der unveränderten Friedensgeneigtheit des Kaiſers von Rußland zu bewegen, daß ſie ohne Verzug in das ruſſiſche Hauptquartier Bevollmächtigte zur Einleitung des Friedensgeſchäfts, abordnete; eine unmittelbare Einwirkung aber auf dieſes Geſchäft ſelbſt als Unterhändler oder Vermittler auszuüben, blieb aus dem Kreiſe ſeiner Beauftragung, der Natur der Sache nach, gänzlich ausgeſchloſſen.

Als der General von Müffling am 4ten Auguſt in Conſtantinopel eingetroffen war, hatte der ruſſiſche Ober-Befehlshaber, Graf von Diebitſch, mittlerweile ſiegreich den Balkan überſtiegen und drang ungehemmt gegen die Hauptſtadt des türkiſchen Reiches vor. Die Pforte erkannte die Gefahr ihrer Lage und die ihr unerwartet aufs Neue dargebotenen Friedensworte mußten entſchiedenen Eindruck machen. Wirklich fand der General von Müffling bei der Pforte, welche ſchon in gleichem Sinne durch die vereinten Vorſtellungen der Botſchafter der großen europäiſchen Mächte ermahnt worden war, alsbald Gehör, und der Nachdruck und die Beſtimmtheit, mit welchen der General in die Miniſter der Pforte drang, konnten unter ſolchen Umſtänden den vorgeſetzten Zweck nicht verfehlen. Die Pforte ſandte zwei Bevollmächtigte in das ruſſiſche Hauptquartier, welche angewieſen wurden, in Hinſicht der Friedensbedingungen und Entſchädigungen, die Rußland zu fordern

Doch im Drange der steigenden Gefahr ließ auch der Großherr selbst den Gesandten von Royer schriftlich noch insbesondere auffordern, die gewünschte Sendung in das russische Hauptquartier zu übernehmen, und nun glaubte derselbe endlich um so mehr nachgeben zu müssen, als auch die beiden Botschafter ihre Bitten mit denen der Pforte wiederholt vereinigten. Er schiffte sich daher ohne Säumniß am 9ten nach Rodosto ein, und kam, den Weg von dort nach Adrianopel zu Pferde zurücklegend, am 11ten Abends in letzterer Stadt an. Der russische Ober-Befehlshaber empfing ihn mit Zuvorkommenheit und Offenheit. In der Zuversicht, daß in Gemäßheit der neuen Versicherungen die türkischen Bevollmächtigten nunmehr ihre Bedenklichkeiten aufgeben und den Frieden abschließen würden, ließ er nochmals das Heer seine Bewegungen einstellen. Nachdem hierauf der Gesandte von Royer den türkischen Bevollmächtigten die Nothwendigkeit vorgestellt, alles in ihrer Befugniß Liegende einzugehen, und dem Gebote ihres Herrn gemäß, sich in den Willen des Kaisers zu fügen, entsagten diese zuletzt ihrer Weigerung und am 14ten wurde der Frieden zwischen Rußland und der Pforte unterzeichnet.

Dies ist der Hergang der Sache, deren erwünschtes und gewiß weithin gesegnetes Resultat nunmehr eine Menge von Besorgnissen, welche sich jenen langwierigen und blutigen Verwickelungen des Orients verknüpft hatten, in ihren wesentlichsten Beziehungen als gehoben betrachten läßt.

Nr. 6.

La sagesse de votre langage et la persévérance de vos efforts, sont parvenus enfin à convaincre le divan du danger de sa position, ainsi que de notre sincère désir de préserver l'empereur Ottoman des fatales atteintes que pourraient porter à cet empire le succès des armées victorieuses de la Russie, appréciant vos conseils, et ses véritables intérêts, le divan a résolu, d'entamer des négociations pour le rétablissement de la paix.

Vos soins pour amener ce résultat si désiré vous ont acquis des droits incontestables à Notre bienveillance particulière, et pour vous en donner une preuve éclatante, Nous vous avons nommé chevalier grand croix de l'ordre de St. Wladimir de la première classe, dont Nous vous transmettons ci joint les insignes pour être portés selon les statuts. Votre affectionné

(signé) Nicolaus.

Druck von Ernst Siegfried Mittler und Sohn.
(Spandauerstraße Nr. 52.)

In unserm Verlage erschienen früher von demselben Verfasser:

Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge von 1813 und 1814. Von C. v. W. (Freiherr v. Müffling). 1825. gr. 8. 25 Sgr.

Napoleon's Strategie im Jahre 1813, von der Schlacht von Groß-Görschen bis zur Schlacht von Leipzig. Von C. v. W. (Freih. v. Müffling). 1827. gr. 8. 20 Sgr.

Ueber die Römerstraßen am rechten Ufer des Niederrheins von dem Winterlager Vetera ausgehend, zur Veste Aliso, über die pontes longi zu den Marsen und zu der niedern Weser. Von C. v. W. (Freih. v. Müffling). Nebst einer Karte zur Uebersicht der Römerzüge. 1834. gr. 8. 20 Sgr.

Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. Die Feldzüge der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher, von der Beendigung des Waffenstillstandes bis zur Eroberung von Paris. Von C. v. W. (Freih. v. Müffling). 2te Auflage. 1827. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Ferner an Geschichts-Werken:

Ciriacy, F. v., der Belagerungskrieg des Königl. Preußischen 2ten Armee-Corps an der Sambre und in den Ardennen, unter Anführung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen August von Preußen im Jahre 1815. Nebst einer Abhandlung über die Einschließung fester Plätze und einer aus authentischen Quellen gezogenen Angabe der Stärke, Beschaffenheit und nöthigen Ausrüstungsmittel der vornehmsten Französischen Festungen. Mit vielen Beilagen und Plänen. 1818. gr. 8. 2 Thlr. 15 Sgr.

Fonton, Felix, Rußland in Klein-Asien oder Feldzug des General Paskewitsch in den Jahren 1828 und 1829. Aus dem Französischen übersetzt. Mit einer Uebersichtskarte. 1846. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Geschichte des Feldzugs von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris, als Beitrag zur neuern Kriegsgeschichte (v. Grolmann und v. Damitz). 3 Theile. Mit einer Uebersichtskarte und 9 Plänen. 1842 und 1843. gr. 8. 13 Thlr.

Geschichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und Frankreich, als Beitrag zur Kriegsgeschichte der neuern Kriege (v. Grolmann und v. Damitz). 2 Theile. Mit 3 Plänen. 1837 u. 1838. gr. 8. 5 Thlr. 15 Sgr.

Geſchichte der Kriege in Europa ſeit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI. Mit Ueberſichtskarten und Plänen. 1ſter bis 13ter Theil, 2ter Band. gr. 8. 1827 bis 1850. 49 Thlr. 20 Sgr.

Daraus beſonders:

Geſchichte der Feldzüge in Italien und Deutſchland im Jahre 1800. Mit 2 Plänen 1838. gr. 8. 2 Thlr. 15 Sgr.

— des Krieges im Jahre 1805. Mit 4 Plänen. 1847. gr. 8. 3 Thlr.

— des Krieges von Preußen und Rußland gegen Frankreich in den Jahren 1806 und 1807. Mit 5 Plänen. 1835. gr. 8. 2 Thlr. 22½ Sgr.

Geſchichte des Lützow'ſchen Frei-Corps von Ad. S. (Schlöſſer). Ein Beitrag zur Kriegsgeſchichte der Jahre 1813 und 1814. 1826. 8. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Hofmann, v. (Gen.-Lieut.) zur Geſchichte des Feldzugs von 1813. 2te neu bearbeitete und vermehrte Auflage. 1843. gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

— —, die Schlacht bei Leipzig. 1836. gr. 8. 15 Sgr.

Seydlitz, v., Tagebuch des Königl. Preuß. Armee-Korps unter Befehl des General-Lieutenants v. York im Feldzuge 1812. 2 Bde. mit 2 Karten. 1823. gr. 8. 3 Thlr. 22½ Sgr.

Siborne, W., Geſchichte des Krieges in Frankreich und Belgien im Jahre 1815. Mit einer genauen Darſtellung der Schlachten von Quatre-bras, Ligny, Wavre und Waterloo. Nach der 2ten Ausgabe aus dem Engliſchen in's Deutſche überſetzt von F. Siber. 2 Bände mit Schlachtplänen. 1846. gr. 8. 4 Thlr.

Weſtmorland, Lord Burghersh Graf von, Memoiren über die Operationen der verbündeten Heere unter dem Fürſten Schwarzenberg und dem Feldmarſchall Blücher, während des Endes 1813 und 1814. Aus dem Engliſchen überſetzt von F. W. Schreiber. 1844. gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

DD
416
.M8.A

DD 416 .M8 .A3 C.1
Aus meinem Leben.
Stanford University Libraries
3 6105 035 573 950

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

This book is so well used!
10-13-75